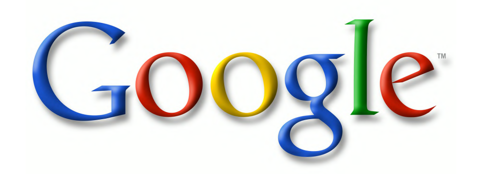
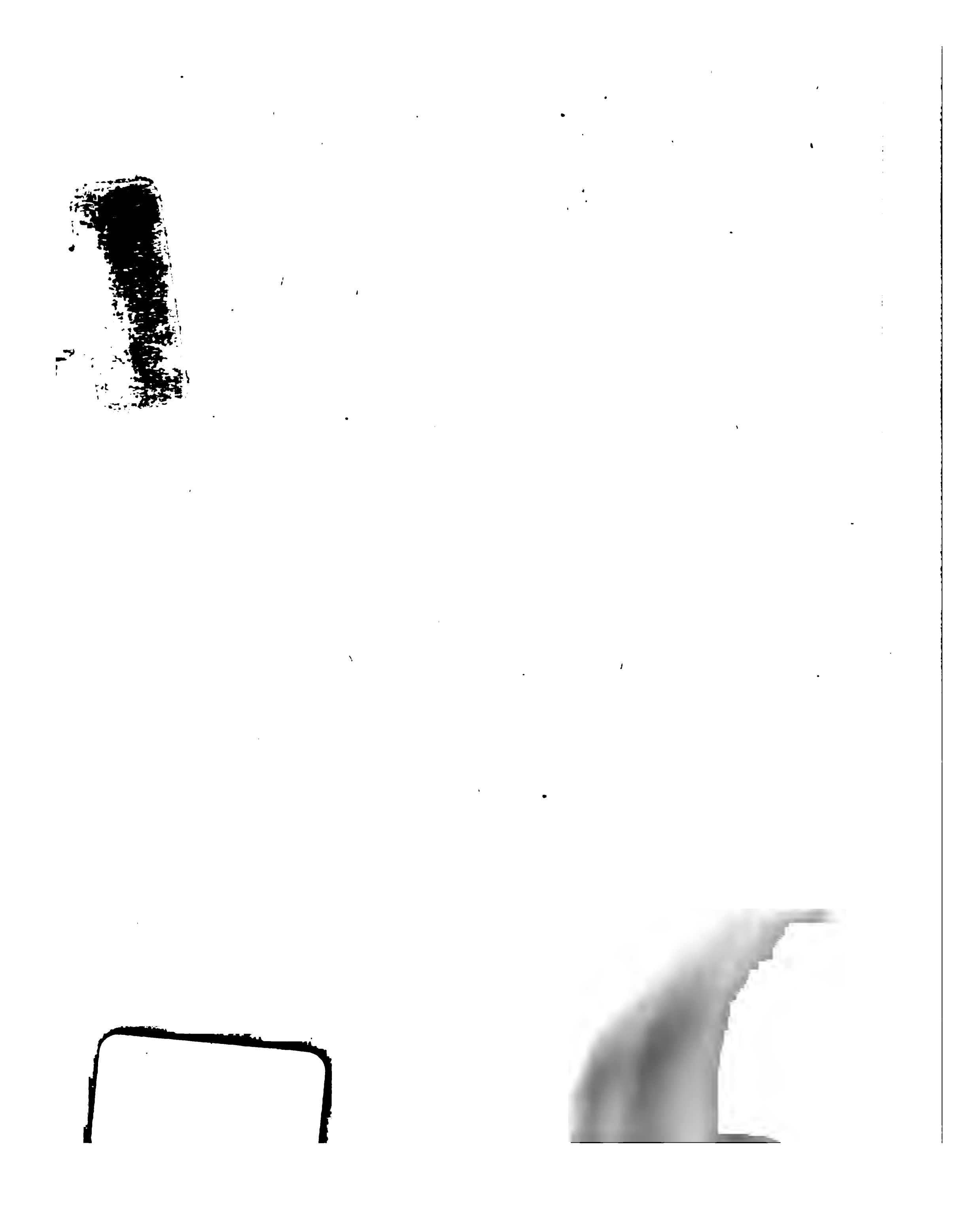






NFW

VERMISCHTE GEDICHTE

UND

PROSAISCHE SCHRIFTEN

VON

HERRN LUDWIG HEINRICH VON NICOLAY.

DRITTER THEIL.

BERLIN UND STETTIN,
Bei Friedrich Nicolai.
1793.

I.

DAS SCHÖNE.

EINE ERZÄHLUNG.

In einem Reiche Asiens lebte vor Zeiten ein König, welcher vier Söhne hatte, die er mit gleicher Zärtlichkeit liebte. Die Gesetze des Landes erlaubten ihm, einen derselben, ohne Unterschied des Alters, zu seinem Nachfolger zu bestimmen. Ein Ausspruch, welcher drei seiner Kinder dem Vortheile des Einen aufopfern sollte, fiel seinem Hersen zu schwer: er entschloſs sich daher, die Sache einer Art von Loose zu überlassen, an welchem jedoch ihr Verstand mehr Antheil, als der bloſse Zufall, haben sollte.

Meine Söhne! sprach er einst, da sie um ihn herum versammelt waren: Einer der nützlichsten Unterrichte für einen künftigen Regenten ist ohne Zweifel dieser, seine Unterthanen, seine Länder, ja auch fremde Reiche kennen zu lernen. So ungern ich euch von mir lasse, so entschlieſse ich mich dennoch, aus wahrer Liebe zu eurem Besten, und zu dem Besten meines Landes, drei Jahre lang eurer beraubet zu leben. Verwendet sie auf nützliche Reisen, wählet eure Wege, jeder nach seinem Gutdünken; durchziehet nicht nur meine, sondern auch entlegene Staaten; seid aufmerksam auf alles, und ein jeder bringe mir *das Schönste* unter allen Dingen, die er sehen, und deren Erwerbung

ihm frei stehen wird, mit sich zurück. Derjenige, dessen Wahl den gröſsten Beifall finden wird, soll mir im Reiche nachfolgen.

Nichts konnte den jungen Prinzen erwünschter seyn, als dieser Befehl. Sie traten ihre Reise mit einem desto gröſsern Eifer an, da von dem Erfolge derselben ihr Schicksal abhangen sollte. Sie nahmen sich jeder einen besondern Weg vor, und trafen zu Ende des dritten Jahres auf den angesetzten Tag in ihrer Vaterstadt wieder ein.

Nach den ersten Umarmungen bezeugten die jüngern Prinzen eine brennende Begierde, die mitgebrachten Schönheiten zu zeigen. Laſst uns, sprach der kluge Vater, in einer so wichtigen Sache nichts übereilen. Welchem von euch auch der Zepter bestimmt seyn mag, der lerne, daſs einem Regenten vielleicht nichts schädlicher, daſs der Wohlfahrt seines Landes nichts nachtheiliger ist, als ein blindes Eilen, seine heftigen Begierden zu erfüllen. Je feuriger sie sind, desto weniger traue er ihnen, und desto langsamer sei er, sich ihnen zu überlassen. Wenn sich das Volk aus allen Theilen des Reiches hieher versammelt haben wird, dann sollt ihr, einer nach dem andern, unsere Neugier und euer Verlangen erfüllen. Jedem von euch gebe ich zehn Tage, damit das öffentliche Urtheil zur gehörigen Reife gelangen möge. — Der Ordnung wegen verglichen sich die Prinzen unter sich, daſs die jüngern zuerst mit ihren Schätzen auftreten sollten: denn der älteste hatte sich von freien Stücken die letzten zehn Tage ausgebeten.

Sogleich lieſs der König Sendschreiben an alle Städte seines Reichs ergehen, das Volk zur Anschauung so seltener und schö-

ner Dinge einzuladen. Der Zulauf war ungemein. Was sich nur regen konnte, Männer, Weiber, Greise, Kinder, alles wollte nach der Hauptstadt hin. Diejenigen, die zurück blieben, beneideten das Glück der Verreisenden, und baten sie, ihnen ja von allem, was sie sehen würden, recht umständlich zu schreiben. In der Hauptstadt selber hatte der König alle Anstalten gemacht, damit der häufige Zufluſs von Volk keine Unordnung verursachen möchte. Er ging öfters, von seinen Söhnen begleitet, durch die Straſsen der Stadt, begrüſste die Ankommenden, empfahl ihnen seine Söhne, und sein Volk den Söhnen, und bewies allen, daſs er seine Unterthanen als einen Theil seiner Familie, und diese als einen Theil seines Volkes liebte.

Endlich erschien der groſse, der gewünschte Tag. Vor Verlangen und Unruhe brachte der jüngste Prinz die ganze vorhergehende Nacht schlaflos zu. Er wiederholte in Gedanken mehr als hundertmal was er sagen und wie er alles sagen wollte. Er sah schon im Geist die Freude seines Vaters, den Beifall des Hofes, das Erstaunen des Volkes, und seinen Sieg über seine Brüder. Frühe schon lieſs er den Behälter, in welchem der Grund seiner Hoffnung verborgen war, in das angewiesene Zimmer bringen. Er lieſs ihn bald in die Mitte, bald in diese, bald in jene Ecke setzen. Jeder Augenblick schien ihm eine Stunde.

Nun trat der König herein, von den übrigen Prinzen und etlichen Vertrauten begleitet. Mit zitternder Begierde, und ungeschickt aus Eile, riſs der junge Prinz den Teppich von dem Behälter herab. Ein wunderschöner Vogel erschien in einem kostbaren Kefich. Ein vielfarbiger glänzender Strauſs zierte seinen

Kopf als eine Krone. Die Federn an seinem Halse glüheten wie Gold; bei den übrigen wechselte, nach Licht und Schatten geordnet, Hellroth mit Purpur ab. Sein langer Schweif bestand aus weissen und fleischfarbigen Federn. Seine Augen blinkten wie zwei Sterne. Seine Grösse war ungefähr die Grösse des Adlers. Seine Stimme glich dem süssen Tone der Flöte, und liess sich bald in schmachtenden, bald in lebhaften Melodien hören.

Die Schönheit des Thieres, sein majestätisches Ansehn, seine Wendungen, seine Lieder hielten den König und sein Gefolge eine geraume Zeit in der angenehmsten Entzückung. Endlich fragten sie den Prinzen um den Namen und um das Vaterland des Vogels. Ihre Unwissenheit zwang ihm ein Lächeln ab. So habt ihr, sprach er, niemals eine Beschreibung von dem so seltenen, so gepriesenen Phönix gelesen? — Wie? ist diess der Phönix? fielen sie ihm alle auf einmal in die Rede. Er ist es, versetzte der Jüngling; und ich will euch nunmehr mit wenigen Worten die Natur desselben, und die Art, wie ich zu dessen Besitze gelanget bin, erklären, wenn ich euch zuvor die Ursachen, warum ich ihn so vielen andern Schönheiten vorgezogen, werde gemeldet haben.

Ich richtete meinen Weg, o König! gerade nach Ägypten, dem alten, dem ersten Sitze aller Schönheit. Auf dieses Land hat die freigebige Natur alle Schätze ihres Reichthums ausgegossen. In diesem hat die eifersüchtige Kunst sich ihre schönsten Denkmahle gestiftet. In diesem werden die tiefesten Geheimnisse der Weisheit gleichsam als ein zurückgelegtes Kleinod verwahret. Unter so vielen Dingen, welche meiner Aufmerksamkeit

täglich aufstiefsen, schien mir allemal das letzte alles vorhergehende zu übertreffen. Je häufiger die Gegenstände meines Vergnügens waren, je schwerer wurde mir die Wahl. Wer nennet mir, sprach ich, die untrieglichen Kennzeichen des Schönsten? wo ist die Werkstätte, in welcher es gebildet wird? wer ist der Richter, dessen Ausspruch hier unwidersprechlich entscheidet? Die Menschen folgen in dem Beifalle, den sie dem Schönen geben, keinem gewissen Grundsatze. Ein willkührlicher, einem jeden eigener Geschmack reifset sie dahin. Die unendliche Verschiedenheit ihrer Urtheile beweiset die Ungewifsheit ihrer Gründe, und öfters scheinet es, als ob das einzige Gesetz der Schönheit sei, gar kein Gesetz zu ertragen. Um so viel nöthiger schien es mir, mein Urtheil auf gewisse und sichere Sätze zu bauen.

Von wem haben wir die Fähigkeit das Schöne zu fühlen, den Anfang aller der süfsen Empfindungen erhalten, die uns bei seinem Anschauen durchströmen? Von wem anders, als von den mütterlichen Händen der liebreichen Natur? Dieses ist das herrlichste Vorrecht des Menschen vor allen Geschöpfen, die neben ihm die Erde bewohnen, der unwidersprechlichste Beweis, dafs er nicht nur, gleich andern Thieren, für die grobe Sorge seiner Erhaltung, sondern für ein edleres, für ein erhabneres Glück geschaffen ist. Sollte aber die Natur, welche eine so vortreffliche Eigenschaft in uns geleget, ihr Werk nur halb vollendet, sollte sie nicht auch am sorgfältigsten, am reichlichsten für die Übung dieser Empfindung gesorgt haben? Sollte sie ihre Herrschaft einer andern Macht überlassen haben? Sollte sie gewartet haben, bis die langsame Kunst, die zweifelhafte Wissenschaft unsere kal-

ten und müſsigen Herzen erhitzt hätte? O nein, mein König! So bald der neugeschaffene Mensch nur die Augen eröffnete, sog er schon an den Brüsten der Natur mit langen Zügen das Vergnügen an der Schönheit ein. Die ganze Erde, so weit sie vor ihm ausgedehnt liegt, ist mit Gegenständen dieses Vergnügens übersäet. Ja, die haushälterische Natur hat noch viele ihrer Schätze in den Schooſs der Berge, in den Abgrund der Meere verborgen, damit sie dem Menschen immerfort neue Schönheiten darzureichen habe, und damit er diese bei jedem Schritte desto mehr bewundere und lieb gewinne. Soll ich noch weiter gehen? und werdet ihr mir widersprechen, wenn ich behaupte, daſs es wirklich keine andere Schönheit gebe, als eben das Schöne der Natur? Denn was ist die Kunst anders, als eine Nachahmung? und was ist die Wissenschaft anders, als die Erforschung der Natur? Geschicklichkeit und Verstand gab sie dem Menschen, ihrem Lieblinge, um seine Gefühle zu schärfen; aber undankbar gebraucht er sie, sich über seine Meisterinn zu erheben. Stolz auf seine Macht, verliebt in seine Werke, hält er diese für vollkommener, als die Werke der Natur. Er vergiſst, daſs er Stoff und Urbild von ihr empfangen; er vergiſst, daſs er nachahmet, er glaubt zu erschaffen. Und so füllet er die Erde mit seinen Werken, gleichsam als wenn er die Natur vertreiben und in seinem Eigenthume allein herrschen wolle. Sein hochmüthiger Geist, unzufrieden mit den einzelnen Schönheiten der Geschöpfe, will die Schönheit des Ganzen fassen. Er glaubt den Himmel erstiegen zu haben, und will die ewigen Grundgesetze des Schöpfers dem Geschlechte der Menschen verrathen.

Eitles Bestreben einer ohnmächtigen Kühnheit! Hauet immer den Marmor zum Helden, zum Gotte! aber wann werdet ihr den Wurm zu beleben vermögen, auf welchen ihr mit stolzem Fuſse tretet? Prahlet immer mit den wenigen euch vorgezählten Wahrheiten! aber vergleichet sie mit der Unendlichkeit der euch verborgenen Kenntnisse, ja was noch erniedrigender ist, mit der weit gröſsern Menge eurer Irrthümer!

Doch ist die Verblendung, die ich beseufze, nicht allgemein. Die Natur behält noch immer ihr erstes Recht auf unsere Herzen; ihre Stimme erschallet noch immer am lautesten in unserm Busen; ihre Schönheiten sind noch immer für uns die reizendsten. Saget mir, was rühret euch mehr? die Vollkommenheit eines Bildes der Venus, oder der zärtliche Blick eines schönen Auges? Was ergetzet euch lebhafter, die Berechnung des Raumes von einem Sterne zum andern, oder der Anblick eines heitern nächtlichen Himmels, an welchem der volle Mond über das unzählbare kleinere Gestirn zu herrschen scheint?

Nicht, daſs ich Kunst und Wissenschaft verachte. Ich weiſs, wie viel sie den Menschen über sich selbst erhöhen, wie sehr sie ihn veredeln. Darum nur habe ich sie in ihrer Geringfügigkeit vorgestellt, damit der Vorzug der Natur desto glänzender in die Augen falle, und ich meine Wahl in ihrem Reiche desto besser rechtfertigen möge.

Von der Sonne an bis zum Staube, der in ihrem Strahle schwebet, welch eine Menge von Körpern, denen das Verdienst der Schönheit in verschiedenen Graden beigeleget ist! Für alle Kräfte unsrer Seele, für alle Arten von Empfindungen, für alle

Länder, für alle Sinne, welch ein Vorrath von Dingen, die uns Bewunderung, die uns Ehrfurcht, Liebe, Zärtlichkeit, Freude und Entzückung abnöthigen! Öffnet nur eure Augen, öffnet nur eure Herzen der Natur! An allen Orten hat sie einen prächtigen Himmel ausgedehnet; allenthalben hat sie grünende Wiesen zwischen rieselnde Bäche gelegt, und prächtige Flüsse zwischen fruchtbare Hügel und waldige Berge geführt; überall hat sie angenehme Scenen geschaffen, die Blumen bemahlet, die Früchte versüfset, Luft, Wasser, Erde mit mannichfaltigen Geschöpfen bevölkert; an allen Enden der Erde hat sie ihren bezaubernden Reiz auf die Stirne des Menschen geprägt. Ja, so groß ist ihr Reichthum, daſs wenn alle Sterblichen ihre ganze Schönheit beständig mit gleicher Heftigkeit fühlen sollten, ihre Herzen für einen so groſsen Zufluſs von Strömen des Vergnügens zu enge werden, und ihre Seelen unter der Macht ihrer Empfindungen erliegen würden. Weislich hat sie es angeordnet, daſs nicht alle gegen eben dieselben Eigenschaften empfindlich sind. Weislich hat sie die Verschiedenheit unseres Geschmackes auf den Überfluſs ihrer Schätze gegründet. Weislich hat sie uns so geschaffen, daſs Genuſs und Zeit unser Vergnügen merklich vermindern, damit die Liebe zum Wechsel, die uns eben so eigen ist, als die Liebe zum Schönen, uns beständig von einem Gegenstande auf den andern locke, damit die Empfindung des Vergnügens durch den Reiz der Neuheit und der Veränderung beständig aufgefrischt werde, und keine ihrer Schönheiten verloren gehe. Endlich hat sie sich eine letzte Macht, ein letztes Recht vorbehalten, aller Ermüdung und Erschöpfung unserer Sinne zuvorzukommen; ein

Recht, welches sie zugleich zum Eigenthum ihrer gröfsten Wunder, und zur schärfesten Würze unserer Freude gemacht hat: die Seltenheit. Diese treffen wir in allen den Wesen an, in deren Bildung die Natur das Schöne zu ihrem Hauptendzweck genommen zu haben scheinet. So gewifs ist ihr der allgemeine Beifall, dafs alle Völker aus allen Zeiten ihr immer den höchsten Preis zuerkannt haben, welchen sie auf Dinge, die zum Ergetzen, zum Schönen gehören, setzen konnten. Diefs ist also das untriegliche Kennzeichen, an welchem wir die Meisterstücke unterscheiden können, denen die Natur selber den Vorzug vor allen andern zugesprochen und versiegelt hat: die Seltenheit.

Wer wird nun auftreten, und meinem Phönix ein gröfseres Wunder entgegen setzen? ihm, dem einzigen seiner Art auf der ganzen Erde. Nur Ein Wort füge ich hinzu, mein erstes Versprechen zu erfüllen. Der Phönix bewohnet die Einöden Arabiens. Er lebet fünfhundert Jahre. Wenn er sich seinem Ziele nahe fühlet, so bauet er sich ein Nest von wohlriechendem Holze und Harze, und stirbt in solchem. Aus dem Marke seiner Gebeine entspringt ein Wurm, welcher sich zu einem neuen Phönix ausbildet. Die erste Sorge desselben ist, seinen Vater zu Grabe zu bringen. Von Mirrhen bauet er sich eine dichte Masse, und giebt ihr die Gestalt eines Eies. Dann versuchet er seine Kräfte, ob sie hinreichend sind die Last zu tragen. Wenn er das eigentliche Gewicht gefunden, so höhlet er die Masse aus, füllet die Öffnung mit der Leiche seines Vaters, und bedeckt sie wieder mit Mirrhen. Endlich trägt er diese theure Last nach dem Tempel der Sonne zu Heliopolis. Dort verwahrt er sie auf

dem Altare des Gottes; und kehrt alsdann wieder nach Arabien, um einst auf gleiche Weise von seinem Sohne an dieselbe Stelle gebracht zu werden. Zweimal war nun der Phönix in der Stadt der Sonne erschienen: einmal unter der Regierung des großen Sesostris, und einmal zur Zeit des Amasis. Itzt erwartete man die dritte Ankunft eines Vogels, den man allemal mit einer Art von heiliger Ehrfurcht betrachtet. Diese Zeitung bewog mich, eine Reise nach Arabien zu unternehmen. Ich war so glücklich, am dritten Tage meines Aufenthalts in diesen Wüsteneien das Nest des Phönix zu entdecken, in welchem sich, neben dem Leichnam des Vaters, der neu entstandene Wurm bereits zum Vogel zu bilden anfing. Ich bemeisterte mich desselben, und bringe ihn dir, o König! mit der Überzeugung, daſs die Natur nichts seltneres, nichts prächtigeres, nichts schöneres unter ihren Schätzen aufzuweisen habe.

Der König und alle die um ihn waren billigten mit einhelliger Stimme die Rede des Prinzen, und sahen den Vogel nunmehr mit noch weit gröſserer Bewunderung an. Ein Bote wurde fort gesandt, diese Zeitung der Königinn zu melden. Sogleich eilte sie mit dem ganzen Hofe das wunderbare Geschöpf zu sehen. Der Name des Vogels lief in einem Augenblicke durch den Mund der ganzen Stadt. Wer will dem Prinzen, hieſs es, die Krone streitig machen? Was kann man schöneres, was kann man seltneres erdenken, als den Phönix? — Wie schön! war der erste Ausruf des ganzen Hofes. Welche Farben! welche Wendungen! Hundert Fragen geschahen auf einmal an den Prinzen. Nach und nach wurde die Bewunderung stiller, und end-

lich fing man an sich in die Ohren zu flistern. Er ist schön, sagte man, er ist wunderschön; aber ich hätte mir ihn doch noch schöner vorgestellt. Die eine Dame wünschte, die Federn im Schweife wären grün; die andere, sie wären blau. Der einen war der Schnabel zu lang, der andern zu kurz. Jede wollte etwas zu tadeln finden. Dieser misfielen die Füfse, jener der Kopf, und einer dritten die Stimme. Ist er auch zahm, wie mein Zeisig? rief die eine. Kann er auch reden, wie mein Papagei? fragte die andere. Die Königinn bat den Prinzen, seine Rede zu wiederholen. Er that es. Haben Sie etwas davon verstanden? sprach ein Höfling heimlich zum andern. — So wenig als wenn er Ägyptisch geredet hätte. — Glauben Sie, fragte ein dritter, dafs er die Rede selber gemacht habe? — Eine junge Dame, welche sich schmeichelte, die schönste am Hofe zu sein, trat vor den Spiegel. Wahrhaftig, sagte sie, der Prinz thut uns viel Ehre an, einen plumpen dummen Vogel als das Schönste in der Natur aus den Einöden Arabiens herzubringen! Ein politischer Kopf zog einen andern auf die Seite. Was denken Sie, sprach er, von einem Lande, in welchem man, zum Throne zu gelangen, Vögel aus den Nestern hebt?

Der Zulauf des Volkes war die folgenden Tage unbeschreiblich. Von der ersten Morgenröthe an bis in die sinkende Nacht wimmelten die Strafsen von Menschen, die entweder den Phönix zu sehen gingen, oder von ihm zurück kamen. Jeder setzte noch etwas neues zu den wunderbaren Eigenschaften des Vogels hinzu. In den Briefen, welche nach den Städten des Reiches abgingen, meldete man: er komme aus der Sonne, und brauche

hundert Jahre, um nach der Erde zu fliegen; er habe einen Demant in seinem Leibe, gröfser als ein Taubenei; und andere Mährchen gleicher Art, welche die Liebe zum Wunderbaren erfindet und die leichtgläubige Unwissenheit begierig annimmt. Dieser Eifer, diese Bezauberung dauerte die vier ersten Tage. Am fünften nahm der Zulauf merklich ab. Am folgenden kamen die Standespersonen, die sich mit dem Pöbel nicht hatten vermengen wollen. Am siebenten die Greise, welche das Gedränge gefürchtet hatten. Am achten Tage fand der Prinz niemand bei dem Vogel, als einen alten Gelehrten, welcher sich durch eine grofse Sammlung von Naturalien berühmt gemacht hatte, und nunmehr den Vogel von allen Seiten abzeichnen liefs. Darf ich mir, sprach er mit hohler und heiserer Stimme zum Prinzen, eine Gnade von Ihnen ausbitten? Versprechen Sie mir den Vogel nach seinem Tode, damit ich ihn ausstopfen lasse, und unter meine seltensten Kostbarkeiten aufstelle. Mit einer bittern Miene versetzte der Prinz: Wenn Sie nur fünfhundert Jahre warten wollen, so soll er der Ihrige seyn. In der That schmerzte ihn der schnelle Fall der allgemeinen Bewunderung. Doch tröstete er sich wieder mit der Sicherheit seiner Gründe, mit dem Lobspruche des Königes und des Hofes, und mit der Art von Trunkenheit, in welcher das Volk die vier ersten Tage gewesen war.

Die Unruhe, mit welcher der zweite Prinz den ihm angesetzten Tag herannahen sah, hatte einen ganz andern Grund, als die Ungeduld des ersten. Die Furcht hatte sich seines ganzen Gemüthes bemeistert; er verlor alle Hoffnung; die Rede des jüngsten Bruders schien ihm allen Beifall vorausgeraubt zu haben.

Er entdeckte seinen Zustand und sein Geheimnifs dem ältesten Prinzen, welcher ihm neuen Muth einsprach, und sich mit ihm von den Gründen unterhielt, die er zur Rechtfertigung seiner Wahl anzuführen hatte.

Ein kalter Schweifs drang auf des Prinzen Stirne, da er seinen Vater mit seinem Gefolge hereintreten sah. Kaum war er vermögend den Vorhang wegzuziehen, welcher ihnen eine Statue des Kupido von Parischem Marmor entdeckte.

Der Bildhauer hatte den Gott der Liebe als einen Jüngling in der schönsten Blüthe seiner Jahre vorgestellet. Ein weiches, zartes Fleisch, eine sanfte, glatte Haut bedeckte den schlanken Leib und die biegsamen Gelenke. Sein zierlicher und feiner Fufs schien auch im unbeweglichen Steine die Unruhe und Leichtigkeit der Jugend zu haben. Ein süfses Lächeln wohnte auf seinen Lippen und gesellte sich zu dem unausdrücklichen Reize seines Mundes, vor welchem er einen verrätherischen Finger hielt. Rückwärts lehnte sich die andere Hand auf den Köcher und Bogen, als wollte er die Gefahr seiner Pfeile verbergen. Die Kühnheit erschien auf der freien und heitern Stirne. Sein schiefer Blick, so sanft er ihn auch zu machen suchte, verrieth dennoch eine schalkhafte Tücke, die er nicht völlig daraus verbannen konnte. So schmeichelnd, so zärtlich, so verführerisch auch seine Miene war, so erzeugte sie doch ein heimliches Mifstrauen, und mischte eine gewisse Unruhe unter die sanfte Neigung, die man gegen ihn fühlte. Die Harmonie, das Spiel, der Ausdruck aller seiner Züge gaben ihm einen so wahren, einen so lebhaften Charakter, dafs man in demselben alles zu sehen glaubte, was

jemals die Dichtkunst, den Amor zu mahlen, von der Natur entlehnt hatte. Jeder Zug sprach Empfindung, und machte tausend Empfindungen rege. Der Marmor schien alles zu sagen, was man allein denken zu können geglaubt hätte, und der erstaunte Zuschauer dünkte sich in seiner Entzückung die Gegenwart des Gottes zu fühlen, dessen Bild er vor sich sah.

Je länger das Auge der Versammlung auf der Statue verweilte, je mehr entflammte es sich von Beifall und Vergnügen, und je mehr erholte sich der Prinz von seiner ängstlichen Verwirrung. Welche Natur! welche Wahrheit! welch ein Ausdruck! rief endlich der König aus, von einer Empfindung hingerissen, über die er nicht länger Meister war. Und noch sind vielleicht manche Schönheiten, vielleicht auch einige Mängel in dem Bilde, die allein dem Auge des Künstlers sichtbar sind. Er befahl, einen berühmten Griechischen Bildhauer, der eben an seinem Hofe war, herbei zu rufen. Der Künstler kam. Lange und genau besah er das Bild, ohne ein Wort zu reden. Der König erwartete seinen Ausspruch mit einer Art von Unruhe. Ihm war bange, sein so reines, so lebhaftes Vergnügen möchte durch die Entdeckung irgend eines Fehlers gestört, und sein zu schnelles Urtheil umgestoßen werden. Aufgebracht bis zur Thräne lief endlich der Grieche nach der Thüre. Wohin? rief ihm der König zu. Meinen Amor zu zerschlagen, sprach er, den ich angefangen habe; denn es ist unmöglich, daſs er dieser Arbeit jemals beikomme. — So bleib doch, sprach der König, und rede! Wie findest du das Bild? Schlieſse von meinem Vorhaben, erwiederte der Künstler, auf das, was ich fühle! Nein, nichts so vollkommenes ist jemals

aus

aus den Händen der Kunst, nichts so schönes aus den Händen der Natur gekommen. Diefs ist der höchste Grad, auf den die Schönheit steigen kann. Nicht ein einziger Fehler im ganzen Bilde. Da kann man mit Recht sagen, dafs Praxiteles (denn ich erkenne seinen Meifsel) nicht nur alle Künstler Griechenlands, sondern auch sogar sich selber übertroffen habe.

Du urtheilest, sprach der junge Prinz, wie Praxiteles selber geurtheilet hat, und der Zufall, o König! welcher ihm diesen Ausspruch abgezwungen, ist sonderbar genug, um ihn dir zu erzählen. Der Künstler liebte Phrynen, eine berühmte Schönheit. Als ein Pfand seiner Zärtlichkeit bat sie sich sein schönstes Bild von ihm aus. Was kann ich dir versagen, o Phryne? versetzte der Künstler: wähle selbst unter meinen geringen Werken. Das schönste derselben ist ohne Zweifel dasjenige, welches das Glück haben wird, dir zu gefallen. Aber die verschmitzte Phryne wollte sich in dieser Wahl allein auf das Urtheil des Meisters selber verlassen. Sie läfst dem Praxiteles melden, sein Haus stehe in vollen Flammen. Und mein Amor? ruft er aus, indem er aufspringt, ist mein Amor verloren? Lächelnd tritt ihm itzt Phryne entgegen: Fürchte nichts, mein Geliebter! vergieb mir meine List; aber schenke mir deinen Amor. Praxiteles gab ihr den Amor, und sie schickte ihn nach Thespia, ihrer Vaterstadt, wo ich ihn gefunden, und mit zehn Tonnen Goldes erkauft habe.

Ehe ich aber von dem Vorzuge rede, welchen ich dem Bilde des Praxiteles vor so vielen andern Werken der mannichfaltigen Kunst gegeben habe, so finde ich mich durch die Rede meines Bruders genöthiget, die Ursachen anzuführen, mit welchen

ich meine Wahl in ihrem Reiche überhaupt zu vertheidigen gedenke.

Ich verehre so dankbar, so empfindlich, als er, die Weisheit, die Macht, die Güte der Natur. Ich gestehe ihm zu, daſs die Kunst nichts neues hervorzubringen vermag; daſs ihr weiter nichts vergönnet ist, als einige Formen zu verändern, als nachzuahmen. Aber es ist hier nicht die Frage von dem Unterschiede zwischen den Kräften der Natur und den Kräften der Kunst; es ist nicht die Frage vom Erschaffen, vom Beleben; es ist die Frage vom Gefallen, vom Rühren. Ein anderes ist das Dasein, ein anderes die Schönheit einer Sache. Alle Dinge, die uns umgeben, sind Werke der Natur. Sie ist im Wurme so groſs, so weise, als in der Sonne. Aber in einer so geschaffenen, so gegebenen Welt hat sie selber gewollt, daſs einige Dinge uns durch den Reiz der Schönheit an sich ziehen, daſs andere uns durch den Ekel der Häſslichkeit von sich stoſsen, daſs die meisten uns kalt und gleichgültig vorübergehen lassen. Auch die häſslichsten Dinge sind weislich und bewundernswürdig gebauet. Ist deswegen denn auch das Häſsliche schön?

Ich weiſs nicht, mein Bruder, ob dich nicht der Eifer zu weit getrieben, wenn du behauptet hast, die Natur habe für alle Länder, für alle Zeiten, für alle Sinne einen so reichen Vorrath von Schönheiten bestimmt und zur Schau ausgelegt, als ob ihr einziger Endzweck in der Schöpfung gewesen wäre, den Menschen zu ergetzen und auf eine angenehme Weise zu unterhalten. Ich finde die Schönheit nicht so häufig in der Natur; eine Schönheit, meine ich, die mich nicht nur obenhin rühret, sondern die

meine ganze Seele ergreift und einnimmt. Hast du die angenehmen Scenen von Wiesen, von Flüssen, von Bergen und Hügeln auch in den Einöden Arabiens angetroffen? Hast du das sandige Libyen, das versengte Äthiopien, das rauhe Scythien durchreiset, und auch dort die Natur im Schönen verschwenderisch gefunden? Gehe hin nach den Ländern, an welche die Kunst noch keine Hand geleget hat! Setze dich dort zwischen die alten Ruinen der grofsen Zerrüttung, deren Merkmale die Erde an allen Orten aufweiset; zwischen die rauchenden Felsen und die gestöckten Ströme von Schlacken und Pech, an die stinkenden Moräste, auf die sumpfige Erde, mit giftigen Pflanzen und verpestendem Dampfe bedeckt, zwischen die Wolken von Ungeziefer, die zischenden Schlangen, die heulenden Hiänen, und bewundere dort im Blicke der gräfslichen Wilden, welche die traurige Gegend bewohnen, den mächtigen, den siegreichen Reiz der sich selbst überlassenen Natur!

Wirst du mir es vergeben, mein Geliebter, wenn ich dich eines kleinen Widerspruches beschuldige? Du hast die Seltenheit als ein Zeichen der gröfsten Schönheit angegeben. Wie reimet sich dieses mit der mütterlichen Versorge der Natur für unser Vergnügen? Hat sie uns zu Liebe ihr schönstes Werk, den Phönix, in die Einöden, weit aus den Augen aller Menschen verwiesen? Oder kostet es ihr gröfsere Mühe, einen Phönix, als eine Fledermaus hervorzubringen? Doch mache die Fledermaus so selten, als itst der Phönix ist: immer wird dieser schöner bleiben, als jene, welche durch ihre Seltenheit allein der Neugier, nicht dem Gefühle reizend seyn wird.

Es ist also weder die Seltenheit ein Kennzeichen der Schönheit, noch auch das Schöne so häufig, so allgemein in der Natur. Nein, mein Bruder! sie hat nicht alles nach dem Vergnügen des Menschen abgemessen und ausgerechnet. Ihre Reize sind zerstreut, sie sind zufällig, sie sind öfters unvollkommen, sie sind wirklich selten. Aber sie selber hat die Kunst dazu berufen und bestellet, sich unserm Gefühl allein zu widmen, allein für unser Wohl, für unser Vergnügen zu arbeiten. Diese versammelt aus allen Theilen der Welt, aus allen Zeiten, aus allen Reichen der Natur, was uns ergetzen, was uns gefallen, was uns bezaubern kann. Sie verbannet das Häfsliche aus unsern Augen, sie versetzet uns in eine neue Ordnung von Dingen, und siehet, gleich einer Biene, den Honig aus der ganzen Natur.

Vieles sind wir der Natur schuldig. Sie giebt uns, was die Kunst uns nie zu geben vermag: sie giebt uns Leben und Gefühl. Aber wie wenige Dinge reichet sie uns, auch nur zu unserer Erhaltung, zu unserer Bequemlichkeit, welche nicht eines Zusatzes, einer Hülfe der Kunst bedürfen? Der Schöpfer, welcher uns fähig dazu bildete, hat uns den Genufs aller seiner Gaben nur unter der Bedingung der Arbeit und des Fleifses zugestanden. Man werfe einen Blick auf den Weg, den wir an der Hand der Kunst gemacht haben. Sie hat uns aus den Wäldern, wo wir mit den wilden Thieren zerstreut umher irrten, zu diesem geselligen und freundschaftlichen Umgange berufen. Sie beschützet uns wider die schädlichen Einflüsse der Witterung, sie vertheidiget uns wider die Anfälle unserer so häufigen Feinde. Sie giebt uns die Herrschaft über die ganze Natur, und zwinget

alle Elemente zu unserm Dienst. Sie befiehlt, so liefert uns die Erde die Früchte, die wir von ihr begehren, so kleidet sie sich mit Wohnungen und Städten, so öffnet sie ihren Schooſs, uns ihre verborgensten Reichthümer, alle ihre Metalle darzubieten. Diese übergiebt sie dem fürchterlichen, dem heilsamen Feuer, sie in tausend Formen und zu mannichfaltigen Werkzeugen umzuschmelzen. Sie, die Kunst, reiniget die Luft, die wir schöpfen. Zu dem Murmeln der Quellen, zu dem Rauschen der Blätter, zu den Gesängen der Vögel füget sie noch weit sanftere Melodien und Lieder. Sie heiſst den Wind die Segel füllen, und eröffnet sich ein neues Reich auf dem weiten Ocean, und verbindet Länder, die er auf ewig zu trennen schien. Was wird sie nicht noch unternehmen? was wird ihr nicht noch künftig gelingen? Vielleicht kömmt eine Zeit, in welcher sie dem geschärften Blicke des Menschen die Sterne selber entgegen rücken, ihm eine neue Welt, neue Körper, neue Geschlechter entdecken, in welcher sie ihm selber den Donner und die Blitze Jupiters in die Hände geben wird.

Von der Natur verlassen und hingeworfen nimmt uns die Kunst in ihre mütterlichen Arme, und nähret und erwärmet und erziehet uns. Mit uns allein beschäftiget, sorget sie beständig für unsere Glückseligkeit, und bereitet unsere Herzen dazu, indem sie sie bessert. Sie erweichet unsere Sitten, indem sie unsere Fühlbarkeit übet, und unsern Wünschen mit den feinsten Freuden und Schönheiten entgegen geht. Was Wunder also, wenn es ihr mehr und öfter gelinget uns zu gefallen? wenn sie uns vollkommnere Schönheiten liefert, als die Natur selber, die sie nach-

ahmet? Glaubet ihr, dafs unter den fünf reizenden Schönen, welche sich Zeuxis zu Mustern gewählet, eine einzige der Helena gleich kam, in deren Bild er alle ihre vertheilten Reize zusammen getragen? Findet ihr in irgend einem Werke der Natur die Pracht, das Ebenmaafs, die schlanken Säulen, die kühnen Gewölbe, die wir an einem Griechischen Tempel bewundern? Reizet euch das regellose Zwitschern der Vögel so sanft, als das fliefsende, das zärtliche Lied des Sängers, von der harmonischen Leier begleitet? Wo findet ihr in der Natur so prächtige, so bezaubernde Scenen, als die euch der sammelnde, der wählende Dichter schildert?

Ein jedes Geschöpf erfreuet sich des Gebrauches seiner Gaben. Ungejagt durchrennet der leichte Hirsch die ungangbaren Wälder; die Lerche steigt singend in die Luft empor, und das blofse Bewufstsein seiner Stärke reizet den Widder zum Streit. Auch uns ergetzet nichts so sehr, als das Spiel, die Übung unserer Leidenschaften. Sogar Furcht, sogar Schrecken und Entsetzen lieben wir, wenn wir sie ohne Gefahr empfinden können. Unterdessen fliefst unser stilles Leben oft vorbei, ohne dafs wir ein einziges Mal Zeugen eines Vorfalles geworden, welcher solche Fühlungen in uns rege gemacht. Aber die Kunst ruft aus allen Ländern, aus allen Zeiten die Gegenstände unserer Leidenschaften zusammen. Sie giebt dem Augenblicke, der uns in einer Handlung erschüttert, eine beständige Dauer, sie hält ihn immer vor unsern Augen fest; sie spüret alle geheimen Winkel unseres Herzens aus, sie berühret alle Nerven der Empfindung, sie giebt uns den vollkommensten Genufs unserer selbst.

Darf ich noch eines zum Vortheile der Kunst hinzusetzen? Ihre Schönheit ist viel sicherer, viel gewisser, viel bestimmter für uns, als die Schönheit der Natur. Denn in jedem Werke des Künstlers können wir seine Absicht erkennen. Wir können wissen, in wie weit sich seine Nachahmung dem Urbilde nähert oder von ihm abweichet. Aber selten kennen wir die Absicht des Schöpfers in den Werken der Natur. Warum hat er den Phönix so, und nicht anders gemahlet? Kein Weiser nennet mir die Ursache. Aber warum ihm der Mahler diese, und keine andere Farbe giebt, das weiſs ein jeder; eben darum, weil er den Phönix mahlen will. In den Werken der Kunst haben wir zwei gegebene Sätze vor uns, das Urbild und die Nachahmung. Aber in den Werken der Natur haben wir nur Einen Satz vor uns, ihr Werk selber. Ein jeder urtheilet von demselben nach seiner Art zu fühlen, zu sehen, zu seyn. Unter zwei Steinen von gleicher Art, aber von ungleicher Gröſse, wird jedermann den kleinern für leichter halten, als den gröſsern. Aber sobald von der Schwere eines einzigen Steines die Frage ist, urtheilet ein jeder nach seinen Kräften, und die nehmliche Last, die dem Starken leicht, dem Schwächern gewichtig scheinet, wird den Unvermögenden niederdrücken. So ungleich nun unsere Kräfte sind, so ungleich sind auch unsere Neigungen. Unsere Bildung, unsere Erziehung, unsere Gewohnheiten, tausend sowohl physische als moralische Zufälle verändern und unterscheiden das Gefühl auf tausenderlei Weise, und machen also den natürlichen Geschmack des Menschen ungewiſs und willkührlich, das Schöne wankend und zweifelhaft.

Noch ist eine Würze vorhanden, welche die Kunst heimlich auf ihre Werke streuet, und die ihren Geschmack nothwendig erhöhen muſs. Eine Schwachheit ist es, von der ich rede; aber eine Schwachheit, welche die Natur selbst in unsere Herzen geleget, eine Schwachheit, welche zugleich die Quelle aller hohen und vortrefflichen Unternehmungen des Menschen ist: die Eigenliebe. So wie sie den Verstand und die Einbildungskraft des Künstlers schärfet, und ihn durch die Hoffnung des Lobes und der Ehre gegen Mühe, Verdruſs und Schwierigkeiten unempfindlich macht, so schmeichelt sie auch dem Richter mit dem Gedanken, daſs Hände, gleich den seinen, diese Schönheiten hervorgebracht; daſs es vielleicht nur an ihm liege, das Nehmliche zu vollbringen, und daſs er den Ruhm des Künstlers, wie alle Griechen den Ruhm eines Miltiades oder Themistokles, mit ihm zu theilen habe.

Endlich so glaube ich nicht, daſs wir die Natur durch Undank beleidigen, wenn wir uns öfter und lebhafter an den Werken der Kunst als an den ihrigen ergetzen. Denn ist nicht auch unsere Fähigkeit das Schöne hervorzubringen eine ihrer Gaben? und bewundern wir nicht sie selber in unsern Werken? Und wo ist der Künstler, an dem wir nicht sein Genie, das Geschenk der Natur, noch weit mehr als seine einzelnen Hervorbringungen bewundern?

Wenn ich aber im Reiche der Kunst, welches an Umfange dem Reiche der Natur wenig weichen wird, diese Statue so vielen andern Werken der berühmtesten Meister vorgezogen habe, so werde ich mich vielleicht dem Neide aller andern Künste und

dem

dem Tadel ihrer Liebhaber ausgesetzet haben: welchem ich durch die Erklärung zu entgehen hoffe, daſs ich das Werk des Praxiteles nicht deswegen gewählet habe, weil ich die Bildhauerei allen andern Künsten vorziehe, sondern weil ich glaube, daſs in keiner derselben jemals ein so vollkommenes Meisterstück erschienen, als dieser Amor in der seinen ist.

Ich entscheide nicht, ob es schwerer sei, auf einer ebenen Tafel, durch Hülfe der Züge und Farben, die Körper der Natur so nachzuahmen, daſs die beiden Sinne des Gesichts und Gefühls gleichsam in Widerspruch gerathen; oder ob es künstlicher sei, eben diese Sinne so zu vereinigen, daſs sie auf der ganzen Oberfläche eines Marmors die genaueste Gleichheit mit dem Urbilde finden. Dieses fühle ich nur, daſs, zum wenigsten zu unserer Zeit, die Mahlerei noch nicht zu einem so hohen Grade der Vollkommenheit gelanget ist, als die Bildhauerei. Vielleicht ist es einem künftigen Volke vorbehalten, diese Kunst weit höher zu treiben, als sie bisher gestiegen ist. Und wenn ich in einem Zeitalter lebte, in welchem ein Apelles ein gröſseres Meisterstück gemacht hätte, als ein Praxiteles, so würde ich ohne Anstand das Werk des erstern vor dem Bilde des letztern gewählet haben.

Die Baukunst gründet sich auf die Gesetze der Festigkeit, des Gewichtes, des Ebenmaſses, der symmetrischen Ordnung. Aber weil sich ihre Schönheit mehr auf den Verstand, als auf das Herz beziehet, weil sie mehr berechnet als gefühlet wird, so ist auch ihre Wirkung langsamer, schwächer, und auf eine kleinere Anzahl von Kennern eingeschränkt. Nicht, daſs ich ihr alle Macht auf unsere Herzen abspreche: sie rühret, sie erhebet sie

insonderheit durch die Majestät der Gröſse, die sie ihren prächtigsten Werken zu geben vermag. Aber diese ihre Denkmahle müssen auf ihrem Platze, in den glücklichen Städten bewundert werden, welche sie besitzen, und ihre eigene Natur verhinderte mich also, meine Wahl auf sie zu richten.

Einen weit kürzern und gewissern Weg zu unserm Herzen wählet die Tonkunst. Mit unsichtbaren Farben mahlet sie gleichsam dem Ohre, und es scheinet, als ob ihre langsame oder schnelle Bewegung die Schläge unseres Herzens bestimme, und sie bald aufhalte, bald beschleunige. Aber ihre Meisterstücke rauschen vorbei, sie verschwinden, indem sie entstehen. Ein Ton vertreibet den andern, und unser Vergnügen über ein geendigtes Lied bestehet in einer bloſsen Erinnerung. In keiner Kunst ermüdet die Wiederholung so geschwinde, als in dieser. Keine ist unbeständiger und ungleicher, als diese, nicht nur in verschiedenen Ländern, sondern bei dem nehmlichen Volke; und was die Griechen mit Entzückung hören, würde vielleicht das Ohr meiner Landsleute beleidiget haben.

Freilich ist keine Kunst, welche alle Vorzüge des Schönen so häufig, so vollkommen, so siegreich verbindet, als die Dichtkunst. Diesem ihrem Schooſskinde hat die Einbildung die Macht gegeben, ohne Marmor und ohne Farben den Augen des Geistes die herrlichsten Bilder, nicht unbeweglich, nicht an einen Ort, an einen Augenblick gebunden, sondern im ganzen Verlaufe einer Handlung, in allen ihren Scenen, mit allen Gedanken, Reden und Thaten, von denen sie begleitet war, zu schildern. Sie verbindet das Ebenmaſs und die ausgesuchteste Ordnung der Bau-

kunst mit der Harmonie und dem mannichfaltigen Wechsel der Musik. Sie ist die Beherrscherinn der Leidenschaften, die Königinn der Herzen. Sie giebt uns aus ihrem zauberischen Kelche die Süfsigkeit der Wollust, den Taumel der Bewunderung, die erwärmende Zärtlichkeit mit vollem Maſse; sie giebt uns das tief erschütternde Mitleid und die tobenden Bewegungen des Zornes, der Furcht, des Schreckens mit unschädlichen Zügen zu trinken. Aber bekannt ist die kleine Anzahl ihrer Lieblinge, weil ihre Werke unverletzet allen gesitteten Völkern des Erdbodens mitgetheilt werden können. Wer ist unter uns, welcher nicht die Gedichte eines Homer, eines Sophokles, eines Pindar kennet, und ihre schönsten Stellen herzusagen weiſs? Und dennoch scheinet es mir noch leichter zu seyn, daſs Homer, ich will nicht sagen von einem erhabnern und erfindungsreichern, sondern von einem weisern, von einem feinern, von einem ausgearbeitetern Dichter übertroffen werde, als daſs den Praxiteles ein anderer Meister seiner Kunst überwinde. Ich habe euch demnach nicht mit der vollkommensten Kunst bekannt machen, sondern euch das vollkommenste Werk, welches jemals irgend eine Kunst hervorgebracht hat, vor die Augen stellen wollen.

Der König hörte diese Rede mit einem väterlichen Beifalle, die Vertrauten mit einer richterlichen Aufmerksamkeit, sein jüngster Bruder mit einem kleinen Neide, der zweite mit Gleichgültigkeit, und der älteste mit einem wahren Vergnügen. Man wandte sich nun von neuem zu dem Bilde, man fand es je länger, je schöner; doch war niemand so entzückt darüber, als der Bildhauer. Einer der Räthe, derjenige, welcher die Einkünfte

des Reiches zu verwalten hatte, bezeugte nur ganz leicht und bescheiden, daſs ihm die Summe von zehen Tonnen Goldes etwas theuer vorkomme. Keine Schätze der Welt, rief der Künstler zürnend aus, sind hinlänglich diesen Amor zu bezahlen. Er ist unschätzbar. Glücklich ist das Land, dessen Beherrscher die Künste liebet und zu schätzen weiſs!

Die Königinn und der Hof kamen erst des andern Tages, den Amor zu sehen. Zwei Höflinge, welche sich in Griechenland aufgehalten hatten und sich für Kenner ausgaben, wurden von der Königinn auf die Seite gerufen. Ich finde es schön, das Bild, sagte sie. Ich erkenne in jedem seiner Züge den Gott der Liebe. Aber, ich gestehe es, ich verstehe mich nicht genug auf die Statuen, um das Auſserordentliche, das Wunderbare zu sehen, welches der König so hoch erhoben hat. — Und bemerken Sie denn nicht, sprach der eine, wie auch die kleinsten Dinge so fleiſsig, so künstlich ausgedrückt sind? wie die Haare da liegen, als ob man sie zählen könnte? wie die Nägel so natürlich vorgestellet sind? was für Kunst es gebraucht, aus einem harten Marmor die Krümme des Bogens so dünne, so leicht heraus zu hauen? — Ich erinnere mich, sprach der andere mit einem bedeutenden Lächeln, das Bild ehedem in . . . Athen gesehen zu haben. Ich sage nicht, daſs es nicht schön sei; aber . . . . es ist doch . . . . Was fehlet ihm denn? unterbrach ihn die Königinn. Es wäre zu viel davon zu reden, versetzte er, und ich müſste mich mancher Ausdrücke bedienen, die nur die Künstler verstehen. So suchte er seine Unwissenheit unter dem unbestimmten Scheine eines tiefen Tadels zu verstecken, und je mehr er zu

verstehen gab, je weniger konnte man begreifen, was er sagen wollte. Die übrigen Höflinge sahen das Bild mit ziemlicher Gleichgültigkeit an. Man lobte es mehr auf das Wort des Königs, und dem Prinzen zu gefallen, als aus Empfindung. Eine alte fromme Dame ärgerte sich an der Blöße des Knaben, uneingedenk, daſs die Kunst, die einen reinen Geschmack erfodert, auch ein reines Herz voraussetzt. — Wenn dieser unser König wird, lispelte ein Hofmann dem andern ins Ohr, so verkauft er uns alle, um Statuen aus Griechenland zu holen.

Der Pöbel sah das Bild mit keiner andern Empfindung als der Frömmigkeit an. Sie warfen sich vor dem Gotte nieder, sie beteten ihn an, und zierten ihn mit Blumenkränzen. Der gesündere Theil des Volkes bewunderte das Bild, zwar nicht mit den Entzückungen des Künstlers, doch mit der aufrichtigen Freude des Redlichen. Die einen fühlten, und die andern wiederholten was die Fühlenden sagten. Die Königinn kam zum zweitenmale von dem Griechischen Bildhauer begleitet. Dieser unterrichtete sie besser, als ihre Kenner, von den Vorzügen des Werkes. Das Volk drängte sich von selbst zu dem Meister hin, befragte sich um sein Urtheil, und sein Beifall ergoſs sich wie ein Strom, welcher alles mit sich reiſset und im Laufe seine Kräfte vermehret. Man kam mit minderer Hitze und in geringerer Anzahl, als den Phönix zu sehen; aber viele kamen öfter zurück, und gingen jedes Mal vergnügter hinweg. Der zehente Tag kam an, und manche, die das Bild täglich betrachtet hatten, bereueten noch, es nicht genug gesehen zu haben.

Mit einer gesetzten Miene und einer Schrift unter dem Arme

trat der dritte Prinz in das Zimmer, in welchem der König mit der gewöhnlichen Gesellschaft bereits erschienen war. Er setzte sich mit ernsthaftem Anstande ihnen gegenüber, und nach einer kleinen Pause fing er also zu reden an:

Nachdem ich oftmals, o König, bei mir selber die Natur und den eigentlichen Charakter des Schönen überleget und betrachtet habe, nachdem ich die Reihe aller derjenigen Dinge, denen diese Eigenschaft zugesprochen wird, gleichsam vor mich beschieden und untersuchet habe: so halte ich dafür, daſs, gleichwie der Mensch aus zwei besondern Theilen, einem Leibe und einer Seele bestehet, also finde man auch zwei Arten des Schönen, deren das eine sich auf den Leib und die Sinne, das andere aber auf den Geist oder die Seele beziehet. Unter unsern äuſserlichen Sinnen haben wir nur zwei, denen das Vorrecht die Schönheit zu entdecken gegeben ist: das Ohr und das Auge. Die drei andern sind auf eine gröbere und unedlere Wollust eingeschränkt. Nehmlich mit den beiden erstern allein entdecken wir die Dinge in ihrem Ganzen, in ihrem Zusammenhange, in der Ferne, und eine Menge von Gegenständen in einem nehmlichen Punkte. Sie sind es also, welche unserm Busen das feinere Vergnügen der Schönheit zuführen, und welche gleichsam einer genauern Gemeinschaft, eines vertrautern Umganges mit der Seele gewürdiget sind. Die einzelnen Körper, sie seien nun aus dem Reiche der Natur oder der Kunst genommen, welche durch ihren unmittelbaren Eindruck die sanfte Bewegung des Beifalles erwecken, machen die erste Klasse des Schönen aus. Sie wirken, wenn ich so reden mag, auf denjenigen Theil der Seele, welcher am nächsten am

Leibe hängt, sie fallen in die gröbern oder stumpfern Sinne derselben.

Aber die Seele hat noch ein anderes Ohr, noch ein anderes Auge, vor welchem die einzelnen Körper als Atomen verschwinden, und die allein das Grofse, das Erhabene, das Ewige und Unveränderliche zu sehen und zu hören bestimmt sind. Dieses ihr Auge dringet in die unermefsliche Weite des ganzen Reiches der Schöpfung, es zählet die Welten, es mifst ihre Entfernung, es bemerket ihren Lauf, und liest die Gesetze der Ordnung in dem Buche des ewigen Weisheit. Mit diesem ihrem Ohre vernimmt sie die Stimme der Natur, die Harmonie der Sphären, den Ruf des Gewissens, die unumstöfslichen Gesetze der Gerechtigkeit. Mit diesen Entdeckungen bereichert, unterscheidet sie die Materie von dem Geiste. Sie beschäftiget sich mit jener nicht anders, als in so fern sie nach sichern und unveränderlichen Regeln angeordnet ist und regieret wird, in so fern sie durch Ebenmafs, Ordnung und Gröfse der Aufmerksamkeit eines unsterblichen Geistes würdig ist. Aber sie erhebet sich auch zu einer andern Welt, zu einer unsichtbaren Schöpfung, zu einer neuen Ordnung von Dingen. Sie gehet mit reinen und unsterblichen Geistern um. Sie bricht die Bande des Leibes, die sie an Ort und Zeit anfesseln, sie gehet tiefsinnig in dem weiten Raume des Unendlichen einher, sie siehet auf seinem Throne den alles erfüllenden Schöpfer, und erhebet sich wieder zu der göttlichen Quelle, aus welcher sie hergeflossen.

Um so viel nun das Himmlische, das Unsterbliche, das Ewige, das Unendliche edler ist, als das Irrdische, das Hinfällige, das

Zeitliche, das Eingeschränkte, um so viel ist auch das Schöne des Geistes edler, als das sinnliche Schöne, um so viel ist auch seine Natur vollkommener und erhabener. Hier ist keine willkührliche Schönheit, hier hänget nichts von dem Baue des Körpers, von dem Geschmacke, von der Erziehung und Gewohnheit ab. Das Schöne des Geistes ist ein einziges, ein gewisses, ein unveränderliches Schönes, und daſs ich es mit einem Worte sage: es ist nichts anders, als die Wahrheit.

Schärfe oder schwäche unser Auge, spanne die Nerven unserer Empfindung höher oder niedriger, mache uns gröſser oder kleiner, gieb uns einen sechsten Sinn: so verschwindet alle das Schöne, welches wir bisher bewundert haben, so verändert sich die ganze Natur für uns, so müssen wir neue Künste, neue Farben, neue Formen, neue Sprachen erfinden. Aber stürze den Bau der Welten um, laſs den Lauf der Zeiten stille stehen, laſs die verzehrende Flamme die ganze Schöpfung zernichten, laſs aus dem Schutte des Chaos eine neue Welt, eine neue Ordnung entstehen: die Wahrheit bleibt. Diese, für welche unser Geist geschaffen ist, an der er, je vollkommener er wird, desto mehr Vergnügen findet, diese ist der reinste Ausfluſs der Gottheit; und die kleine Anzahl von Wahrheiten, welche wir zu fassen fähig sind, ist gleichsam die väterliche Hand, die uns der Schöpfer reichet, durch alle Stufen seines Werkes zu ihm hinauf zu steigen.

Dieſs, o König! ist der erhabene Begriff, den ich mir von dem Schönen mache, welches die Bewunderung eines unsterblichen, eines denkenden Wesens verdienet. Freilich können wir die

die Ursache nicht ergründen, warum uns die Vorsicht, welche uns bei unserer Geburt mitten in diese unzählbare Versammlung so vieler Wesen, Welten und Geschöpfe neu und unwissend hingestofsen, den Gefahren des Irrthums und Zweifels so lange, so häufig ausgesetzet läfst. Aber was verlieret dadurch die Wahrheit von ihrem Werthe? Ist denn das Schöne nichts, weil es auch ein Häfsliches giebt? oder dienet nicht dieses, den Preis des ersteren noch mehr zu erhöhen? Gelingen denn auch der Kunst alle ihre Bemühungen, und bringet sie nichts als Meisterstücke hervor? Wenige sind es, deren reinere und stärkere Seelen durch Beständigkeit und Eifer zur Kenntnifs der Wahrheit gelangen. Aber diesen Wenigen ist auch das reinste, das erhabenste Vergnügen vorbehalten. Diese Wenigen sind die Lieblinge des Himmels, sie sind das Auge der Schöpfung. Für diese habe ich einen Schatz, ein Kleinod gesucht und gefunden. Der Beifall dieser Wenigen ist es auch, welcher allein meine Ehrbegierde reizet, und welcher mir, o König! in deinen Augen um so viel vortheilhafter seyn wird, da du selbst unter die Zahl dieser Auserwählten gehörest.

Es ist wohl kein Ohr so roh, in welches nicht der Name und Ruhm des weisen Zoroaster gedrungen ist. Jedermann kennet die Sinnbilder, die Gebräuche, die Religion, unter welchen er die tiefen Wahrheiten der Natur und Weltweisheit dem Volke anzudeuten und fühlbar zu machen gesucht hat. Aber seine höhere, seine göttliche Lehre, die Seele dieses sinnlichen Bildes, lag seit seinem Tode als ein Heiligthum in dem Tempel zu Balk verschlossen, und allein der geprüfte und erleuchtete Magier

konnte zur Anschauung desselben gelangen. Mein langer Aufenthalt in diesem alten Sitze des Weisen gab mir endlich Gelegenheit, gleich einem andern Jason, mich dieses weit edleren, weit köstlicheren Vliefses zu bemeistern. In diesem Buche hat der weiseste unter den Menschen alle seine Kenntnisse niedergeschrieben. Vergönne mir demnach, o König! daſs ich die mir bestimmten folgenden Tage darauf verwende, diesen Reichthum der kleinen Anzahl derjenigen mitzutheilen, welche der Ehre würdig sind, zu den hohen Geheimnissen der Weisheit eingeweihet zu werden.

Nicht nur unter den Vertrauten des Königs, sondern auch unter den begüterten Bürgern des Landes waren viele, die die Wissenschaften liebten, und welche die Mittheilung des Zoroasterischen Buches für einen der glücklichsten Zufälle ihres Lebens hielten. Auch fehlte es weder der Hauptstadt, noch den Provinzen an solchen Männern, die ihr ganzes Leben dem Unterrichte, dem Fleiſse, der Lesung und Erforschung widmeten, und einem Spiegel glichen, welcher alle Strahlen der Wahrheit auffängt, um sie nachgehends auf ein ganzes Volk zurück zu werfen. Diese drei Arten von Leuten blieben in kurzem die einzigen Zuhörer des Prinzen. Denn die Höflinge, welche den ersten Tag die Versammlung durch ihr ewiges Wispern gestöret hatten, blieben den andern Tag von selbst aus. Sie warfen dem Prinzen einen gelehrten Hochmuth vor, und ihr kalter Spott über diesen erstrec
sich auf die Wissenschaften selbst. Eine schöne Regieru
ten einige, wenn der König sich mehr um den Himme
Sterne als um seine Staaten bekümmert. Aufrichtig un

den enthielt sich das Volk von der Sache zu urtheilen. Freilich, sagten sie, ist die Wissenschaft etwas herrliches; aber sie gehöret den Weisen zu, den Königen, und denen, die die Sorge der Regierung mit ihnen theilen; ein jeder bleibe in seinem Berufe. Doch wollten etliche vom Volke das Buch geöffnet sehen. Sie lobten die Schrift und die kostbare Decke. Am meisten verwunderten sie sich darüber, daſs so viele Weisheit in einem so kleinen Werke stecken könnte.

Das erste Buch Zoroasters, welches von der zählbaren und meſsbaren Gröſse der Körper handelte, wurde von der ganzen Versammlung mit der vollkommensten Genugthuung aufgenommen. Man bewunderte nicht nur die lange, ununterbrochene Reihe von Wahrheiten, zu welchen man stufenweise geführet wurde, sondern das, was den Zuhörern die meiste Freude verursachte, war die augenscheinliche Gewiſsheit, und die Nothwendigkeit der Folgen, welche immer eine aus der andern flossen.

In dem zweiten Buche erklärte er die ganze Haushaltung der Schöpfung, das ganze System des Weltgebäudes, den Lauf der Sonne und der Planeten, die Gestalt und die Wälzungen der Erde, die Einflüsse und Aspekten des Mondes. Er redete von dem dunkeln Laufe der Kometen, von den groſsen Veränderungen, die auf unserm Erdboden vorgegangen, von der Natur und den Bewegungen des Meeres, von den Winden, von den Ursachen der Erdbeben und der feuerspeienden Berge, von der Zeugung der Metalle und Steine. Er erforschte den wunderbaren Bau des Menschen, und mit ihm verglich er hierauf die Bildung anderer Thiere. Er wies, wie einfach die Natur ihre Maschinen im Groſsen ein-

richtet, wie künstlich zusammengesetzt im Kleinen. Er redete endlich von dem fühllosen Leben der Pflanzen, und führte also die Zuhörer von dem grofsen Schauspiele der Welten, bis auf die unentdecklichen Adern des Gräschens, und wies in beiden eine gleiche Weisheit, eine gleiche Sorgfalt des Schöpfers.

So wahrscheinlich auch Zoroaster diese seine Meinungen durch die sinnreichsten Gründe zu machen suchte, so war dennoch die Überzeugung, die sie wirkten, weder so allgemein, noch so vollkommen, als beim ersten Buche. Hundert Zweifel entstanden bei jedem Punkte. Man stritt über die Natur, den Lauf, die Entfernung der Gestirne; man stritt über die Geschichte der Erde. Wie kann das Wasser jemals auf die Gipfel der höchsten Berge gestiegen seyn, die es gebildet haben soll? Was kann eine so grofse Zerrüttung verursacht haben? Jeder Zufall, jeder Körper in der Natur, ward nach verschiedenen Systemen und Sekten verschiedentlich erkläret. Man erhitzte sich, ohne sich zu verstehen; und wenn man auch den Schlüssen des Prinzen zu weichen schien, so geschah es mit einem gewissen Zwange, welcher mehr Ehrfurcht als Überzeugung blicken liefs.

In dem dritten Buche erhob sich der Magier von der Natur der Körper zu der Natur des Schöpfers, und leitete aus solcher alle Pflichten des moralischen Menschen her. Nichts konnte erhabner sein, als seine Rede von dem höchsten Wesen. Der Majestät des Gegenstandes antwortete die Gröfse der Begriffe, die Macht und Würde des Ausdruckes. Das Feuer seines Geistes fuhr in die Seelen aller Zuhörer. Man erblafste, man konnte der hinreifsenden Empfindung nicht weiter gebieten, es entfuhren

erstickte und schluchsende Stimmen und unterbrachen die Vorlesung des Prinzen. Er fing sie von neuem an, nicht ohne die Versammlung erinnert zu haben, wie mächtig das Schöne, welches er gewählet, auf die Herzen derer sei, die für solches geschaffen sind. — Zoroaster erklärte hierauf die grofsen Gesetze des Naturrechtes, und bewies sie aus deutlichen und unumstöfslichen Gründen. Er zeigte die verschiedenen Beziehungen des Menschen, und wie aus solchen alle seine Pflichten gegen Gott, gegen sich selbst und gegen andere entspringen. Er durchging alle Stände, alle Theile des gemeinen Wesens. Nichts war reiner, als seine Sittenlehre, nichts einfacher, als seine Staatslehre. Sie beruhete einzig auf dem Grunde: dafs das Glück der Völker das höchste Gesetz der Könige seyn solle. Er redete von allen Theilen der Verwaltung, er unterstützte seinen Rath und seine Lehren mit Beispielen aus der Geschichte. Er empfahl ihre Erlernung den künftigen Regenten als einen Unterricht, den ihnen die Todten mit einer Gewalt und Freiheit geben, welcher sich die Lebenden selten erkühnen.

Die Geisterlehre war es, von welcher Zoroaster im vierten Buche handelte. Er wies den Unterschied der Materie und des Geistes, welche er, als die ersten Anfänge alles dessen, was ist, einem allmächtigen Wesen unterwarf. Er leitete aus diesen Quellen des Lichtes und der Finsternifs den Unterschied des Guten und Bösen her. Er beschlofs das ganze Werk mit den abgezogensten Begriffen vom Leeren, vom Raume, von der Zeit und der Ewigkeit.

Aber hier äufserte sich die gröfste Ungleichheit in den Ur-

theilen der Zuhörer. Jeder hatte seine besondere Meinung, die er der ganzen Versammlung, als die allein wahre, beweisen und aufdringen wollte. Der Prinz, von dem Ansehen seines Magiers eingenommen, wollte nichts anhören, was nicht mit seinem Buche übereinkam. Andere, die sich einer entgegengesetzten Sekte gewidmet hatten, verwarfen viele Sätze nur deswegen, weil Zoroaster sie behauptet hatte. Die zwei letzten Tage wurden meistens mit heftigen Wortstreiten zugebracht, welche der König endlich also unterbrach: Die Verschiedenheit der Meinungen ist ein gewisses Zeichen des Irrthumes oder der Unwissenheit. Lasset demnach, meine Freunde, einem jeden die Freiheit, in so zweifelhaften Dingen diejenige Lehre anzunehmen, welche ihm die sicherste, die tröstlichste scheinet. Übrigens, mein Sohn! (so fuhr er zu dem Prinzen fort) weiſs ich das Kleinod, welches du gewählet hast, nach seinem Werthe zu schätzen. Ich kenne den mächtigen Einfluſs der Wissenschaften auf unser Glück. Ich weiſs, daſs keine derselben so müſsig ist, daſs sie uns nicht endlich auf irgend eine nützliche Entdeckung führen sollte. Ich weiſs, daſs alle Menschen ein gleiches Recht auf die Wahrheit, wie auf das Licht des Tages haben. Ich verabscheue die grausame Staatskunst, welche die Finsterniſs der Unwissenheit zu vermehren und zu verlängern suchet, um sie zum Werkzeuge der Tyrannei zu gebrauchen. Ich danke dir demnach für dein Geschenk; aber ich miſsbillige zugleich die Art, mit welcher du zu dem Besitze desselben gelanget bist. Ich habe euch eure Schätze zu erwerben, nicht zu rauben ermahnet. Das Werk des Praxiteles, welches dein Bruder, mit so vielem Golde erkaufet hat, ist lange nicht

so theuer, als das Buch Zoroasters; denn es kostet dir eine Ungerechtigkeit. Berufe dich nicht auf deine Argonauten! Ihre That entschuldiget die deinige nicht. Die Griechen, unsere Meister in den Künsten, sind nicht immer gültige Beispiele für die Sitten. Laſs dem dunkeln Alterthume und seinen rohen Helden ihren verdächtigen Ruhm. Den Glanz ihrer gröſsten Namen beflecket oftmals Gewalt und Unrecht. Dichter besangen ihre Siege, aber Völker beweinten sie. Wir, die wir den Ruhm der Billigkeit allem andern Ruhme vorziehen, wir sind verbunden, den Fehler zu ersetzen, welchen ich allein deiner Jugend zuschreiben will. Theile den Inhalt dieses Buches den Liebhabern der Wissenschaft mit, aber die Urschrift werde ihren wahren Besitzern wieder zugestellt. Laſs die Persischen Magier diesen Schatz aufs neue vergraben; genug, daſs dir mein Volk den Genuſs desselben zu danken hat. Ehrerbietig und dankbar nahm der Jüngling die Lehre des Vaters an, und die Versammlung bewunderte beides, die Klugheit des Königs, und den Gehorsam des Prinzen.

Endlich erschien der Tag, an welchem Gobryas, der älteste Bruder, mit seinem Kleinode auftreten sollte. Man erwartete es mit der gröſsten Ungeduld. Was bleibt ihm übrig? sagte man; alle Reiche des Schönen sind erschöpfet. Was will er aufweisen, das nicht entweder zur Natur, oder zur Kunst, oder zur Wissenschaft gehöre? In allen diesen Theilen sind ihm seine Brüder zuvorgekommen, und nothwendiger Weise muſs er in einen derselben zurück fallen. Sein bisheriges Betragen machte seine Richter noch verlegener. Man hatte an ihm weder Neid noch Miſs-

gunst, weder Furcht noch Hoffnung, weder Begierde noch Zuversicht bemerkt. Die Verwirrung des Rathes stieg am höchsten, als man ihn, da er zu erscheinen berufen ward, von einem alten Manne begleitet, in das Zimmer treten sah, einem Manne, dessen grauer Bart, welcher ihm bis auf den Gürtel reichte, einen Theil seines schlechten Gewandes bedeckte, und auf dessen kahler und gespannter Stirne man zugleich die Mühseligkeiten eines harten Lebens, und den gesetzten Muth eines gelassenen Weisen lesen konnte. Nach einem kurzen Stillschweigen, welches eine so unerwartete Erscheinung verursacht hatte, fragte der König den Prinzen, ob dieser Greis der Besitzer seines Kleinodes sei? Ja, sprach der Prinz gerührt, er ist es, mein Vater! Das Kleinod, das ich dir bringe, ist das seine. Du hast es ehemals gekannt; du hast es für verloren beweint. Ich bringe dir es wieder. Ich weiß, mit welcher Freude du es annehmen wirst. Gehe, Hydras, umfasse die Knie deines Königs!

Schon fielen die Thränen und die Küsse des Alten auf die Rechte seines Fürsten, schon fühlte er sich an seine Brust gedrücket, und die glühenden Wangen des Königs auf seiner Stirne. Hydras! rief der König aus, mein Hydras! lebst du noch? du, dessen Tod ich schon so lange beweinet? O mein Sohn! welch ein Geschenk bringst du mir? den edelsten, den tugendhaftesten unter allen Sterblichen. Meine Freunde! ihr alle seid ehemals Zeugen seiner Tugend gewesen. Sein ganzes Leben war eine Kette von edlen Thaten. Der Segen, den sie vom Himmel verdienten, ruhete auf dem ganzen Lande, so lange er der Regierung desselben unter meinem Vater vorstand. Unglück-

licher

lieber Vater! welchen die Verleumdungen eines Boshaften, eines Öbar, zu betriegen vermochten, welcher dem Schmeichler zu Liebe den Redlichen von sich stiefs? Wirst du mir seinen Irrthum vergeben, Hydras? — Rede nicht von dem Vergangenen, mein König, erwiederte der Alte; der gegenwärtige Augenblick ersetzet mir alles. — Aber, fing der König wieder an, warum hast du mir keine Nachricht von deiner Erhaltung gegeben? Warum hast du der Zeitung deines Todes nicht widersprochen, welche sich gleich nach deiner Verweisung ausgebreitet hatte? Warum bist du nicht gleich nach dem Tode meines Vaters in meine Arme geeilet? Hast du denn das Schicksal des Öbar nicht erfahren? hast du nicht erfahren, dafs der Sturz des Öbar, deines Feindes, dafs die Rache deines erlittenen Unrechts die erste Handlung meiner Regierung war? — Zu spät, mein König, erfuhr ich es, sprach Hydras. Schon waren sie nicht mehr, die, um derentwillen allein ich mir einen gütigern Anblick des Schicksals gewünschet hatte; meine Kinder waren nicht mehr. Die letzte Schlacht, welche zur Zeit deines Vaters ihm den Thron, dem Volke Leben und Freiheit erhalten, hatte mich meiner beiden Söhne, meiner Hoffnung, meiner Stützen beraubet. Wie hätte ich, nach diesem Verluste, meine stille Einsamkeit verlassen, und, alt und traurig, mich den Stürmen des Hofes von neuem aussetzen können? ich, der ich den Wellen desselben kaum entgangen war? — Und welche Gegend war denn so glücklich dich zu besitzen? wo hat mein Sohn dich angetroffen? fragte der König. Erlaube mir, mein Vater, fiel ihm der Prinz in das Wort, an seiner Stelle zu reden; seine Beschei-

denheit würde dir den gröſsten Theil seiner Tugend verschweigen.

Da du uns vor drei Jahren von dir lieſsest, nahm ich mir vor, unter verändertem Namen und von einem einzigen Knechte begleitet, zuerst deine Staaten zu durchreisen. Ich durchzog eben die äuſserste Provinz deines Reiches, ein ödes und waldiges Land, als ich einst bei einbrechender Nacht in einem kleinen Dörflein zu bleiben genöthiget ward. Die armen Einwohner desselben führten mich gerade zu der Hütte des Parmys: so nannten sie den Redlichen. Er ist freundschaftlich, sagten sie, und dienet gern den Fremden. Müde kam er itzt hinter einem umgestürzten Pfluge seiner Hütte zugeschlichen. Aber die Zeitung, daſs er einen Gast bewirthen sollte, schien ihm alle Müdigkeit auf einmal hinweggenommen zu haben. Er eilte mir freudig entgegen, er empfing mich liebreich, und bediente mich mit einer so anständigen, so freien Art, daſs ich bald merken konnte, die Hütte, die er bewohnte, sei nicht immer sein Aufenthalt gewesen. Die süſse Weisheit seiner Reden bestärkte meinen Argwohn. Des andern Morgens bat er mich, noch einige Tage bei ihm zu verweilen. Ich freute mich über seinen Antrag. Aber erlaube mir, fuhr er fort, dich auf einige Augenblicke zu verlassen. Ein kranker Nachbar erwartet meinen Besuch. Und wirst du mir nicht vergönnen, dich zu ihm zu begleiten? erwiederte ich. Ich bin gern ein Zeuge des erquickten Elenden. Lächelnd reichte er mir die Hand, drückte sie, und führte mich in die nächste Hütte, die der seinen vollkommen ähnlich war. Auf einem bequemen Bette fand ich einen Mann, welchen die Krank-

heit aller Kräfte beraubet hatte. Er richtete sich ächzend auf, und näherte die blassen Lippen dem Gefäſse, in welchem Parmys ihm ein labendes Getränk reichte. Sein Auge stand, indem er es einnahm, fest auf mich geheftet, und mich dünkte in seinen Zügen etwas zu unterscheiden, wovon ich noch ein ungewisses Andenken übrig behalten hatte. Süſs muſs der Geschmack des Getränkes aus so freundschaftlichen Händen sein, sagte ich. Kaum hatte er mich reden hören, so stieſs er das Gefäſs von sich. Er ist es! rief er aus: Gobryas, der älteste Sohn des Königs! Zweifle nicht, Hydras, er ist es! Sogleich erkannte ich ihn. Öbar war es. Öbar! rief ich aus, bist du es? Was für einen Hydras nennest du mir? wo ist er? — Hier, sprach er, hier vor deinen Augen. Nicht Parmys, Hydras ist sein Name. Hydras, den ich so grausam verfolget, Hydras, itzt mein Wohlthäter, mein Erretter, mein Freund. — Sprachlos fiel ich dem Greise um den Hals. Meine Thränen vermengten sich mit den seinigen. — Bin ich so glücklich, fing endlich Hydras an, den Sohn meines Königs zu besitzen? den Gobryas, den ich zur Welt kommen sah, den ich so oft auf meinen Armen getragen? Hätte ich jemals denken sollen, da ich dich als ein Kind an dem Hofe deines Groſsvaters verlieſs, dâſs ich einst das Glück haben würde, dich in dieser Einöde zu bewirthen? — Was redest du von Glück? versetzte ich, laſs mich das meinige rühmen! Hydras, du lebest noch? welch eine Zeitung für meinen Vater! welch ein Auftritt für mich! Ernsthaft und strafend fiel hier mein Blick auf den Öbar zurück. Alle seine Missethaten erschienen ihm im Spiegel meines Auges. — Ja, Prinz, fing er an, es ist billig, es ist

nothwendig, dafs ich dir ein Unthier, ein Abscheu der Natur scheine: aber höre mich. Vielleicht ist es noch möglich, dafs auch du mir vergiebst. Um Hydras willen! verstofse mich nicht ganz; habe Mitleiden mit meinem Zustande, und lafs mich hoffen, noch einige Gnade in deinem Herzen zu finden. Mein erster Schritt, sie zu verdienen, soll das Geständnifs meines gröfsten Verbrechens sein.

»Durch erdichtete Anklagen, durch untergeschobene Briefe, »durch erkaufte Zeugen, bewog ich den alten König, den Hydras »ins Elend zu verweisen. Ich bereicherte mich durch Einziehung »seiner Güter, ich hatte mich an seine Stelle geschwungen; aber »unzufrieden mit dem Urtheile des Königs, sandte ich einen »Vertrauten aus, ihn auf seinem Wege heimlich zu tödten. Die »Erinnerung einer alten Wohlthat (denn auf wen hatten sie sich »nicht erstrecket?) hielt den Arm des Mörders zurück. Ob er »gleich vor meinen Augen nicht wieder erschien, hielt ich doch »dafür, er habe seinen Auftrag ausgerichtet, und streuete die »Zeitung von dem Tode des Hydras aus. Durch diefs neue Ver»brechen glaubte ich meines Glückes gewifs zu sein. Aber mein »Fall war unvermeidlich. Kaum bestieg dein Vater den Thron, »so fiel das Unglück, in welches ich den Hydras gestürzet hatte, »auf mich zurück. Aller meiner Würden, aller meiner Güter be»raubet, mit einem Stabe in der Hand, irrte ich nun, ein Bettler, »von einer Thüre zur andern. Noch glücklich, dafs ich unbe»kannt war! Durch Spott und Härte würde sonst ein jeder die »erlittenen Unterdrückungen an mir gerächet, und mein Unglück »noch unerträglicher gemacht haben. Nach langen Plagen, deren

»Erzählung ich dir ersparen will, kam ich in diese Einöde, und »ohne es zu wissen, vor die Hütte des Hydras. Ich bat um ei- »nen Bissen Brot. Die Hitze des Tages, die Länge des Weges, »aber noch mehr mein Elend und meine Verzweiflung hatten »mich völlig entkräftet. Ich fiel ohnmächtig vor der Thüre nie- »der, ehe sie sich auf mein Rufen geöffnet hatte. Wie groſs »war mein Erstaunen, mein Schrecken, da ich die Augen wieder »aufschlug, und mich auf einem sanften Bette liegend, und an »meiner Seite — wen? ihr Götter! — ihn, den Hydras selber, »sitzen sah. Fast wäre ich wieder in die vorige Ohnmacht zu- »rück gesunken. Kaum konnte ich meinen Augen glauben. Ich »sah ihn starr an. Er merkte meine Verwirrung. Öbar, sprach »er lächelnd, wer hätte jemals gedacht, daſs Hydras noch einst »das Vergnügen haben sollte, dir nützlich zu sein? Ich wollte »mich aufraffen und fliehen. Warum fliehest du mich, Öbar? »so sprach er, und hielt mich freundlich bei der Hand zurück. »Fürchtest du mich? Hassest du mich so sehr, daſs du mir »auch die Freude miſsgönnest, dir zu dienen? Bleib! Hat uns »das Glück zu Feinden gemacht, das Unglück versöhnet uns »wieder. Welch eine Lehre für uns, Öbar! laſs sie nicht unge- »fasset vorbeigehen. Armer Öbar! wie schwer, wie sauer muſs »dir dein Schicksal scheinen! — Schwer, rief ich aus, aber »nicht so schwer, als die Schande, es verdienet zu haben: meine »Falschheit, das Unrecht, das ich an dir . . . Vergiſs es, sprach »Hydras, so wie ich es längst vergessen habe. Hat dich dein »Unglück gebessert, so beklage dich nicht über dein Schicksal. »Sieh! hier ist der kleine Rest meines geretteten Vermögens.

»Ich bewahrte es ehemals für meine Kinder auf. Aber ihr Tod »hat meine Vorsorge unnütz gemacht. Für dieses Wenige kann »ich dir ein Haus, gleich diesem, an meiner Seite verschaffen. »Ich will dir den Überrest deiner Tage so erträglich machen, »als mir es meine Armuth zuläfst. Lerne nur die Fälle des »Glückes mit Standhaftigkeit ertragen. Sei gröſser in dieser »Hütte, als du am Hofe warest, sei redlich! — Wie könnte »ich dir, o Prinz! (fuhr Öbar fort) wie könnte ich dir die Re»gungen beschreiben, die sich meiner Brust bemeisterten? Die »Thränen verhinderten mich, sie meinem Wohlthäter zu entdek»ken. Er, mit dessen Blut ich mich befleckt zu haben glaubte, »er, mit dessen Raube ich mich bereichert hatte, rettet mir itzt »das Leben, schenkt mir das Gut seiner Kinder. Ich hieſs mich »einen Abscheu der Natur, und er tröstete mich; ich bat ihn um »Rache, und er lieſs mich nichts, als Mitleiden und Güte sehen. »Meine Krankheit ward schwerer durch den nagenden Wurm »meiner Reue. Sie ward langwierig, und ich sah mich gezwun»gen, mich der Groſsmuth meines Feindes (denn das hätte er »seyn müssen) ganz zu überlassen. Fünf Jahre sind es nun, daſs »er mich täglich verpfleget. Seine sinnreiche Sorgfalt macht mir »das Leben angenehm, aber noch mehr sein sanfter Umgang, »der Reiz seiner Tugend, die Weisheit seiner Lehren. Ich fühle »es, ich werde ihm nicht lange mehr beschwerlich seyn. Aber »das fühle ich auch, daſs sein Beistand meinem Geiste eine »Stärke gegeben, deren mein zerrütteter Körper nicht mehr fähig »ist. Ja, mein Prinz, ich kenne sie nunmehr, die Tugend, die »ich so lange verachtet habe, ich liebe sie, ich fühle sie in mei-

»nem Herzen; denn ich fühle ihren Trost. Du hast mein Leben »gerettet, o Hydras! du erhältest es noch täglich: diefs ist grofs»müthig; du hast mein Herz geändert: diefs, diefs ist die gröfste »deiner Wohlthaten. Niemals war ich in meiner Herrlichkeit so »glücklich, als auf diesem Sterbebette. Gelassen und freudig er»warte ich nun den Tod, dem ich ehemals nicht anders, als mit »Entsetzen entgegen sah. Dank dir, o Himmel! dafs du mir vor »meinem Ende noch einen so erhabenen Zeugen der Tugend »meines Freundes zugeschicket: das einzige Glück, welches mir »seine Grofsmuth zu wünschen übrig liefs.«

So sprach Öbar. Öfters hatten meine Ausrufe und Thränen, öfters hatte sein Schluchzen und seine Schwachheit ihn unterbrochen. Gerührt fiel ich nun auch ihm um den Hals. Er küfste mich mit der feurigsten Entzückung. »So ist mir denn noch »einmal vergönnt, rief er aus, die ganze Wollust der Tugend zu »fühlen! O Hydras! alles, alles dieses kömmt von dir! —« Ungeduldig, seine Lobsprüche zu unterbrechen, fragte mich Hydras nunmehr, was für ein Zufall mich in diesen Winkel der Erde geführet habe? Ich erzählte ihnen die Ursache und den Endzweck meiner Reise. — Du hast es gefunden, was du suchest, rief Öbar aus, hier ist sie, die gröfste Schönheit, hier ist sie! das Herz des Hydras. Führe meinen Wohlthäter deinem Vater, führe meinem guten Könige seinen weisen, seinen getreuen Diener zu, damit seine siegreiche Tugend zum Troste, zum Unterrichte, zum Glücke seiner Mitbürger noch einmal in ihrem ganzen Glanze erscheine. Gieb ihm Gelegenheit das Unrecht seines Vaters und meine Missethat zu ersetzen. — Lange

weigerte sich Hydras, einen Freund zu verlassen, welchem er den Rest seiner Tage gewidmet zu haben schwur. Aber kurz darauf starb Öbar ruhig und sanft in den Armen des Hydras, und eine Bitte um den Segen des Himmels für ihn waren seine letzten Worte.

Hier endigte der Prinz seine Erzählung. Von neuem brach der König in die zärtlichsten Liebkosungen aus. Gedankt sei es euch, ihr Götter! sprach er, daſs ihr meine Regierung durch ein Beispiel so groſser Tugend verherrlicht habt. Weinend standen die jüngern Prinzen da. Der Sieg ist sein, riefen sie aus, der Sieg ist sein! Die Freunde des Königs, welche die Ehrfurcht bisher zurückgehalten hatte, fielen dem Hydras nun alle um den Hals und auf die Hände. Mit feuchten Augen küſsten sie ihn. Der eine hieſs ihn seinen Bruder, der andere seinen Vater. Jeder wuſste eine Ursache zu finden, warum seine Rückkunft ihm eine gröſsere Freude, als den übrigen, verursachte. Die Königinn eilte, sobald sie die Nachricht erfuhr, ihm zuvorzukommen. Sie lief ihm mit offenen Armen entgegen. Ihre Vermählung mit dem Könige war sein Werk gewesen. Sie küſste wechselsweise ihn und ihren Sohn. Das Vergnügen des Volkes brach in einen lärmenden Jubel aus: Wo ist er, der alte Vater des Landes? wo ist er, der Redliche, unter welchem unser Glück grünte? Der König befahl, ihn in einem prächtigen Kleide mit groſsem Gepränge durch die Straſsen der Stadt zu führen. Hinweg mit diesem elenden Staate! rief das Volk; in seinem schlechten Kittel wollen wir ihn sehen. In diesem ist er uns weit ehrwürdiger, als unter Gold und Seide. Der König erfüllte das Verlangen des Volkes.

Von

Von so vielen Seelen die Straſsen wimmelten, so viele Segenssprüche ertönten. Dieser erzählte, daſs er seinen Vater wider die Ungerechtigkeit eines mächtigen Nachbaren beschützet habe; jener, daſs er ihn als einen Waisen aufgenommen und versorgt. Freudenthränen flossen durch die ganze Stadt. Mädchen und Knaben eiferten um die Ehre, seinen Weg mit Blumen zu bestreuen. Von den Armen der Mütter lallten die Kinder seinen Namen. Auch viele von den Höflingen überlieſsen sich, gleich dem Volke, den süſsen Eindrücken der Menschlichkeit, und empfanden mit den übrigen die Macht der Tugend auf nicht ganz verdorbene Herzen. Andere, deren kleine Seelen eine so groſse Tugend nicht fassen konnten, zweifelten an der Wahrheit der Geschichte, oder suchten andere unedlere Ursachen des Verhaltens des Hydras ausfindig zu machen. Sie fürchteten sogar seine wiederaufkeimende Gewalt. Doch zwang sie die Allgemeinheit des günstigen Urtheiles zur Verstellung, und je geschickter ein jeder im Schmeicheln war, je mehr nahm er den Schein der Entzückung, und die Sprache eines Lobredners an. Aber aus allen Provinzen des Reiches schrien die ehrlichen Unterthanen dem Hydras ihren Segen, und dem ältesten Prinzen den Sieg über seine Brüder zu.

Mir bleibt nichts übrig, meine Söhne! sprach endlich der König, als den allgemeinen und euren eigenen Ausspruch zu bestätigen. Gobryas hat uns eine Gattung des Schönen gewiesen, dessen Anschauen unsere neugierigen Blicke nicht ermüdet, dessen Empfindung nicht einer kleinen Anzahl von Kennern vorbehalten ist, dessen Erforschung die Gränzen unseres Verstandes nicht übersteiget. Er hat es nicht in den Wüsten Arabiens,

nicht bei den stolzen Griechen, nicht bei den eingeschlossenen Priestern Persiens gesuchet. Er hat es in seinem Vaterlande, unter uns, in einem, den wir alle lieben, gefunden. Er hat uns seinen Vorzug nicht durch Gründe bewiesen. Es war genug, es uns zu zeigen, um seine ganze Macht vor Augen zu sehen. Denn die Tugend bemeistert sich durch ihre unwiderstehliche Schönheit aller Kräfte unserer Seele. Empfindung, Leidenschaft, Vernunft, alles reifset sie an sich. Sie verbindet alle Eigenschaften des Schönen: das Einfache der Natur, die Ordnung der Kunst, die Überzeugung der Wissenschaft, und leider auch die Seltenheit. Ja, meine Söhne, wenn sich die göttliche Schönheit dem Auge der Menschen unterwerfen wollte, so zweifle ich nicht, sie würde die Gestalt eines Hydras an sich nehmen, sie würde in eine tugendhafte Seele heruntersteigen. Die Tugend ist das Ebenbild der Götter, und ihr edelstes Geschenk; sie ist die Quelle der lebhaftesten Freuden, des reinesten Glückes, sie ist das Glück selber. Und bei wem kann ihre Liebe nützlicher werden, bei wem ist sie nothwendiger, als bei dem Vater eines Landes? — Theile, mein Sohn, von nun an die höchste Gewalt mit mir! und du, Hydras, leuchte du unsern Schritten mit der Fackel deiner Vernunft. Lafs die Tugend niemals ungetröstet, niemals unbelohnet von unserm Throne hinweggehen. Hilf sie uns unter dem Schleier ihrer Bescheidenheit entdecken; hilf sie uns in der stillen Einsamkeit aufsuchen, die sie so sehr liebt: denn gern läfst sich der Tugendhafte von demjenigen finden, der ihm gleicht. Ich weifs es, ihr meine übrigen Söhne! mein Urtheil reizet euch nicht zum Neide. Ihr habt es selber ausgesprochen, und

euer Zuruf macht die Wahl des Gobryas fast zu eurer eigenen. Glücklich ist unser Land, wenn ihr durch Eintracht, wie durch das Blut verbunden, euren Verstand und die Kenntnisse, die ihr auf euren Reisen gesammlet, mit ihm auf das Wohl unseres Volkes verwendet; wenn ihr in allen Theilen der so schweren Staatsverwaltung, in allem, was zur Ruhe, zur Aufnahme, zur Ehre des Reiches gehöret, ihn mit eurer Hülfe unterstützet. Aber lernet, o! lernet zugleich, daſs keine Wissenschaft dem Menschen anständiger und angemessener ist, als die Lehre von der Tugend; daſs die edelste Nachahmung diejenige ist, durch welche die Seele des Menschen dem reinsten Geiste, der Gottheit, ähnlich zu werden trachtet; daſs endlich die gesammten Kräfte der Natur nichts schöneres, nichts erhabneres, nichts liebenswürdigeres hervorbringen können, als einen tugendhaften Mann.

II.

I D Ä A,

ODER

MÄNNLICHE UND WEIBLICHE TUGEND.

EINE

HISTORISCHE NOVELLE.

AN DEN FÜRSTEN

DEMETRIUS MICHAILOWITSCH GALITZIN.

Sie waren mein erster Gönner und Wohlthäter, und sind es seit dreifsig Jahren beständig geblieben. Lange wünschte ich dieses dankbare Geständnifs Ihnen öffentlich und dauerhaft abzulegen. In meinem engen Wirkungskreise kann ich diefs allein dadurch erhalten, wenn ich diese meine Erklärung mit einem Werkchen verbinde, welchem ich zwar freilich keine lange Dauer, noch grofse Achtung versprechen, aber doch wenigstens einige Publicität verschaffen kann. Zwei Jahre lang bin ich der Zeuge Ihres Privatlebens gewesen, und finde, dafs ich die Schilderung eines Nasika niemanden besser zueignen kann, als Ihnen. Das Lob, das Sie als Staatsmann verdienen, überlasse ich Andern.

Der Titel dieses Werkchens bereitet den Leser schon darauf vor, dafs ich der Geschichte, doch nur da, untreu gewesen bin, wo es mein moralischer Endzweck erforderte.

Nicolay.

Schon lief unter dem Konsulate des Publius Kornelius Scipio und des Publius Licinius Krassus, welcher zugleich Oberpriester war, das vierzehnte Jahr des zweiten Punischen Krieges. Die ersten und grofsen Niederlagen der Römer, beim Trasimenischen See und bei Kannä, waren zwar durch mehrere Siege bereits wieder ersetzt; Hannibal, welcher Rom vom dritten Meilensteine her bedräuet hatte, war nunmehr in das untere Italien zurückgetrieben; die Karthaginienser waren aus Spanien und Sicilien herausgeworfen; die alten Bundesgenossen der Römer in Italien, welche das Glück des Hannibal eine Zeitlang ihm nachgerissen hatte, waren meistens der nun überwiegenden Beständigkeit der Römer wieder zugefallen, und König Philipp von Macedonien, welcher den Karthaginiensern seine Hülfe versprochen hatte, fand sich in seinem eigenen Lande sowohl von den Römern, als den Ätoliern und dem Pergamenischen Könige Attalus, ihren Freunden, so beschäftigt und aufgehalten, dafs man von seiner Seite keinen Zuwachs für die Punische Macht zu befürchten hatte. Dennoch gab es verschiedene Betrachtungen und Vorfälle, welche Rom sowohl aufs neue beängstigten, als auch wirklich in die tiefste Trauer versetzten. Noch immer war doch Hanni-

bal, ob er gleich nur die äufsersten Gefilde der Bruttier behauptete, in Italien, im Römischen Gebiete, noch immer nah für einen Hannibal. Und obgleich der Versuch seines Bruders, ihm ein neues Heer aus Spanien zuzuführen, durch die Eile und die Tapferkeit des Kajus Klaudius Nero vereitelt worden war, so wufste man doch nun eigentlich, dafs Mago, ein anderer Punischer Feldherr, unabgeschreckt durch die Niederlage und den Tod seines Vorgängers, in gleicher Absicht und mit nicht minderer Macht bereits wieder in der Gegend von Genua angekommen war: eine Nachricht, welche die Greise, die Kinder und Weiber in Rom (denn fast alle kriegerische Mannschaft war in die verschiedenen Heere zerstreut) mit Angst und Schrecken erfüllte. Hierzu kam noch die ansteckende Krankheit, welche im Heere des Licinius wütete, und täglich mehr Jünglinge und Männer auffrafs, als die Waffen Hannibals, welchem der Konsul gegenüber stand, hinweggemähet haben würden, wenn nicht das nehmliche Übel sich auch in seinem Heere geäufsert hätte. Kein Haus in Rom war ohne Trauer, und das Leid war desto gröfser, weil die Söhne, die Gatten, die Väter, ohne Nutzen für das Vaterland, ohne den Ruhm gefochten zu haben, dahin fielen. Was endlich die Bestürzung aufs höchste trieb, war, aufser vielen andern Zeichen und Wundern, welche die Römische Leichtgläubigkeit nie begieriger als in so schweren Zeiten auffing, der Gräuel des im Tempel der Vesta erloschenen Feuers, und der, allen Anzeigen nach, befleckten Hüterinn desselben, der Vestalinn Klaudia. Um Mitternacht hatten die Vorbeigehenden einen aus dem Tempel entspringenden Jüngling wahrgenommen; sie hatten zu-

gleich die im Innern des Tempels fehlende Helle bemerket, waren eingedrungen, und hatten die von Wollust noch berauschte Priesterinn (so urtheilten sie) in gröſster Unordnung neben dem entheiligten Altare liegend gefunden. Bei der Abwesenheit des Oberpriesters unternahm die ganze übrige Priesterschaft die Untersuchung des Verbrechens. Menschlicher Kurzsicht gemäſs, welche oft die unter sich entferntesten Dinge verbindet, die nächsten trennet, sah man diesen Vorfall nicht als ein einzelnes Unglück, sondern als die Quelle aller andern an, und setzte den leicht zu begreifenden Zorn einer beleidigten Göttinn an die Stelle des unergründlichen Zusammenhanges der Dinge. Man ermangelte nicht in dieser so beängstigenden Lage den Decemvirn das Aufschlagen der Sibyllinischen Bücher anzubefehlen, um zu sehen, ob nicht irgend eine Stelle derselben die gegenwärtige Gefahr, und ein Mittel wider sie anzeige. »Der fern geborne Feind» (dieſs fanden sie) »wird nicht eher das Land Italien verlassen, als bis die Mutter Idäa aus Pessinus nach Rom wird gekommen sein.» Der Senat, als ihm diese Prophezeiung angezeigt wurde, nahm sie mit desto gröſserer Zuversicht an, weil er sich erinnerte, daſs seine Gesandten, welche nach dem Siege über den Asdrubal mit Geschenken für den Apollo nach Delphi geschickt worden waren, von dem Orakel die Versicherung erhalten hatten, es stehe dem Römischen Volke ein weit gröſserer Sieg bevor, als derjenige gewesen sei, aus dessen Beute man dem Gotte diese Gaben verfertiget habe. Fast für ein noch sichreres Zeichen der nahen Befreiung Italiens hielt man den festen Muth, mit welchem Scipio begehrt hatte, man möchte ihm Afrika zu

seiner Provinz anweisen. Um nun bei so vielen Winken die Erfüllung dieser Hoffnung so viel möglich zu beschleunigen, wurde berathschlagt, wie man die Herüberbringung der Göttinn bewerkstelligen könne. Zwar mit keiner der Städte Asiens stand man damals noch im Bunde: aber auch von den Griechen hatte man vor Zeiten, ehe man sich ihnen noch durch Freundschaft genähert hatte, das Bildnifs des Äskulap erhalten. Und wenigstens hatte man itzt den König Attalus in Asien zum Freunde, durch dessen Vermittelung man hoffentlich die Überlassung der Göttinn von den Pessinuntiern erlangen konnte. Man fertigte also den Markus Valerius Lävinus, der zweimal Konsul gewesen, und, da er die Heere in Griechenland angeführt hatte, dem Pergamenischen Könige schon bekannt war, nebst einigen andern der angesehensten Männer nach Asien ab, und rüstete fünf der gröfsten damals üblichen Kriegesschiffe aus, um die Gesandten auf eine der Majestät des Römischen Namens anständige Weise einher fahren zu lassen. Dem Lävinus ward aufgetragen vorher bei Delphi zu landen, und das Orakel zu fragen: ob und wie die Sache, die der Senat ihm aufgetragen, zum Vortheile und Nutzen des Römischen Volkes ausgeführet werden könne? »Was »ihr sucht,» (soll die Antwort gewesen sein) »werdet ihr durch »den König Attalus erhalten; niemals aber wird die Göttinn eure »Thore beziehen, wenn nicht der beste eurer Männer und die reineste eurer Jungfrauen sie empfangen.» So unterrichtet nahm Lävinus seinen Weg nach Pergamus, dessen König ihn nicht nur mit Freundschaft und Ehrfurcht aufnahm, sondern auch selbst die Gesandten nach Pessinus führte, und ihnen die Mutter der Göt-

ter übergab. So nannte die uralte Religion des Landes einen rohen Stein, welchen sie von der Göttinn selbst vorzüglich ausgewählt, geheiligt und bewohnet glaubte. Auch die Priesterinn der Göttinn, welche sich von ihrem Heiligthume nicht trennen wollte, erbot sich es zu begleiten: ein den Gesandten sehr angenehmer Antrag, da sie von ihr den der Göttinn gefälligsten Dienst zu erlernen hofften.

Indessen war das Jahr des Konsulates zu Ende gegangen, und da man weder den Scipio aus Sicilien, noch den Licinius aus dem untern Italien abrufen wollte, so ernannte dieser den Quintus Cäcilius Metellus zum Diktator für die Komitien, auf welchen Markus Kornelius Cethegus, und Publius Sempronius Tuditanus zu Konsuln erwählt, die beiden vorjährigen aber bei ihren Provinzen und Heeren gelassen wurden. Bald darauf kam Markus Valerius Falto, einer der Gefährten des Lävinus in Rom an, und brachte die vorläufige Nachricht von der Antwort des Orakels und der nahen Ankunft der Göttinn. Dem Senate schien es nothwendig, vor allem die Stadt von jenem Gräuel zu reinigen, und das Verbrechen der Vestalinn nicht länger ungestraft zu lassen. Die klaren und unerbittlichen Gesetze droheten ihr mit der Vergrabung bei lebendigem Leibe. Aber die Priester, welche noch mit der Untersuchung der Thatsache beschäftigt waren, deren Umstände ihnen sehr zweifelhaft schienen, hatten noch keinen endlichen Bericht an den Oberpriester abgefertigt.

Alle Götter und Göttinnen (so hatte Klaudia vor der Versammlung gesprochen) seien mir Zeugen, dafs ich euch nichts als die reine Wahrheit melden werde! Blühend an Jahren und

gutem Rufe wurde ich von meinem Vater Klaudius Quintus an den alten Lucius Matho versprochen, dessen Häſslichkeit, Geiz, rohe Sitten und harte Gemüthsart mir ihn verhaſst gemacht haben würden, wenn ich auch nicht schon von der Schönheit, dem einnehmenden Wesen, und der heftigen Liebe des jungen Kantilius gerührt gewesen wäre. Mein Vater, der unsere Neigung hatte entstehen und wachsen sehen, würde sie auch durch seinen Beifall gekrönt haben, wenn ihn nicht der unvermuthete Antrag des reichen Alten, und die Hoffnung mich prächtiger zu versorgen, plötzlich geändert hätten. Alles, was kindliche Liebe, bedrohete Neigung, Unschuld und Treue zärtliches und rührendes haben, bot ich auf, das Gemüth meines Vaters zu bewegen, und bei seinem hartnäckigen Weigern hatte ich auf der andern Seite aller meiner Tugend vonnöthen, um den raschen Vorschlägen eines allzufeurigen Jünglinges (der einzige Fehler, den ich an ihm erkannt hatte) zu widerstehen. Bestürmt von so entgegengesetzten Pflichten und Wünschen, auf beiden Seiten Vorwurf oder Schwäche befürchtend, sah ich endlich keinen Weg zur Rettung mehr vor mir, als mich beiden Verfolgungen zu entreiſsen, und in die hülfreichen Arme der Göttinn Vesta zu werfen. Ich brachte ihr ein Herz dar, welches freilich die Macht der allgewaltigen Liebe gefühlt hatte, aber in welchem nie der mindeste Gedanke von unreiner Lust aufgestiegen war. Ich prüfte mich, ich fand mich der Ehre ihres heiligen Dienstes würdig, und begehrte förmlich meine Aufnahme; und so sonderbar schienen Allen die Umstände des Vorfalles, daſs ich auſser Ordnung in die so eben erledigte Stelle einer Priesterinn einzutreten berechtiget

wurde. Kaum war ein Monat vergangen, als ich bei einem Opferfeste den jungen Kantilius in priesterlicher Kleidung und Verrichtung erblickte, in seinen schmachtenden und sehnsuchtsvollen Augen aber leicht lesen konnte, welchem Gotte er heimlich sein Opfer darbrächte. Schrecken und Freude ergriffen zugleich mein Herz bei dem Anblicke; aber den ersten zerstreute die Sicherheit meines Aufenthaltes, und ich fand nichts tadelhaftes in meinem Vergnügen über die sinnreiche Erfindung des edlen Jünglinges, sich mir doch zuweilen, wiewohl nur von fernher, nahen zu können. Ich will euch nichts verhehlen, meine Richter! nicht den innersten Gedanken meiner Seele. Mir schmeichelte seine fortdaurende Liebe, die nun nicht mehr anders als bescheiden und unschuldig sein konnte. Es stieg sogar eine dunkle Hoffnung in mir auf, er werde sie während der ganzen Zeit meines Gelübdes fortsetzen, und mir endlich, zwar freilich erst in den reifen Jahren, in denen die Vestalinnen ihre Freiheit wieder erlangen, Gelegenheit geben, diesen höchsten Beweis reiner und erhabener Liebe zu belohnen. Hat er mehr als dieses in den Blicken gelesen, mit welchen ich die seinigen erwiederte, so war es ein Mifsverstand, an welchem ich keinen Antheil hatte. Nie hätte ich mich wenigstens des frevelhaften Unternehmens versehen, zu welchem er sich berechtigt glaubte, und welches nun die Ursache meines anscheinenden Verbrechens ist. Mich traf die Reihe im Tempel zu wachen und das ewige Feuer auf dem Heerde der Göttinn zu nähren. Es war Mitternacht. Ich safs an den Altar gelehnt, um den Schein der Flamme auf die Rolle der Hymnen zu empfangen, die an gewissen Tagen ihr zu Ehre

gesungen werden. Ein unvermutheter Geräusch riſs meine Augen von den Liedern ab, und siehe da, der junge Priester lag zu meinen Füſsen. Er hatte sich zur Zeit der Dämmerung in den Tempel geschlichen, und hinter das Bild der Göttinn verborgen. Zorn und Schrecken waren meine ersten Empfindungen und Ausdrücke. Er suchte sie mit den heiligsten Betheurungen der reinesten Absicht und der zärtlichsten Liebe zu besänftigen. Ich führte ihm die Gefahr zu Gemüthe, welcher er uns beide durch seine Unklugheit aussetzte, wiederholte hartnäckig die Weigerung ihn weiter anzuhören, und das Verbot jemals wieder eine so frevelhafte Erscheinung zu wagen. Umsonst. Endlich rückte er mit dem Geständnisse heraus, daſs er gekommen sei, mich meinem gezwungenen Dienste, der ohnehin der Göttinn nicht angenehm sein könne, zu entreiſsen, und nach irgend einer Gegend zu führen, wo weiter kein Vater, kein Nebenbuhler und keine Göttinn unsere Liebe stören werde. Alles, (sprach er, meine Hand ergreifend) alles ist zur Flucht bereit, alles sicher. Komm und erfülle die ältern, die heiligern, die unwiderruflichen Gelübde unserer Herzen. Mit aller Würde einer Priesterinn und einer beleidigten Jungfrau riſs ich meine Hand aus der seinigen, und mischte nun Abscheu und Drohung zu meiner Weigerung. Aber anstatt seine Kühnheit niederzuschlagen, fachte ich dadurch seine Hitze nur zu gröſserer Verwegenheit an. Vorwürfe der Falschheit, Betheurungen sein Vorhaben dennoch durchzusetzen, Drohungen vor meinen Füſsen, im Tempel der Vesta, durch den Dolch zu sterben, den er unter seinem Gewande hervorriſs, bestürmten meine geängstete Seele. Mit Thränen bat ich ihn sein

wildes Feuer zu mäſsigen, und bei der Göttinn, deren Altar ich umfaſste, schwur ich ihm zwar die wahreste Liebe, aber auch die strengste Erfüllung meiner Pflichten. Elendes Gemisch widersprechender Dinge! rief er aus. Zur Strenge Kraft und Muth, zur Liebe leere Worte. — Was anders kann, was darf ich dir geben? — Beweise! That! —. Frevler! wer bin ich? wo sind wir? — Mit offenen Armen, mit glühenden Augen stürzte er hier auf mich los. Daſs ich geschrien, daſs ich gekämpft habe, daſs ich hingesunken, das weiſs ich, dessen erinnere ich mich. Aber eine finstere Lücke ist in meinem Bewuſstsein von diesem Augenblicke an bis zu dem schauervollen Erwachen, da ich mich im Kerker, und eben der Verbrechen angeklagt sah, deren Vermeidung mich in dieses Unglück gestürzt hatte, und deren Schein mir nun, ich will nicht sagen das Leben, (welches mir verhaſst ist) sondern, was ich ihm weit vorziehe, Ruf und Ehre kosten soll. Hier, meine Richter! habt ihr das wahre Geständniſs meiner innersten Gedanken, meiner geheimsten Gefühle, meiner Schwachheit und meines Kampfes, meines Sieges und meines Unglücks. Mein Leben, meine Ehre sind in eurer Hand. Aber hütet euch, o hütet euch! die Göttinn, die ihr durch die Hinrichtung einer Unwürdigen zu versöhnen denket, durch den Mord einer Unschuldigen noch mehr zu erzürnen.

Bei so zweideutigen Umständen, hatte das Gericht bisher nur Beweise gesammelt. Der vorgerufene Vater, hatte alles bestätigt, was Klaudia von dem ihr gedroheten Zwange, und von ihrer züchtigen Aufführung als Jungfrau in seinem Hause ausgesagt hatte. Die Vestalinnen hatten sich erinnert ihr Schreien im

Tempel gehört zu haben. Aber Kantilius war entflohen, der Hauptzeuge ihrer Unschuld. Da nun itzt der Befehl des Senates das Urtheil zu fällen an die Versammlung gelangte, so schien es ihr, bei den Umständen, welche diesen Befehl verursacht hatten, sicherer, zu viel, als zu wenig zu thun. Die stummen Zeugen: das erloschene Feuer, der entsprungene Jüngling, die verschobenen Kleider, überwogen die unzuverläfsige Erzählung der Klaudia. die man für eine von einem bangen Mädchen zu ihrer Rettung ersonnene Geschichte hielt, und verurtheilte sie zum Tode. Muthig verwarf sie das Urtheil, als nicht von ihrem eigentlichen Richter gesprochen. Der Senat konnte diese Berufung auf den gesetzmäfsigen Richter in einem freien Staate nicht anders als billigen, und befahl die Meinung des Oberpriesters abzuwarten, dessen Gegenwart ohnehin zu dem Empfange der Göttinn Idä nothwendig schien.

Von dieser traurigen Berathschlagung gingen die Väter Roms zu jener angenehmern über, zu der Bestimmung der beiden Personen, welche die Göttinn bei ihrem Einzuge empfangen sollten. Mit Recht sahen sie zwar eine heftige Begierde aller, und eine nicht geringe Schwierigkeit der Wahl vorher; aber selbst diese Verlegenheit, unter so vielen Guten den Besten, und unter so vielen Keuschen die Reinste auszuheben, schien ihnen ein Umstand, über welchen sie dem Vaterlande wirklich Glück zu wünschen hätten. Das Volk, welches häufig den Tempel der Tugend umgab, in welchem die Väter gleich itzt versammelt waren, nannte laut und foderte sogar mit einigem Ungestüm seinen damaligen Günstling, den Publius Kornelius Scipio, welcher, wie

man gesagt, als Prokonsul in Sicilien mit dem gröfsten Verlangen den Küsten von Afrika entgegen sah, die ihm mit der Zeit einen so glänzenden und ewigen Beinamen geben sollten. Aber itzt unterhielt man sich nicht von seinen kriegerischen Verdiensten, sondern von seinen häuslichen und friedsamen Tugenden, in welchen er, so wie in jenen, alle seine Mitbürger übertreffen sollte. Man erhob seine kindliche Liebe, welche ihn, dem gemeinen Wesen zum Besten, zuerst zum Helden gemacht, da er den Tod seines Vaters und Oheims an den Spaniern und Karthaginiensern zu rächen hatte; seine Menschenliebe und Treue, mit denen er dem Vaterlande noch mehr Völker, als mit dem Schwerte, gewonnen; seine Freundlichkeit, seine Herablassung, seine Sorgfalt für jedes Bedürfnifs der Heere, von welchen er als ein Vater geliebt worden; seine Mäfsigung im Zorne, da er die aufrührischen Legionen durch blofse Worte, durch Strafe der Wenigsten, zur Reue und zu einem so eifrigen Gehorsam zurückgeführet habe, als sie das Andenken eines Fehltrittes zu vertilgen hatten; endlich seine noch gröfsere Mäfsigung in der Wollust, als er, Herr der schönsten gefangenen Spanierinn, über die ihm alles erlaubt war, sobald er gehört hatte, dafs sie die Braut des vornehmen Celtiberiers Allucius war, die Eltern und den Bräutigam zu sich berufen, und, selbst Jüngling, sie dem Jünglinge so rein und unbefleckt übergeben habe, als sie es unter den Augen ihrer eigenen Verwandten hätte bleiben können. Ein Beispiel der Enthaltsamkeit, welches wahrlich noch in den spätesten Zeiten berühmt bleiben, und selbst Rom überleben werde. In dem einzigen Scipio, sagten sie, haben wir beides, die höchste Tugend des Man-

nes und die jungfräulichste Keuschheit. Lafst ihn auf einige Tage Sicilien einem Legaten übergeben. Der Dienst, den er dem Vaterlande durch den Empfang der Göttinn zu leisten hat, ist wichtiger als irgend ein Sieg, wenn er ihn auch vollkommen, selbst über den Hannibal, erhielte. Die laute Stimme des Volkes erscholl bis in das Innere des Tempels, und die Väter, ausser der Achtung, welche sie in diesem Falle dem allgemeinen Verlangen schuldig zu sein glaubten, waren auch meistens der nehmlichen Meinung. Aber ihrer gewöhnlichen Klugheit gemäfs, und um allem Neide vorzubeugen, welcher sich eben unter den trefflichsten Männern, bei denen er für das Vaterland am gefährlichsten ist, entspinnen könnte, beschlossen sie, nicht den einzigen Kornelius, sondern vier der edelsten Männer der Göttinn entgegen zu schicken. Denn (so sprach Markus Marcius) bei dieser unserer allgemeinen Bestrebung nach Tugend, bei diesen so gleichen Rechten Aller in unserm glücklichen Staate, ja selbst bei dieser so edlen Bescheidenheit der trefflichsten Männer, von welcher wir im Laufe dieses Krieges so herrliche Proben gesehen, ist es ohne Zweifel der erlaubteste, der billigste Ehrgeiz aller, zu diesem heiligen Geschäfte ernannt, und durch ein Urtheil des Rathes und des Volkes mit dem Namen des Besten gezieret zu werden. Gebt der Welt und der Nachwelt das herrliche Schauspiel einer grofsen, einer mächtigen Stadt, in welcher es unmöglich war, einen einzigen Guten allen andern vorzusetzen; in welcher es schon viel war, sich auf so wenige einzuschränken, und in welcher jeder der übrigen die fünfte Stelle verdient hätte, wenn sie offen gestanden hätte. Der Göttinn selbst aber

überlaſst das Urtheil, welchen der ihr angebotenen gleich Guten sie der Ehre ihres Empfanges würdigen wolle. Auch wäre mein Rath, das nehmliche in Ansehung der Jungfrauen zu beobachten. Denn auſser dem, daſs ein Urtheil über verborgene Tugend, die sich nur im Schatten des väterlichen Hauses äuſsert, noch schwerer zu bestimmen ist, als über jene, die im vollen Lichte und vor den Augen des Volkes aufgestellt ist, so hat sich, den Göttern sei es gedankt, in unsern Mauern noch immer eine sorgfältige Zucht erhalten, daſs es uns, auch bei der genauesten Kenntniſs aller Schritte unserer Töchter, dennoch eben so schwer fallen sollte, die keuscheste unter ihnen, als den besten unter uns zu ernennen.

Ohne einzeln zu stimmen, traten die Väter haufenweise auf die Seite des Prätors. Noch wurde die Klausel hinzugesetzt, daſs man unter den biedersten Männern diejenigen vorziehen wolle, die sich durch irgend eine glänzende That besonders ausgezeichnet, oder, bei gleichen Privattugenden, um das Vaterland am meisten verdient gemacht haben. So wurde der Menge der stillern Guten die Ausschlieſsung versüſst und leichter gemacht. In Ansehung der Jungfrauen wurde verabredet, daſs man, auſser der ältesten der Vestalinnen, welche gleichsam ein angebornes Recht auf diese Ehre habe, noch drei andere aus den angesehensten Familien durch das Loos bestimmen wolle. Die vornehmsten Matronen wurden also mit ihren Töchtern auf den folgenden Tag nach dem Tempel der Juno beschieden, wohin auch der Senat angesagt wurde. Itzt aber schritt man zur Ernennung der Männer. Sie fiel erstlich auf den Scipio, dessen Verdienste das Volk

schon weitläuftig genug hererzählt hatte, und dessen Wahl auch hier mehr durch Zuruf, als durch Stimmensammlung geschah. Die nächste nach ihm traf den Quintus Fabius Maximus, welcher im Senate gegenwärtig war, und auf den, als auf den festen, klugen, edlen, und bei allen Widersprüchen so beständigen und geduldigen Retter des Vaterlandes, gleich von Anfang her die Augen Vieler gerichtet gewesen waren. Er dankte den Vätern für ihre gute Meinung von ihm, und äusserte den bescheidenen Zweifel, unter die Ersten der Guten zu gehören. Als er um seine Meinung über den dritten des Ausschusses gefragt wurde, nannte er zum Erstaunen der ganzen Versammlung den Markus Minucius Rufus, eben denjenigen, von welchem er, als er ihn unter seiner Diktatur zum Feldherrn der Reiterei ernannt hatte, den meisten Tadel seines Zauderns, die meisten heimlichen und öffentlichen Anklagen, den meisten Widerstand und Ungehorsam erfahren hatte. Fabius, als er das Lächeln der Väter wahrnahm, erhob sich und sprach also:

»Ist irgend Einer unter euch, welcher sich rühmen könne, nie gefehlt zu haben, der trete auf, und ich setze ihn sogleich nicht nur diesem Minucius, sondern auch mir, und selbst dem Kornelius Scipio vor. Aber bei dieser Schwachheit menschlicher Tugend ist wahrlich eine der herrlichsten Äusserungen ihrer Kräfte, Erkenntniss seines Fehlers, und grossmüthiger Ersatz desselben. Nicht aus Neid oder Bosheit arbeitete mir Minucius entgegen, sonst müsste ganz Rom der nehmlichen Laster schuldig sein, weil es ihn wider mich unterstützte. Unerfahrenheit und Irrthum verblendete euch alle, ihn, einem einzigen Jünglinge, noch ver-

geblicher, als einem ganzen Volke. Ihr waret es, die, was zuvor nie gehöret worden war, den zweiten dem ersten, den Feldherrn der Reiterei dem Diktator gleich machtet, Gewalt und Heere unter uns theiltet. Schweigend ertrug ich diesen Schimpf, verhielt mich, wie zuvor, still, wachsam, und sparsam mit Gefechten, außer wenn ich sichern Vortheil erblickte. Minucius, wie ich es vorhergesehen hatte, überließ sich seiner Hitze, und stürzte sich, sobald er dazu Gelegenheit fand, dem Feinde entgegen. Aber, was ich nicht weniger vorhergesehen hatte, er unterlag dem listigen Hannibal; seine Leute wichen, und er hätte den Tag durch eine neue Niederlage und Schande der Römer bezeichnet, wenn ich ihm nicht schleunig mit meinem ganzen Heere zu Hülfe geeilet, und ihn dem eindringenden Feinde entrissen hätte. Bisher, versammelte Väter! sahet ihr nur den Fehler des Minucius, itzt aber zeiget er sich in einer Größe, über die ich selbst noch täglich erstaune. Kaum war er in sein Lager zurückgekehret, so berief er die Seinigen um sich her. Der erste Ruhm (fing er an) gehöret demjenigen, der in jedem Vorfalle den besten Rath zu ersinnen weiß; der zweite dem, der den guten Rath eines andern am besten auszuführen fähig ist. Wer weder selbst zu rathen, noch dem Klügern zu gehorchen verstehet, der ist jedes Ruhmes unwürdig. Wir, denen die Götter die Gabe des Rathes und der Erfindung verweigert haben, wir wollen uns an das zweite Loos, an das mittlere halten, und bis wir selbst befehlen lernen, dem Weisern zu folgen bereit sein. Laßt uns mit unserm Lager wieder zu dem Lager des Fabius stoßen, dem ich mich als ein Sohn unterwerfen werde. Ihr aber begrüßet als eure Beschützer die-

jenigen, deren Waffen und Hände euch gerettet haben. So bringe uns dieser Tag, an dem wir den Ruhm des Sieges verfehlet haben, wenigstens den Ruhm der Dankbarkeit! — Sogleich erging das Zeichen und der Befehl das Gepäcke zu sammeln. In stillen und geschlossenen Reihen kamen sie heran gezogen, pflanzten ihre Zeichen vor meinem Richtstuhle in die Erde, und Minucius, der an ihrer Spitze einhergegangen war, redete mich also an: Meinen Eltern danke ich das Leben, o Fabius! dir meine Rettung, und das Heil dieser aller. Vergünne mir also auch dir den Vaternamen beizulegen, den höchsten, den die Dankbarkeit ersinnen kann. Ich entsage dem Volksschlusse, welcher mich mehr gedrückt, als geehret hat, und, was dir, mir und allen diesen, den Rettern sowohl als den Geretteten, gut und glücklich sei! dir gebe ich diese Zeichen und Legionen zurücke. Begnüge dich mit meiner Unterwerfung, und gestatte mir mein voriges Amt, und jedem der Meinigen seine Stelle unter dir zu behalten. Mit hingereichter Rechten und hoch klopfendem Herzen empfing und küſste ich ihn väterlich. Ja, ich gestehe es euch, ich steckte die Hand in meinen Busen, und fand mich nicht sicher, in gleichem Falle gleich groſsmüthig zu handeln. Auch unsere Leute umarmten sich unter einander als Brüder; die meinigen luden die ankommenden, bekannte und unbekannte, zu ihren Tischen, und der vor kurzem so traurige und fast verderbliche Tag endigte sich nunmehr in Fröhlichkeit und Liebe.

Auch nur die Wiedererzählung einer schon alten und bekannten Sache bewegte die ernsten Senatoren aufs neue fast bis zur Thräne, und alle stimmten zur Ernennung des Minucius.

Titus

Titus Manlius Torquatus aber, ein Mann von alter Sitte und Würde, als er um seine Meinung befragt wurde, brach in folgende Rede aus: Ich erwartete es nicht, versammelte Väter! bei einer solchen Berathschlagung, als die heutige ist, von euch vergessen, noch weniger einem Minucius nachgesetzt zu werden, dessen ganzes Verdienst in einer Reue bestehet, welcher ich, Dank sei es den Göttern! niemals nöthig haben werde, da ich der Fehltritte, welche sie voraussetzt, unfähig bin. Es ist, wie ich höre, eine alte Meinung der Griechischen Weltweisen, die Tugend sei eine Einheit, die sich nicht theilen, nicht stückweise üben oder versäumen lasse. Mich überzeugt mein eigenes Gefühl und Nachdenken, diese einzige Tugend lasse sich in allen ihren Zweigen und Abtheilungen auf einen einzigen Grundsatz zurücke führen, auf eine strenge und genaue Beobachtung dessen, was wir jedem und uns jeder schuldig ist, mit einem Worte, der Gerechtigkeit. Diese, deren Sitz und Schule gleichsam mein Geschlecht von jeher gewesen ist, habe ich mir noch insbesondere zum beständigen Zwecke meines Lebens genommen, und mein Gewissen giebt mir das Zeugniſs, nie wider sie verstoſsen zu haben. Haltet also nicht für Unverschämtheit, was nur edle Zuversicht in meine Sitten, nur Gerechtigkeit ist, die ich mir selbst eben so schuldig bin, als jedem andern. Verarget ihrs doch denen nicht, welche Ämter suchen, wenn sie euch ihre Verdienste vorerzählen, wie viel weniger mir, der ich mich um keine Gewalt, um keine Gelegenheit mich zu bereichern bewerbe, sondern nur einen Vorzug begehre, den ich zu verdienen weiſs. Glänzender und auffallender kann die Gerechtigkeit durch die Um-

stände werden, aber im Grunde ist sie immer dieselbe. Grofsmuth nennet ihr die That eures Scipio. Und was war sie anders, als Enthaltung von dem Eigenthume eines Andern? Duldung nennet ihr das Betragen des Fabius; und was war es anders, als das Nachgeben, das jeder Bürger in jedem freien Staate der Mehrheit der Stimmen schuldig ist? Die Gerechtigkeit äussert sich bald durch Gestattung, bald durch Weigerung. Jene gewinnet dadurch den Schein der Wohlthätigkeit, der Gefälligkeit; diese den Schein der Strenge, des Eigensinnes: und dennoch ist es immer die nehmliche Tugend. Von der ersten Gattung waren, glücklicher Weise für sie, die Handlungen des Scipio, des Fabius, und, weil ich ihn doch nennen mufs, des Minucius. Unglücklicher Weise für mich, mufsten die meisten meiner öffentlichen Handlungen in die zweite Gattung fallen. Manlianische Härte schien es euch, als ich vor einigen Jahren auf eben dieser Stelle euch abrieth, diejenigen loszukaufen, welche sich nach der Schlacht bei Kannä, da sie sich noch hätten durchschlagen können, an den Hannibal ergeben hatten, und euch wies, wie verderblich es sei, dem Krieger es merken zu lassen, dafs er durch Geld wieder erwerben kann, was er durch Trägheit und Feigheit verloren hat. Wollten die Götter, diese nehmlichen Krieger hätten mir damals Gelegenheit gegeben, anstatt der Strafe ihrer Weichheit, Belohnung ihrer Tapferkeit zu begehren! Wie viel lieber würde ich es gethan, welchen Dank, welches Lob würde ich mir dadurch erworben, und doch immer nach den nehmlichen Grundsätzen der nehmlichen Tugend gehandelt haben! Ihr sehet also, meine Strenge, und die Grofsmuth des Scipio, des Fabius, des Minucius, sind Handlungen Einer Art,

Bächlein Einer Quelle, Zweige Einer Stammtugend, in welcher ich aber deswegen den Vorzug behaupte, weil ich gewiſs versichert bin, daſs ihnen ihre Herzen manche Abweichungen vorrücken, da ich hingegen mein Gewissen von jedem Vorwurfe frei erhalten habe.

Ein leises Gemurmel erhob sich im ganzen Senate. Man war von der Sinnesfestigkeit des Manlius wirklich überzeugt, aber man fand sich doch von seiner Rede mehr überwältigt, als eingenommen, und vielmehr wagte man es nicht ihn auszuschlieſsen, als daſs man ihn wählte. Doch lieſs man auch, alles seines Tadels und seiner Herabwürdigung ungeachtet, die einmal geschehene Ernennung des Minucius bestehen.

So war nun die Zahl der Viere voll, und man fertigte nur noch Boten ab, den Scipio zum Empfange der Göttinn, und den Licinius zur Anordnung des Festes und zum Urtheile über die Vestalinn Klaudia zu berufen.

Des folgenden Morgens erschienen die vornehmsten Matronen mit ihren Töchtern in dem Tempel der Juno. Die Äuſserungen ihrer Ehrbegierde waren laut und heftig, und man freute sich des gefaſsten Entschlusses, die Sache dem Loose zu überlassen. Es traf erstlich eine Lälia, Tochter des Metellus, welcher Syrakus erobert hatte; nach ihr eine Sempronia aus dem Hause der Gracchen, welches weiblicher Würde wegen von je her merkwürdig gewesen war; endlich eine Fulvia, Tochter des Quintus Fulvius, welcher als Konsul die Senatoren des wieder eroberten Kapua mit so unbeweglicher Strenge behandelt hatte. Diese wurden also der ältesten Vestalinn als Gefährtinnen zugegeben.

Ungefähr acht Tage hierauf erschien endlich der so sehnlich erwartete M. Val. Lävinus, und berichtete, daſs er mit seiner kleinen Flotte an der Mündung der Tiber angekommen, die Göttinn und ihre Priesterinn in ein kleineres, zum Einzuge prächtig geschmücktes Fahrzeug gebracht habe und mit ihnen bis auf die vierte Meile von Rom den Fluſs heraufgefahren sei, wo aber das Fahrzeug nun als eingewurzelt fest stehe. Dem Befehle der Priesterinn zu Folge, solle es nun auf dem einen Ufer von dem besten der Männer, auf dem andern, von der reinesten der Jungfrauen, mit daran befestigten Stricken den Strom hinaufgezogen werden. Beiden werde die Arbeit leicht sein, wenn die Wahl der Göttinn gefalle, unmöglich, wenn sie sie miſsbillige.

Hier wurde die Rede des Lävinus durch den lauten Zuruf unterbrochen, mit welchem das vor dem Tempel versammelte Volk die ankommenden Prokonsuln, Scipio und Licinius empfing, und auch im Senate selbst erregte ihr Eintritt ein freudiges Geräusch. Der nächste Tag wurde sogleich zur Einholung der Göttinn angesetzt, und die ganze Ordnung des Zuges bestimmt. Licinius, als er über seine Absicht wegen der Vestalinn Klaudia befragt wurde, glaubte, einen so heiligen und fröhlichen Tag durch kein Todesurtheil trüben zu sollen, und verschob die Entscheidung der Sache. Als nunmehr der Senat auseinander ging, begleitete das Volk seinen Scipio nach dem Hause seines Vetters, des jungen Scipio Nasika, von welchem er sich die Bewirthung auf einige Tage ausgebeten hatte, da nach langer Abwesenheit sein eigenes Haus zu seinem Empfange nicht eingerichtet war.

Publius Kornelius Scipio Nasika war ein Sohn des Kneius,

welcher mit seinem Bruder Publius, dem Vater des Prokonsuls, fast zu gleicher Zeit in Spanien gefallen war. Nasika, einige Jahre jünger als sein Vetter, war nicht, wie dieser, in Spanien, bei dem Vater im Lager, im Geräusche der Waffen, sondern zu Hause, im Schoofse der Mutter, im Fleifse alles Guten und Schönen auferzogen worden. Dazu kam noch sein sanftes und bescheidenes Wesen, welches ihn bei edler Geburt, vom Ehrgeize, bei grofsem Vermögen, von Pracht abhielt, und in ein stilles und sparsames Leben einschlofs. Sein Alter reichte noch nicht an die Jahre der Quästur. Einigen Feldzügen hatte er, den Pflichten des Bürgers gemäfs, in niedern Graden beigewohnt, aber seit einigen Jahren genofs er der Ruhe, die man ihm seiner Vermählung wegen gestattet hatte. Sein Vetter, der Prokonsul, liebte ihn seines biedern Gemüthes wegen, doch sah er von der Höhe des Ruhmes, zu der er selbst sich bereits emporgeschwungen hatte, auf die dunkle Jugend des andern mit dem Gefühle der Übertreffung herab. Ich kann nicht begreifen, fing er zu ihm an, als er sich zu vertraulichem Gespräche mit ihm eingeschlossen hatte, ich kann nicht begreifen, wie du in diesen Jahren der Stärke und Wirksamkeit diese Leere und Unthätigkeit ertragen kannst. Zu ganz einem andern Leben hielt ich mich durch den Namen, den ich trage, und durch die schweren Zeiten verpflichtet, in welche wir gefallen sind. In beiden Beziehungen aber stehest du nicht minder, als ich.

In dieser doppelten Betrachtung habe ich auf einer Seite, sowohl deine als meine Rache an den Heeren, die unsere Väter getödtet hatten, auf das prächtigste vollzogen; auf der andern,

habe ich nicht nur unser Spanien behauptet, sondern auch den Feinden das ihre entrissen, den jungen Masinissa durch Grofsmuth gewonnen, den alten Syphax in der Treue erhalten, von welcher Karthago ihn ablocken wollte, durch den Lälius schon einen glücklichen Versuch auf Afrika gewagt, Lokri erobert, und den Hannibal zurücke getrieben. Auch siehest du, wie Heere, Volk und Senat wetteifern mir ihre Liebe, ihr Zutrauen, ihre Achtung zu bezeugen. Das Volk, ungeachtet des Widerstandes seiner eigenen Tribunen, ernannte mich bei noch unreifem Alter zum Ädil, und rechnete mir meine Verrichtungen für Jahre an. Als auf den Komitien, welche nach der Niederlage unserer Heere in Spanien zur Ernennung eines neuen Feldherrn gehalten wurden, keiner der erfahrenen Männer, von denen man es erwartete, sich melden wollte, ich aber auftrat, und die Unternehmung für mich begehrte: mit welchem Beifalle, mit welchem Taumel wurde nicht mein Erbieten angenommeu? So, dafs nicht nur von allen Centurien nicht eine, sondern auch aus keiner Centurie ein einziger Bürger mir seine Stimme versagte. Ein vier und zwanzig jähriger Jüngling fuhr ich als Prätor mit einem Heere und einer Flotte unter meinem Befehle einher. Mit nie gehörter Schnelle stiefs man mich bis zum Konsulate hinauf, welches ich durch die Hinüberziehung des Krieges nach Afrika, die gänzliche Befreiung Italiens, die Belagerung und den Sturz des übermüthigen Karthago bezeichnet hätte. Aber woran mich bisher der schüchterne Rath unserer Greise, und die Umstände gehindert haben, das liegt noch fest entschlossen in meinem Herzen, und das hoffe ich in kurzem zu vollziehen. Siehe, Nasika, zur

Theilnehmung an so grofsen Entwürfen rufe ich dich auf, bereit, dir Ruhm und Fortschritte in der Bahn der Würden zu erleichtern, wenn du nur durch Thätigkeit und edlen Gebrauch deines Reichthumes mich unterstützen willst.

Ich danke dir, Liebster, versetzte ihm Nasika, für deine Gesinnungen gegen mich, und verehre, nicht nur als Verwandter, sondern auch als Bürger, deinen Muth, deine Tugenden und deine hohe Bestimmung. Aber, so wie nicht alle Glieder eines Staates, dem nehmlichen Berufe zu folgen, noch einerlei Geschäfte zu betreiben haben, so haben auch die weisen Götter Gaben und Neigungen verschiedentlich unter sie vertheilet. Hin und wieder, und den Bedürfnissen der Zeiten gemäfs, erwecken sie einen Geist, dem deinigen gleich, einen Staat, dessen Wohlfahrt sie sich angelegen sein lassen, vom Verderben zu retten; und wieder zu neuem und gröfserm Glanze empor zu heben; einen Geist, dem Wirksamkeit Genufs, und Ruhm das höchste aller Güter scheint. Aber wo würde es hinkommen, wenn ein gleicher Sinn alle Bürger eines Staates belebte? wenn alle Römer Scipionen sein wollten? Mich beriefen die Götter zu dem Haufen der Stillen, welche zwar keiner Pflicht, die das Vaterland ihnen auflegen mag, ausweichen, aber auch zu keiner Würde sich hervordringen, keinen Vorzug begehren, noch zu verdienen glauben. Ich schränke meinen Ruhm auf das innere Zeugnifs eines Gewissens, und den Beifall einiger Guten ein. So denke ich nicht nur den Namen meines Vaters nicht zu entehren, sondern schmeichle mir noch, meinen Mitbürgern die nützliche Lehre zu geben, dafs der Sohn eines grofsen Mannes seinen Na-

men nicht zu einem Vorrechte machen, noch aus Eigendünkel es wagen müsse, eben diesem Namen Schande, und dem Vaterlande vielleicht Schaden und Verderben zuzufügen. Ich habe meine Gaben und Kräfte geprüft, und trete freiwillig an die Stelle, die ihnen zukömmt. Die Rache des Todes unserer beiden Väter überliess ich den Göttern, welchen sie zugehört, und welche sie durch dich vollzogen haben. Aber diess gestehe ich dir, jede andere Unternehmung würde ich, an deiner Stelle, mir lieber gewählt haben, als diejenige, in welcher ich die ohnehin schon erforderliche Härte gegen die Feinde noch mit eigener Rachgier, mit eigenem Hasse zu vermehren und zu schärfen gehabt hätte. Wahr ist es, unzählige Opfer hast du den Gräbern unserer Väter dargebracht; aber fielen nicht die meisten unschuldig an ihrem Tode, und entgingen dir nicht vielleicht gerade ihre wirklichen Mörder? Bei diesen dem Scheine nach so ruhigen Gesinnungen hüte dich dennoch, o Scipio! mich der Trägheit, noch weniger des Geizes zu beschuldigen. Zu Tausenden wirfst du die Feinde des Vaterlandes nieder; ich suche die Wenigen, die mich umgeben, glücklich zu machen, und glaube mir, dieses erfüllet alle Augenblicke meiner Tage. Du bereicherst den öffentlichen Schatz durch prächtige Beute; ich erschöpfe fast den meinigen durch Hülfe, die ich Verwundeten und Beraubten leiste: eine Genugthuung, die ich weit über den Glanz eines unnöthigen Aufwandes setze. Du arbeitest Monate lang, um einen grossen Tag durch einen herrlichen Sieg zu bezeichnen; mir fliessen sie alle unter gleichem Fleisse und gleicher Genugthuung dahin. Dich vergöttern die Heere; mich liebet mein Haus. Auf dich siehet das

ganze

ganze Rom, wenn Hannibal ihm drohet; auf mich siehet hier und dort ein Einzelner, den das Elend unterdrücket. Du gehest durch lange Reihen von Bewunderern, aber auch von Neidern einher; ich, unbewundert und unbeneidet, fühle nur zuweilen den sanften Händedruck eines Dankbaren oder Redlichen.

Noch redete Nasika, als seine Gattinn mit ihrem jungen Sohne hereintrat, und beide ihm froh und zärtlich um den Hals fielen. Man sah in ihren Augen, wie schwer es ihnen gefallen war, während einer so langen Unterredung von seiner Gesellschaft ausgeschlossen zu sein. Die mäſsige Tafel wurde meist von Freigelassenen, die ihren Herrn doch nicht hatten verlassen wollen, und von wenigen Knechten bedient, die den Freigelassenen gleich behandelt wurden. Der erste unter ihnen raunte den übrigen beim Abtragen jeder Schüssel den Befehl ins Ohr, welchem Armen oder Kranken sie sie zu bringen hatten. Nach geendigtem Mahle erschienen einige vom Lande gekommene Meier, klagten über Miſswachs und Verheerung, und baten um Nachlaſs der zu leistenden Pacht. Und wovon werdet ihr selber leben? erwiederte Nasika. In unserer Nachbarschaft, war ihre Antwort, wohnen glücklichere, die der Hagel und die Waffen verschonet haben; von diesen werden wir unsern Unterhalt borgen, bis uns eine bessere Ärnte die Erstattung möglich macht. Und bin ich euch nicht näher als diese Fremden? sprach Nasika lächelnd. Fodert von meinem Verwalter in Tuskulum einen Theil seines dieſsjährigen Überflusses, und genieſst ihn ohne die Furcht, den Segen des künftigen Jahres schon zum voraus verzehret zu haben. Diese letzten Worte hörte noch der hereintretende

Lucius Villius, und belohnte sie mit einem: Das sieht dir gleich, Nasika! und mit einer recht brünstigen Umarmung. Nach einem kurzen allgemeinen Gespräche zog Scipio den Villius auf die Seite, und fragte ihn, woher denn die große Liebe komme, die er für seinen Vetter zu hegen scheine? Mein Vater, sprach Villius, hinterließs mir ein kleines Landgut bei Präneste, welches an ein größeres, dem Nasika gehöriges, gränzet. Ich glaubte beweisen zu können, daſs ein Stückchen meines Landes mir von seinem Pächter entrissen, und zu dem seinigen geschlagen worden. Sein Verwalter behauptete ein uraltes Recht auf diesen Acker zu haben, welches zwar unter seinem nachlässigen Vorgänger geschlafen, er aber nun wieder erweckt und in Übung gebracht habe. Die Sache gelangte vor den Prätor, und wir, jeder von einem Freunde unterstützt, vertheidigten sie selbst vor seinem Richtstuhle. Die Rede des Nasika war kurz und kalt, die meinige lang und heftig, und mir entfuhren in der Hitze einige unglimpfliche Worte von Habsucht, von Ungerechtigkeit und Härte. Lächelnd hörte er sie an, ging davon, und verließs die Sache. Aber sein Freund Lälius setzte sie durch, und rügte wider mich noch die neue Klage der Beschimpfung. Ich wurde verurtheilt, nicht nur den bestrittenen Acker zu verlieren, sondern auch noch meinem Gegner Abbitte zu thun. Mit doppelter Bitterkeit im Herzen folgte ich dem Lälius zum Hause des Nasika, und erwartete in seinem Auge den erniedrigenden Trotz eines doppelten Siegers. Aber so wie Lälius mit dem Urtheile des Prätors herausrückte, schien sich die Unzufriedenheit des Nasika der meinigen zu nähern. Wer hatte dir aufgetragen, mein Lälius, sprach

endlich Nasika, diesem wackern Manne einige Ausdrücke vorzurücken, die ihm die Gefahr einen Theil seines einzigen Gütchens zu verlieren, und die Überzeugung von seinem Rechte abgedrungen hatte? Ich kenne ihn. Ohne diese Überzeugung würde er niemals die Hülfe des Prätors gesucht haben; mit dieser Überzeugung mufste ihm meine Weigerung wirkliche Habsucht und Härte scheinen. Ich glaube zwar, es mir und den Meinigen schuldig zu sein, mein Eigenthum und meine Rechte zu vertheidigen; aber hier, gestehe ich dir, beruhigt mich selbst das Urtheil des Prätors noch nicht über den Zweifel, den Acker vielleicht unrechtmäfsig zu besitzen, auf welchen ein eben so redlicher, aber ein ärmerer als ich, sich zum Anspruche berechtigt geglaubt hat. Nimm ihn hin, den Acker, mein Villius! Alsdann erst sind wir beide überzeugt, du, mir Unrecht gethan, und ich, deine Vorwürfe nicht verdient zu haben. Sei mir künftighin ein gastfreundlicher Nachbar, so gewinne ich noch mehr, als der Prätor mir zugesprochen hat. — Gleich befahl er seinem Verwalter mir das Stückchen Landes zurücke zu geben, und seit diesem unterstützt er mich bald mit Vorschüsse, bald leitet er mich durch seinen Rath und tiefere Kenntnisse in der Landwirthschaft so glücklich, dafs ich bereits den Ertrag meines Gütchens verdoppelt geniefse.

So häufige Proben der Wohlthätigkeit in so kurzem Zeitraum, immer gleichsam eine die andere schlagend, betäubten und beschämten fast bei allem seinem Ruhme den gerührten Prokonsul. Er umarmte schweigend und herzlich den Nasika, zog sich in sein Zimmer zurück, und erst spät schlief er unter ganz andern Gedanken von dem Werthe seines Vetters ein.

Die Sonne selbst schien den folgenden Tag durch ihren prächtigen Aufgang feiren zu wollen. Man versammelte sich frühe in und bei dem Tempel der Juno. Der Oberpriester eröffnete den Zug. Farren, mit Blumen bekränzt, wurden ihm von Priestern und Dienern nachgeführt. Scipio, Fabius, Minucius und Manlius folgten ihnen in Ein Glied gereihet. Einzeln ging darauf die älteste Vestalinn, und nach ihr kamen die ernannten Jungfrauen, jede von ihrer Mutter begleitet, die dem Siege der Tochter mit stolzer Ahndung entgegen sah, und oft ihren Anzug verbesserte. Auch ein Theil des Senates verherrlichte den Zug durch seine Gegenwart, und diesem folgte die bunte unabsehliche Menge der Neugierigen, in welche sich doch Nasika nicht mischte, welcher bei einem kranken Freunde in seinem verlassenen Hause blieb. Die Besitzer der Güter und Gärten an den beiden Ufern des Flusses hatten Weihrauchgefäße vor ihre Thüren gepflanzt, und ihre Mauren und Gebäude mit Strauchwerk und schimmernden Tüchern gezieret, sich auch hin und wieder zu Chören von Sängern und Pfeifern gebildet, die ankommende Göttinn zu begrüßen. Als der Zug auf der Stelle angelanget war, stieg der Oberpriester mit der ganzen Gesandtschaft in ein mit Blumen geziertes Boot, und fuhr zum Schiffe der Göttinn. Die Priesterinn saß vor der verschlossenen Kapelle, und Licinius erklärte ihr, daß Rom nicht aus Ungehorsam gegen das Orakel, sondern aus Ehrfurcht gegen die Göttinn, welcher allein die Prüfung der Herzen zukomme, die Anzahl der zum Empfange dargebotnen vermehret habe. Kaum, fuhr er fort, habe man sich, bei dieser Menge der Vortrefflichen in beiden Geschlechtern, auf diese so enge Zahl ein-

schränken können, und ungern noch viele ausgeschlossen, deren jeder in jedem andern Lande den Vorzug vor allen verdienen würde. Mit forschendem Auge und schweigendem Munde safs die Priesterinn, hörte die Namen und Verdienste der Auftretenden, und setzte den folgenden Morgen zur Reise der Göttinn an. Bei dem Opfer, mit welchem Licinius die Handlung begann, bemerkten zwar die Priester einige Mängel in den Eingeweiden der Thiere; aber nicht in den edlern Theilen. Nun ertönten die Hymnen der Bewillkommung, und am rechten Ufer trat Scipio, am linken die Vestalinn hervor, und ergriffen die Seile des Schiffes. Unter grofsem Jubel des Volkes fing es an sich zu bewegen, fuhr majestätisch und schwer einige Schritte weit in der Mitte des Stromes einher: plötzlich aber stockte es wieder, und war durch keine Anstrengung mehr von der Stelle zu bringen. Umsonst versuchten es, nach ihnen, Fabius und Lälia, Minucius und Sempronia, Manlius und Fulvia. Das Fahrzeug verweigerte sich, bald mehr, bald weniger, ihrer Mühe. Sogar die vereinten Kräfte aller Viere, von jeder Seite, blieben fruchtlos und eitel. Die befragte Priesterinn wollte nicht antworten. Alles war in der grösten Bestürzung. Die vier Männer standen mit niedergeschlagenen Augen; die beschämte Vestalinn lag mit verhülltem Angesicht auf der Erde; die Töchter weinten, und wollten sich in die Busen ihrer Mütter verbergen, welche nicht wufsten, ob sie sie nicht mit Unwillen von sich stofsen sollten: als plötzlich Licinius auftrat, und sich selbst als die Ursache der mifslungenen Versuche angab. Ich sehe meinen Irrthum ein, sprach er, ich sehe, dafs die Götter und Göttinnen gemeinschaftliche Sache un-

ter sich machen, und dafs das Stocken des Schiffes nicht Misbilligung der Führer, sondern Weigerung ist, eine Stadt zu beziehen, auf welcher noch der Zorn der Vesta ruhet. Lafst mich hineilen, sie zu versöhnen, und ich verspreche euch eine baldige Erfüllung eurer Wünsche. Man freute sich der so wahrscheinlichen und tröstlichen Ausflucht, und gedankenvoll bot sich Scipio an, den Oberpriester nach Rom zu begleiten. Sie legten den Weg mit gröfster Eile zurück, und Licinius begab sich sogleich nach dem Tempel der Vesta, auf deren Altar das Feuer noch nicht wieder aufgelebet war. Denn es durfte keine fremde und unheilige Glut dahin gebracht werden, sondern die dazu bestimmten Holzstücke mufsten so lange an einander gerieben werden, bis sie von selber Flamme fafsten: eine Arbeit, die oft Monate lang alle Vestalinnen ermüdete. Licinius kündigte nun der vorgeführten Klaudia ihre schleunige Bestrafung an, deren Verzögerung das Heil des ganzen Vaterlandes aufgehalten habe. Umsonst wiederholte sie die rührendsten Betheurungen ihrer Unschuld. Eine Göttinn selbst schien durch die Vorfälle des Tages wider sie zu zeugen. Der traurige Zug begann. Mehr geschleppt, als geführt, sank sie oft ohnmächtig dahin. Ihre Schönheit, ihre lauten Eide, ihre Schwäche selbst rührte das Volk auch mitten in der grofsen Erwartung, die von ihrem Tode abhing. Schon war man bei der Kollinischen Pforte angelanget, schon sah man die kleine unterirrdische Zelle, mit einer Lampe, Brot und Wasser auf einige Tage versehen, und die Mäurer, mit Hammer und Schaufel bereit, die Unglückliche einzumauren, und ihr Grab mit Erde zu verschütten. Noch einmal warf sich Klaudia auf die

Kniee, und rief mit emporgehobenen Händen alle Götter und Göttinnen zu Zeugen ihrer Reinheit an; doch bat sie sie zugleich ihren Zorn nicht auf das unschuldige Vaterland, nicht auf ihre irrenden Richter fallen zu lassen, sondern ihn allein auf ihrem Haupte zu versammeln, und mit ihr in die Erde zu versenken. Muthig stand sie nun wieder auf, und ging entschlossen der Zelle zu: als plötzlich aus einem nahe gelegenen Busche ein Jüngling mit allen Zeichen der äufsersten Verzweiflung hervorsprang, und dem Oberpriester den Weg vertrat. Wohin? Unsinniger! so rief er aus. Was beginnest du? Hüte dich die Götter zu noch gröfserm Zorne zu reizen, und die Pest und den Hannibal, die nur noch in dem Winkel der Bruttier wüten, über Rom und ganz Italien zu ziehen! Ich bin Kantilius, der Frevler, der der Tugend dieser Unschuldigen bis in den Tempel der Vesta in die Einsamkeit und Stille der Nacht, mit aller Heftigkeit der Liebe, mit dem sichern Bewufstsein ihrer Gegenliebe, nachgesetzt, sie bis zur Erschöpfung ihrer Kräfte bekämpft, aber auch ihre Ohnmacht verehrt, ihre Reize mit keinem Kusse entheiliget hat. Eurem Forschen entging ich, so lange ich die Tage der Beschuldigten gesichert sah: itzt aber reifst mich ihre Gefahr und euer Unsinn den Ruthen und Beilen entgegen. Und du glaubest den Willen der angekommenen Göttinn zu verstehen, thörichter Priester? O! wie entehrt ihr die Unsterblichen durch Kurzsicht und Irrthum! die keuscheste aller Jungfrauen, anstatt sie ihr darzubringen, seid ihr im Begriffe lebendig unter die Erde zu verscharren. Führet sie hin, die mifshandelte, führet sie hin zu dem Schiffe, und wenn die Göttinn sich ihrer Führung verweigert,

dann bringet sie zurücke nach dieser Zelle, und ehe ihr sie einmauret, laſst mich vor ihren Augen unter den härtesten Geiſselhieben sterben. —

Licinius war im Begriffe den Wahnsinnigen zurücke zu stoſsen, und in der Vollziehung des Urtheiles fortfahren zu lassen, als der betroffene Prokonsul, gleich als erwachte er aus einem göttlichen Traume, ihn daran hinderte und beschwur, der Verklagten diese Probe ihrer Unschuld oder ihres Verbrechens angedeihen zu lassen. Das umstehende Volk, welches ohnehin schon eine hohe Meinung von den Begeisterungen und Eingebungen seines Lieblinges hatte, foderte mit Ungestüm die Erfüllung seiner Bitte, und schaffte einen Wagen herbei, auf welchem die durch Gram und Todesfurcht erschöpfte Klaudia dem Oberpriester nach Ostia nachgeführet werden sollte. Scipio, ehe er sich mit diesem wieder auf den Weg begab, bat ihn um die Erlaubniſs, seinen Vetter Nasika mit sich zu führen. Ohne diesem seine weitern Gedanken zu eröffnen, reizte er seine Neugierde durch die Erzählung der sonderbaren Vorfälle, und seine Menschenliebe durch die Hoffnung des herrlichen Schauspieles einer geretteten Unschuld. Dieses vermochte endlich den edlen Nasika, seinen Freund, den er der Sorge der herbeigerufenen Seinen empfahl, zu verlassen. Bei später Nacht erreichten sie den Ort der Versammlung, wo Scipio sogleich alle dort anwesenden Senatoren zu einer geheimen Berathschlagung rufen liefs, und sie, da die Versammlung bald wieder aus einander ging, sehr leicht in seine Meinung gezogen zu haben schien. Das Volk, welches beim Erwachen den Vorgang der Nacht erfuhr, lagerte sich in Eile und voll Er-

wartung

wartung auf die beiden Ufer des Flusses. Mit Erstaunen sah es endlich auf einer Seite den Oberpriester mit eben der Vestalinn, zu deren Bestrafung er abgereiset war, auf der andern den Prokonsul mit einem Jünglinge, den die Wenigsten kannten, hervortreten. Aber das Erstaunen des einzigen Nasika übertraf das Erstaunen des ganzen Volkes, als ihn sein Vetter das Seil des Schiffes ergreifen hieſs. Beschämt und hartnäckig weigerte er sich lange, bis ihm endlich Scipio den in der Nacht abgefaſsten Befehl des Senates vorwies. Muthig und voll Zuversicht hingegen ergriff Klaudia den Strick aus der Hand des Licinius. Die bisher gespannte Neugier verwandelte sich nun plötzlich in Furcht, in Beängstigung.

Man hielt es für Frevel, für Versuchung der Gottheit, und ahndete ein neues Unglück für Rom: als man (o Wunder!) das Boot sich bewegen, und, fast ohne Zuthun der Ziehenden, an den schlaffen Seilen dem Strome so leicht und schnell entgegen schwimmen sah, als ob es ihn mit Ruder und Segel hinabschösse.

Nun erhob sich der Jubel, nun erschallten die Hymnen, nun stieg der Weihrauch von allen Seiten den Wolken entgegen, und die beiden Ufer, bis nach Rom, wurden zu einer ununterbrochenen Reihe sich freuender Männer und Kinder, die *dem Besten* und *der Keuschesten* Dank und Segen, und der ankommenden Göttinn Bitten und Gelübde zuriefen. Bei der Landung in den Mauern der Stadt wurde der prächtig bedeckte Stein auf eine reich gezierte Bahre gelegt, und nicht nur Nasika und Klaudia, sondern hinter ihnen auch alle, die der Senat und das Loos ernannt hatte, trugen nunmehr auf den Schultern die willige Mutter Idäa nach dem Tempel der Siegesgöttinn, wo man ihr indes-

sen eine Stelle zubereitet hatte, bis ihr ein eigener Tempel errichtet würde. Der folgende Tag wurde mit Darbringung häufiger Gaben, mit Opfern und Spielen gefeiert, welche man jährlich unter dem Namen der Megalesischen zu wiederholen beschlofs. Der Senat begab sich zu der Priesterinn, dankte ihr öffentlich für ihre Bemühung, und wies ihr alles an, was zu ihrem Unterhalte und dem Dienste der Göttinn nöthig war. Endlich befragten sich einige der Senatoren bei ihr um den Sinn des Räthsels, welches in der sonderbaren Auswahl der Göttinn liege, und um die Ursache, warum sie so grofsen und trefflichen Männern einen fast dunkeln Jüngling, und so keuschen Jungfrauen eine verdächtige vorgezogen habe?

»Hätte das Orakel euch befohlen, erwiederte sie, dieser Mutter der Götter den tapfersten Feldherrn, oder den klügsten Staatsmann, oder den verdientesten Bürger entgegen zu schicken, so hätte sie sich gewifs weder der Hand eines Scipio, noch eines Fabius verweigert. Hätte Apollo die Ehre des Empfanges auf die edelste einzelne Handlung gesetzt, so hätten abermals Scipio, Fabius und Minucius die gerechtesten Ansprüche darauf zu machen gehabt. Aber nicht durch irgend eine einzige Anstrengung, nicht durch einen einzigen herrlichen Sieg über sich selbst wird man zum besten der Männer. Hierzu gehöret das beständige, warme Bestreben immer wohlthätig zu wirken. Das Leben des Besten mufs eine ununterbrochene Kette guter Handlungen ausmachen; Ohne bei jeder derselben auf Ausbreitung und Lobsprüche zu hoffen, mufs er sie vielmehr zu verbergen suchen, und die menschliche Schwäche beklagen, welche die Reihe derselben doch

sie völlig ohne Lücken und Ungleichheit auszufüllen vermag. Wahr ist es, noch keine so herrlichen Züge werden vom Nasika erzählet, als die Enthaltsamkeit des Scipio, die Duldung des Fabius, die Reue des Minucius. Aber merket es: ihre Handlungen hatten große Gegenstände, den Beifall der Völker, die Rettung der Heere und des Vaterlandes. Nasika handelte oft eben so edel, aber im Stillen, zum Nutzen einzelner; und durch beständige Übung ist er, wenn die Gelegenheit sich darböte, aller der Züge zugleich fähig, deren einer genügt hat jeden von euch zu empfehlen. Und diefs alles thut er, ohne sich auch nur träumen zu lassen, dafs er eines Lobes, dafs er der ihm gestern wiederfahrnen Ehre würdig sei; ohne im Wohlthun einen andern Endzweck zu haben, als den Genufs des Wohlthuns selbst. Begnügtest du dich immer mit diesem, o Scipio? und leitete nicht oft die Ruhmbegierde dich mächtiger, als die Liebe zum Guten? Warst du nicht aufmerksamer und scharfsinniger gute Handlungen gelten zu machen, als sie zu vollbringen? Die groben Schmeicheleien deiner Krieger, wenn sie dich, bald, gleich Alexandern, zum Sohne eines mystischen Drachen, bald, gleich dem Numa, zum Vertrauten einer Nymphe machten, widerlegtest du niemals mit Nachdruck, und bekräftigtest sie wohl gar durch geheimnifsvolle Verschliefsung. Ich weifs es: nicht immer steht es dem Feldherrn frei, wohl zu thun, und das Verderben des Feindes ist der Haupttheil seines Auftrages. Doch hättet ihr, Fabius und Scipio, nicht oft der Menschenliebe einen Theil des Blutes schenken können, welches ihr, eure Siege zu vergröfsern, fliefsen liefst? Und du, Fabius! gestehe es: mitten in deiner

Duldung freutest du dich zuweilen heimlich über die mifslungenen Rathschläge derer, die dein weises Zaudern getadelt hatten. Schön war deine Reue, o Minucius! aber, wie Manlius mit Recht behauptet hat, sie folgte auf eine Reihe von Fehltritten, deren sich der Beste niemals würde schuldig gemacht haben. Ohne Zweifel wundert ihr euch nun wohl, ihr Römer! dafs eben dieser Manlius, welcher sich selbst das Zeugnifs gegeben hat, bei einem schon so langen Leben niemals mit Wissen und Willen wider seine Grundsätze gehandelt zu haben, die Ehre nicht davon getragen, welche einem nicht so überlegnen Jünglinge wiederfahren ist. Aber sehet: die Tugend des Manlius ist eine blofse Berechnung des Billigen; und er glaubet ihr vollkommen Genüge geleistet zu haben, wenn er jedem giebt, was er ihm im engesten Verstande schuldig ist. Sie gründet sich auf eine kaltblütige Festigkeit, die euch mit Recht öfters Härte geschienen hat. Das Bestreben des Besten hingegen entspringet aus einer menschenfreundlichen Wärme des Herzens, die sich nicht blofs auf die genaueste Schuldigkeit einschränket, und ihr Wohlthun nicht abwägt. Wenn man die Verhältnisse der menschlichen Handlungen in eine Reihe unter einander ordnen, und ihren Werth und Unwerth nach Stufen bestimmen wollte, so würde der Mörder desjenigen, der ihm das Leben gegeben oder gerettet hätte, zum tiefsten Grade der Bosheit hinuntersinken; zum höchsten Gipfel menschlicher Tugend aber derjenige hinaufsteigen, welcher, seinen Todfeind zu retten, sein Leben grofsmüthig dahingäbe. Recht in der Mitten zwischen diesen äufsersten Punkten stofsen Wohlthun und Schaden an einander; hier ruhet das Züngle[illegible]

zwischen beiden Schalen der Wage; hier ist der Punkt der verneinenden Gleichheit, kein Unrecht weder zu thun, noch zu leiden. Von diesem Punkt aus wird das Aufsteigen und Absteigen der wohlthätigen und der schadenden Linien berechnet. Beide haben unzählige Stufen und Mischungen. Die Gesetze suchen zwar, so viel es möglich ist, die Handlungen der hinabsinkenden schädlichen Leiter zu verhindern; aber ihre Macht erstreckt sich bei weitem nicht auf alle, und noch weniger vermögen sie die Menschen zu den großmüthigen Aufopferungen in der wohlthätigen Linie zu zwingen. Diese können allein vom Gefühle geboten, vom Gefühle belohnet werden. Der ist ein *guter* Mann, der sich immer auf dem Mittelpunkte genauer Gerechtigkeit zu erhalten weiß [illegible] ein noch *besserer* ist, wer meistens sich über denselben er[illegible]tens mehr thut, als die strengeste Pflicht fod[illegible]ert euch also [illegible] wenn die Göttinn [illegible]n G[illegible]n warmen M[illegible]und, dem Greise [illegible]ng [illegible] hat, in w[illegible]t nur selbst die [illegible]ß [illegible]fühl noch [illegible] sondern welcher [illegible]ur selten [illegible]be gesunken ist, [illegible] durchlebe[illegible]och nicht in das [illegible]chen Le[illegible] ist. So wie nun [illegible]en Gu[illegible]en Besten, so ver- [illegible] Ken[illegible] die Keuscheste von [illegible]röne[illegible]öchter! Hätte eine [illegible]au[illegible]chiffes gelegt, so [illegible]nders, als durch [illegible]e und Vernichtung

erklärt. Die älteste Vestalinn, welche, außer der allgemeinen Pflicht ihres Geschlechtes, noch unter der heiligen Pflicht der Religion und des Gelübdes stehet, ist theils durch die Mauren ihres Tempels, theils durch die Würde ihres Amtes, theils selbst schon durch ihre Jahre wider alle Lockungen so gesichert, daſs ihr die Keuschheit zu einer leichten Tugend wird, und ihr kein Recht auf einen Vorzug gewähret. Auch drang das scharf sehende Auge der Göttinn tief in die Herzen ihrer Gefährtinnen. In der Tochter des Metellus entdeckte sie eine solche Kälte, eine so natürliche Entfernung von der Wollust, daſs sie das Lob der Reinheit ohne den mindesten Sieg über aufsteigende Begierden behauptet. Ein edler Stolz auf den alten Ruhm der Keuschheit in dem Hause der Gracchen, den noch keine ihrer Matronen und Töchter befleckt hat, ward dem Herzen der Sempronia von Kindheit auf eingeprägt, und verwahrte sie um so sicherer vor jeder Gefahr, als ihr auch jede Gelegenheit zu einer zärtlichen Neigung abgeschnitten wurde. Bei schlafferer Aufsicht, bei freierem Umgange, und einem wärmern Herzen schreckte Fulvien die Furcht vor der Strenge ihres Vaters; diese kam bei ihr der Pflicht zu Hülfe, und hielt sie von jeder Schwachheit ab. Aber, wer erkennet nicht ein weit höheres Verdienst in der Reinheit eines schüchternen Mädchens, welches erst, zwischen Gehorsam und Liebe wankend, seine Rettung im Gelübde der Keuschheit sucht, und dann noch selbst an ihrem Zufluchtsorte, selbst im Heiligthume der Reinheit von einem geliebten Liebenden verfolgt; überfallen, zu sicherem Genusse gelockt, mit Bitten und Gewalt bekämpft, den Stürmen seiner Leidenschaft, dem Tumulte ihres eigenen

Herzens widerstehet, bis sie aus Mangel der Kräfte dahinsinkt: diefs ist ein Sieg, den keine der andern erfochten hat, und den die Göttinn desto lieber mit ihrem Beifalle krönte, weil sie durch diesen Vorzug die Unschuldige vom Tode, und euch von einer nie auszusöhnenden Ungerechtigkeit rettete.»

Niemand hatte die Rede der Priesterinn mit so lautem Beifalle angehöret, als Scipio, welcher sich freuete den Sinn der Göttinn allein errathen zu haben, und das Lob des besten Mannes doch in *seinem* Hause zu sehen. Nasika, welchen der ganze Senat nach seiner Wohnung begleitete, entliefs ihn eher nicht von seiner Seite, als bis die Väter ihm für den edeln Kantilius nicht nur Vergebung, sondern auch Belohnung, und, wo möglich, die Hand der so geliebten Klaudia versprochen hatten. Diese aber, durch das Vorgegangene zu einer noch höhern Tugend hinaufgestimmt, opferte nun den beiden Göttinnen, die sie so augenscheinlich gerettet hatten, auch den liebsten, den heftigsten Wunsch ihres Herzens auf, und entsagte auf ewig der Hand des Geliebten, welcher auf diesen hohen Zug ihrer Seele noch stolzer war, als er es auf ihre Hand gewesen wäre. Sogleich trug er sich dem Prokonsul Scipio an, in seinem Heere den Ruhm des Sieges, oder des Todes für das Vaterland zu suchen. Die Matronen und Jungfrauen folgten darauf in frohem und ehrerbietigem Zuge der erhabenen Vestalinn nach ihrem Tempel, und bey ihrem Eintritte entzündete sich von selbst das Holz auf dem lange erkalteten Altare der Vesta.

III.

ENTWURF

DES

POLITISCHEN ZUSTANDES IN EUROPA,

VOM

VERFALLE DER RÖMISCHEN MACHT AN

BIS AUF

DAS SECHZEHNTE JAHRHUNDERT.

AUS

ROBERTSONS EINLEITUNG IN DIE GESCHICHTE KARLS DES FÜNFTEN

GEZOGEN.

VORBERICHT.

Die Geschichte des mittlern Zeitalters zu entwerfen haben sich die geschicktesten Männer durch seine Barbarei, Verwirrung und Unfruchtbarkeit abschrecken lassen. Andere haben mit knechtischem Fleiſs und seichtem Verstande einzelne Vorfälle zusammengetragen, die sie weder zu schätzen noch zu verbinden gewuſst. Montesquieu, welcher zuerst die Fackel des Genies in diese finstere Höhle brachte, wies uns zwischen dem Schutte derselben die Quellen unserer heutigen Gesetze. Robertson drang mit gleichem Muthe in die noch dunkle Grube, erkannte die hingestreuten Ruinen, stellte sie in Ordnung, und zeigte uns an denselben die Geschichte des menschlichen Verstandes.

Einem jungen Prinzen ein so wichtiges Gemählde vor die Augen zu legen, habe ich das Werk des berühmten Britten in eine ihm bekannte Sprache und in eine Schreibart überzutragen gesucht, die sowohl seinem Alter, welches die Länge scheuet, als auch seiner Einsicht, für die sie überflüssig ist, angemessen sei. 1772.

ERSTES BUCH.

Das Steigen und der Fall der Römischen Macht haben zweimal den Zustand und die Sitten Europens verändert. Als die Begierde zu herrschen die Römer über die Alpen trieb, stiefsen sie auf Völker, tapfer im Streite, hartnäckig auf Freiheit; welches sie Barbarei nannten. Hier waren die Reiche nicht, wie in Asien, der Preis eines einzigen Sieges. Die Überwundenen griffen von neuem zu den Waffen, und Muth und Unabhängigkeit war ihnen statt der Eintracht und Kunst. Endlich unterlag der Grimm der Klugheit, und nachdem die Tapfersten in den langen Kriegen gefallen, andere hinweggeschleppet waren, so wurden die öden Länder zu Provinzen.

Bei einer strengen, aber wohlgeordneten und zur Ruhe sichern Regierung, gaben die Römer ihren neuen Unterthanen ihre Künste, Wissenschaften, Sprache und Sitten, als einen Ersatz der verlorenen Freiheit. Man fing an sich zu erholen. Man erblickte wieder Ackerbau, Bevölkerung, Städte, einen Schatten des Glückes.

Doch blieben die Geister niedergeschlagen. Unbewaffnet, von gemietheten Soldaten geschmähet, von gewinnsüchtigen Obern ausgesogen, je ärmer, je mehr mit Auflagen beschwert, waren sie ihrer Tüchtigsten beraubt, welche Geiz oder Ehrsucht nach einer fernen Hauptstadt zog. Man sah auf jeden Wink des Gebieters, und empfing zitternd seine Befehle. Waffen zu führen, Entschlüsse zu fassen, hatte man nicht nur die Gewohnheit, sondern auch die Kraft verloren. Aller Orten war Erniedrigung, Trägheit, Verächtlichkeit: die Fehler grofser Reiche 1).

Aber Rom trug auch in der Blüthe seiner Macht den Keim seines Unterganges in sich verschlossen, welchen die Zeit entwickelte, die Umstände beschleunigten. Langsam wäre der verdorbene und kranke Körper von selbst gesunken, welchen der gewaltsame Anlauf der Gothen, Wenden, und so vieler andern Völker, plötzlich umstiefs. Aus dem nie bezwungenen Germanien, aus dem Norden Europens, aus dem Nordweste Asiens, aus den heutigen Sitzen der Dänen, Schweden, Polen, Russen und Tatarn, rannten unbekannte Nationen hervor, die Welt an Rom zu rächen. Von ihrem ersten Zustande und ihren alten

---

1) Nachdem die Römer Britannien verlassen hatten, thaten die Pikten und Kaledonier öftere Einfälle in dasselbe. Die bestürzten Britten sandten eine Bittschrift an den Aetius, und nannten sie: *Das winselnde Britannien.* »Wir wissen nicht, sagten sie, wohin wir uns wenden sollen. Die Barbarn treiben uns bis zur See, und die See jagt uns zuruck auf die Barbarn. Die Wahl unter zwei Todesarten, der Wellen oder des Schwertes, ist alles was uns übrig bleibt.« Diefs waren die Nachkommen derer, die Cäsarn zurücke getrieben hatten.

Thaten konnten uns die Römer wenig sagen, welche niemals tief in die traurigen Gegenden gedrungen waren. Die Völker selbst, ohne Wissenschaft und Denkmahle, ohne Musse und Neugier, kannten die nächsten Zeiten durch Sage, die alten waren vergessen oder fabelhaft.

Viele glauben, der Nord, welcher so viel Jahre lang so ungeheure Schwärme ausgeschüttet, müsse damals überaus bevölkert gewesen sein. Doch scheinet es, die weiten Länder, durch Wälder und Pfützen wüste, von Hirten und Jägern bewohnt, welche grossen Raum für Wenige brauchen, ohne Kunst und Fleiss, den Quellen der Bevölkerung, können damals nicht einmal so reich an Leuten gewesen sein, als itzo, da sie die ärmsten sind.

Aber aus den nehmlichen Ursachen entsprang ihr kriegerischer Muth. Ein rauher Himmel, ein karger Boden gewöhnte sie an Mühe, machte sie hart und kühn. Auch ihr Friede war durch stätes Lagern und Irren ein Bild des Krieges, den sie mit einer Wut und Härte führten, welche wir, die wir nicht mehr Barbarn sind, kaum glaublich finden.

Die ersten unter ihnen trieb die Begierde des Raubes an unter dreisten Führern die nahen Provinzen zu durchstreifen. Sie tödteten, verbrannten, verheerten, kehrten mit Gefangenen und Beute nach ihren Wäldern zurück, erzählten einander die Bequemlichkeiten, den Reichthum sanfterer Gegenden, und munterten andere zu gleichen Unternehmungen auf, als nützlich und leicht.

Aber als die nächsten Provinzen erschöpft, und die Rückkehr aus entlegenern schwer und gefährlich wurde, entschlossen sie

sich zu bleiben. Dann hörten die schnellen Einfälle auf, dauerhaftern Übeln Raum zu geben. Furchtbare Heere bewaffneter Männer mit Weibern, Kindern, Knechten und Heerden zogen daher, neue Sitze zu suchen. Denn was verliefsen sie? Den leeren Strich nahmen die Nächsten ein, welche bald selbst wieder nach sanftern Gegenden vorrückten, und sich wie die Wellen eines Stromes fortstiefsen. Wilde, verschiedener Namen und Ursprunges, eroberten im Laufe nicht ganzer zweihundert Jahre Thracien, Pannonien, Gallien, Spanien, Afrika, endlich Italien und Rom selber, das Werk so langer Klugheit und Zeit. Ein Zufall, welchen verschiedene Ursachen vorbereitet hatten. Denn die Weisheit der Katonen ward in der langen Knechtschaft vergessen, und die strenge Zucht der Manlier linderte jeder Kaiser, um es zu werden, oder zu bleiben. Kein Schatten jener siegreichen Legionen, jener edlen Bürger, welche die Ehre des Vaterlandes höher als ihr Leben geschätzt hatten. An ihrer Statt gezwungene oder erkaufte Knechte aus den Provinzen, beides zu schwach und zu stolz zu gehorchen, denen auch das Gewicht ihrer Waffen unerträglich war; Verachtung des Fufsvolkes, jenes alten Kernes der Ehre; keine Ehre als im Pferde, bequem für Träge, schnell zur Flucht. Diesen vertraute Rom seine Gränzen. Der Argwohn des Despoten verbot den Unterthanen, Waffen zu tragen, welche ihnen unnütz wurden, da sie nichts mehr zu retten hatten, unbrauchbar, wenn sie ihnen nöthig waren. Die Einkünfte fielen mit dem Kriegesgeiste. Denn da die Pracht des Hofes ungeheure Summen nach Indien, einem Abgrunde, gofs, da jedes Jahr der Friede mit neuem Golde von den Barbarn erkauft

wurde,

würde, und die geplünderten Provinzen den gewöhnlichen Tribut nicht mehr zahlen konnten, so hemmte sich der alte Zufluſs der Schätze der Welt, und was noch einkam, zerfloſs in neue Kanäle. Die alten Gränzen des Reiches zu erhalten war die einzige Ehrbegierde der Kaiser, auch durch Mittel, die den Verlust des Ganzen verkündigten, dem man ruhig entgegen sah. Die unumschränkte Gewalt ward im Innern des Palastes ein Raub der Weiber, der Verschnittenen, und Anderer, die ihnen glichen. Bei dringenden Gefahren hielt man Zagheit für Rath, Schande für Rettung.

Der Zuſtand der Barbarn war diesem vollkommen entgegengesetzt. Der Kriegesgeist war bei ihnen in seiner völligen Stärke 2). Sie waren durch keine Künste entkräftet 3), geschwinde versammelt, leicht zu unterhalten. Die schwachen Beschützer der Römischen Gränzen flohen oder fielen bei ihrem ersten Anlaufe. Nichts war ihnen vortheilhafter, als die thörichte Staatskunst der Kaiser, welche einen Theil der Barbarn in Sold nahmen, um sie den neuen Anfällen anderer entgegen zu stellen.

2) Bei einem Gastmahle, welches Attila, der König der Hunnen, den Römischen Gesandten gab, traten zwei Barden auf, und sangen seine Schlachten. Die Blicke alles Hunnen waren auf sie geheftet. Etliche, die den Treffen beigewohnet hatten, jauchzten vor Freude; die Alten brachen über ihr Unvermögen in die bittersten Thränen aus.

3) »Wenn wir einen Römer nennen, sagt Luitprand, so nennen wir »alles Niederträchtige, alle Laster.« Und dieses schrieben sie, nach Prokops Berichte, den Wissenschaften zu. »Denn wie will derje»nige Speer und Schwert mit Muthe ansehen, der unter der Ruthe »eines Lehrmeisters gezittert hat?»

So lernten sie die noch übrige Zucht und Kriegeskunst, und nichts konnte ihnen mehr widerstehen.

So schnell ihre Siege waren, so verderblich und blutig waren sie. Gesittete Völker, die aus Klugheit oder Eifersucht mit kaltem Blute kriegen, suchen den Ruhm der Mäſsigung neben dem Ruhme der Oberhand. Die Barbarn kannten nichts, als ihre Wut. Sie wollten nicht erobern, sondern ausrotten. So streiten die kleinen Amerikanischen Horden, so stritten damals die Barbarn, mit gleichem Grimme, gröſserer Macht.

Alles schwamm im Blute. Da war kein Unterschied des Heiligen, des Alters, noch Geschlechtes. Was Eine Überschwemmung verschonte, riſs die andere dahin. Die schönsten Provinzen lagen öde, mit den Ruinen der Städte und Dörfer überschüttet, Schlupfwinkel für etliche Elende, die der Zufall oder die Müdigkeit des Siegers gerettet hatte. Kaum hatten die einen Fuſs gefaſst, so kam ein noch roheres Volk, und vertrieb oder vertilgte sie. Endlich, da das Toben und die Verheerungen aus Mangel der Werkzeuge aufhörten, folgten Pest und Hunger, die Früchte der Wut. Wer im ganzen Weltalter die unglückseligsten Zeiten für das menschliche Geschlecht bestimmen will, der nenne den Zwischenraum von Theodosen bis auf die Niederlassung der Longobarden in Italien. Zerstörer der Völker, Geiſseln Gottes, sind die Beinamen, welche die damaligen Schriftsteller den Führern dieser Horden geben. Ihre Verwüstungen nennen sie Sündfluten, Feuersbrünste, Erdbeben, nicht als gleiche Übel, sondern als die nächsten 4).

4) Spanien, welches den Römern so lange widerstanden hatte, ward

Sobald sich die Zerrüttung gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts legte, und einige Stille folgte, so finden wir die ganze Gestalt Europens verändert; die Sachsen im Besitze des fruchtbarsten Theiles von Britannien, die Franken Meister von Gallien, die Hunnen von Pannonien, Spanien unter den Gothen, diese

---

im Jahre 409 von den Wenden angefallen, und schon 411 durch das Loos unter die Überwinder getheilt. »Die Barbarn, sagt Idatius, verheerten alles mit der gröſsten Wut. — Keine Pest »kann so verderblich sein. — Es kam eine so schreckliche Hungers»noth, daſs die Lebenden auf die Leichen ihrer Mitbürger fielen, »sich zu sättigen.» Alle diese Übel erneuerten sich, als nachher die Gothen die Wenden verdrängten, die sich, nicht mehr über 80000 stark, nach Afrika zogen, ehemals eine der fruchtbarsten Provinzen des Römischen Reichs. »Ihre verderblichen Waffen, sagt »Priskus, durchwühlten alle Winkel der Provinz. — Auch wider »Bäume und Reben wüteten sie, den Verborgenen keine Art von »Nahrung übrig zu lassen. Sie peinigten die Gefangenen, um ver»borgene Schätze zu erfahren. Je mehr sie fanden, je mehr be»gehrten sie. Manche Städte blieben ohne einen Einwohner. »Wenn sie eine Festung antrafen, die sie nicht einzunehmen wuſs»ten, so trieben sie eine Menge Gefangener zusammen, tödteten »sie, und streuten sie unbegraben hin, um die Belagerten durch »den Gestank aus der Stadt zu jagen.» Ungefähr 100 Jahre hernach griff Belisar die Wenden an, und verjagte sie. Prokop erzählet, Afrika sei so leer von Volk geworden, daſs man etliche Tage fortreisen konnte, ohne einen Menschen zu finden, und daſs im Laufe des Krieges fünf Millionen gefallen sein, welches der jetzige Zustand von Afrika bestätiget, in welchem man auch die Stellen der berühmtesten Städte nicht mehr errathen kann. — Von den Sitten der Hunnen sagt Ammian, daſs sie Gefahr und Krieg, wie Andere Ruhe und Frieden liebten. In der Schlacht fallen, hal-

und die Longobarden in Italien und den umliegenden Ländern. Fast keine Spuren mehr der Römischen Einrichtung, Gesetze, Künste und Wissenschaften. Neue Regierungsformen, Rechte, Sitten, Gebräuche, Sprachen; neue Namen der Menschen und Örter: ein noch gröſserer Beweis der fast gänzlichen Ausrottung der alten Einwohner, als selbst die Zeugnisse der Zeitgenossen 5).

---

ten sie für Glück, an Krankheit sterben für Schande. Ihre gröſste Pracht sei mit Schedeln der Erschlagenen die Zeuge ihrer Pferde zu zieren. Nach der Berechnung des Prokop sind bei ihren häufigen Einfällen in Thracien, Pannonien, Illyrien, jedesmal bis auf 200,000 Menschen geblieben. Als Priskus die Römischen Gesandten zum Attila begleitete, so waren die Gefilde Thraciens, ehedem die fruchtbarsten jener Gegenden, weiſs von Gebeinen. Attila, einer der gröſsten Eroberer in der Geschichte, welchem alles, was die Alten unter Scythien und Germanien begriffen, gehorchte, fiel im Jahre 451 in Gallien ein, und die Schlacht bei Chalons, durch welche Aetius seiner Wut und seinem Glücke ein Ziel setzte, soll 300,000 Menschen gekostet haben. Erbittert durch diesen Verlust fiel er das folgende Jahr Italien an, und verubte Grausamkeiten, von denen man, auch nach so vielen Verheerungen, noch keinen Begriff hatte.

Im achten und neunten Jahrhunderte war Italien mit Wäldern bewachsen, voll Sümpfe und Moräste, ja voll Wölfe und anderer Zeichen des Mangels der Einwohner. Von dem Zustande anderer Reiche zeugen die noch itzt vorhandenen Briefe, Kraft derer die Kaiser und Könige groſse Stücke Landes an Kirchen und Edle schenkten, als *Einoden.*

5) Als die Sachsen sich Britanniens bemeisterten, waren die alten Einwohner alle entweder umgekommen, oder nach Wales entflohen, oder in Knechtschaft gerathen Auch änderte sich die ganze Gestalt des Volkes. Als aber nachgehends Wilhelm durch einen einzigen Sieg Britannien gewann, so vermochten alle seine Gesetze nicht die Sitten der Normänner einzuführen.

Und in diesem Schutte liegt der Same unserer jetzigen Gesetze, unserer Polizei und Sitten verborgen, welchen Viele mit minderm Fleiſse, als es die Wichtigkeit der Sache verdient, zu entwickeln unternommen haben. Die Veränderungen der Regierungsart und Lebensart bei jedem Volke insbesondere zu erwägen, gehöret nicht zu unserm Zwecke, die wir unser Augenmerk auf das Ganze richten, auf den Zustand dieser Völker überhaupt, auf ihren Übergang von der alten Barbarei zu sanftern Sitten, auf die groſsen Vorfälle, welche sie binnen tausend Jahren gebildet haben.

Knechte erobern für ihre Herren, Freie für sich. Solche waren nicht nur die Völker aus dem Norden Europens, sondern auch die Hunnen und Alanen, deren Länder zu unserer Zeit der wahre Sitz der Knechtschaft sind. Sie folgten ihren Führern nicht aus Zwange, sondern aus Wahl, Gefahren und Gewinst zu theilen 6). Die erste Art dieser Theilungen ist ungewiſs, da

6) Cäsar und Tacitus haben uns Beschreibungen von einem dieser Völker hinterlassen, welchem die andern ziemlich geglichen zu haben scheinen. Sie lehren uns von den Germaniern: daſs sie allein von Jagd und Weide lebten, den Ackerbau versäumten, und sich meistens mit Milch, Fleisch und Käse nährten (Von den Gothen, Hunnen und Alanen berichten uns Priskus und Ammian das nehmliche.) Im Frieden hatten sie kein Haupt. Der Angesehenste jedes Reviers sprach Recht, oder verglich die Zwiste. Die Macht ihrer Könige war nicht unumschränkt. Sie gaben Rath, nicht Befehle. In geringen Vorfällen entschieden die Vornehmen, in wichtigen Alle. Wenn ein Krieg vorgeschlagen wurde, so traten die hervor, denen der Feldzug und der Führer gefiel. Niemand konnte gezwungen werden zu folgen. Aber nach dem Versprechen ausblei-

die Denkmahle keines neueren Volkes bis an jene Zeiten hinauf-

---

ben war die gröfste Schande. Die Würde des Adels bestand in der Menge der Anhänger, welche Cäsar *ambactos* und Klienten, Tacitus *Comites*, Gesellen nennt. Eine auserlesene Jugend war die Zierde der Häupter im Frieden, ihr Schutz im Kriege. Sie erwarben sie durch Geschenke von Waffen und Pferden, oder durch rohe Gastmahle. Einen Freien konnte kein Richter in das Gefängnifs ziehen, noch weniger am Leibe strafen. Jeder nahm selbst Rache für sich, seine Verwandten und Freunde. Die Feindschaften waren erblich, nicht unversöhnlich. Auch eines Mordes wegen verglich man sich um eine gewisse Anzahl Viehes, dessen ein Theil dem Könige, der andere dem Beleidigten zufiel.

Die Gesetze, welche diese Nationen in ihren neu eroberten Reichen eingeführet, erklären uns am besten den Cäsar und Tacitus, deren Berichte hinwieder ein Schlüssel zu eben diesen Gesetzen sind. Doch müssen wir bemerken, dafs Cäsar, welcher durch seinen Übergang über den Rhein Germanien zuerst eröffnet hat, mehr als hundert Jahre vor dem Tacitus geschrieben, zu dessen Zeiten diejenigen, die am nächsten bei der Gränze wohnten, durch öftern Umgang mit den Römern schon einen Theil ihrer Sitten, ihrer Laster angenommen hatten. So waren die Suionen; da hingegen die entfernten Fennen noch in einer so tiefen Wildheit steckten, dafs es zu bewundern ist, wie sie nur bestehen konnten.

Wenn wir den damaligen Zustand dieser Völker mit dem Zustande der Wilden in Nordamerika vergleichen, so finden wir eine wunderbare Ähnlichkeit, und einen starken Beweis, dafs einerlei politische Verfassung einerlei Sitten wirke. Die Amerikaner leben, nach *Charlevoix* Berichte, von Jagd und Fischerei. Bei den meisten gar kein Ackerbau; bei andern Ackerbau von einem kleinen Raume neben der Hütte, die Arbeit der Weiber. Jeder frei und unabhängig. Auch Eltern und Kinder leben als Gleiche, die der Zufall zusammen geführt. Keine Strafe, auch in der Kindheit. Sobald sie erwachsen, sind sie niemanden Rechenschaft schuldig. Die

reichen, und die trocknen Jahrbücher den wahren Endzweck der Geschichte verfehlet haben 7).

Aus dieser neuen Theilung und der Denkungsart, die sich

---

meisten wählen ihren Sachem oder Fürsten, dem man alte Räthe zugiebt, ohne die er nichts beschliefst. Keine Erweiterung der Gewalt von Seiten des Fürsten, keine Zulassung derselben von Seiten des Volkes. Der Sachem schlägt vor, das Volk gehorchet, wenn es will. So oft man einen Krieg unternimmt, so bietet sich Einer zum Führer an. Die ihm folgen wollen stehen auf und singen ihr Kriegeslied. Aber nach diesem zurückebleiben ist schimpflich, selbst gefährlich. Der Führer begegnet seinem Volke mit Dank, mit Achtung, mit Geschenken, gross für sie. Keine peinliche Gerichtsbarkeit. Der Beleidigte oder seine Verwandten strafen nach ihrem Willen. Der Hafs gehet vom Vater auf den Sohn, auf die letzten Enkel. Das Unrecht zu ersetzen ist meistens nur Ein Mittel: die Übergabe eines Kriegsgefangenen, den die Freunde des Ermordeten an seine Stelle aufnehmen und ihm seinen Namen geben. Es wäre leicht die Vergleichung noch weiter zu treiben, in welcher die Germanier noch gesittteter erscheinen würden, als die Wilden unserer Zeit. Bochart glaubte beide Eines Ursprunges zu sein, vielleicht aus Begierde die Amerikaner vom Noah herzuleiten, vielleicht aus Unwissenheit der wahren Ursache.

7) Die Beute wurde durch das Loos getheilt. Als Klovis, der Stifter der Fränkischen Monarchie, eine Kirche geplündert hatte, so liefs ihn der Bischof derselben durch Gesandten bitten, ihm ein heiliges Gefäfs von besonderer Schönheit wieder abfolgen zu lassen. Der König führte die Gesandten mit sich nach Soissons, liefs die ganze Beute des versammelten Heeres auf einen Haufen bringen, und bat, ihm dieses Gefäfs zum voraus zu überlassen. Alle schienen willig, als ein wilder Franke hervortrat, das Gefäfs mit seiner Streitaxt zerschlug und sagte: Du sollst nichts haben, als wozu dir das Loos ein Recht giebt.

mit ihr einschlich, entsprang das Lehenssystem. Denn obschon so verschiedene Nationen zu so verschiedenen Zeiten sich in den Reichen Europens niederliessen, so findet man doch bei allen eine ähnliche Form, ähnliche Gesetze. Welches wir nicht, gleich Andern, einem gemeinschaftlichen Ursprunge zuschreiben, den die Umstände nicht zulassen, sondern der Gleichheit ihrer alten Sitten, und ihrer Lage in den neuen Herrschaften.

Die eroberten Länder zu behaupten behielten sie in ihrer Einrichtung die Ordnung des Heeres bei, die einzige, die sie kannten. Der Feldherr blieb das Haupt und empfing den grösten Bezirk. Alte Anhänger zu belohnen, neue zu erwerben, vertheilte er sein Land unter Viele, mit dem Bedinge, seiner Fahne mit Leuten zu folgen, deren Anzahl nach der Gröfse des Lehens bestimmet ward. Eben so verfuhren die nächsten Befehlshaber in ihren Gebieten. Noch stand jeder unter seinem Obern, wie zuvor im Felde. Jeder Dienst war verächtlich, ausser in Waffen. Keine Bürger, keine Staaten, sondern noch immer Heere, grofse Lager. Ein Freier, ein Soldat, gleichbedeutende Worte. Das Schwert ein Zeichen des Eigenthumes.

Bald aber erschienen die innerlichen Mängel einer wider den Feind entworfenen Regierung: Unruhe, Zwist und Ungehorsam. Denn da die Dauer des Lehenbesitzes anfangs in dem Willen des Fürsten stand, so erprefsten die mächtigen Vasallen der Krone Versicherungen, erstlich für sich auf lebenslang, dann für ihre Erben, endlich sogar für die Natur des Besitzes, als unveräufserlich 8).

Ehren-

8) Die Verfassung eines Staates, die Grade der Gewalt und Freiheit,

Ehrentitel und Würden, nicht mehr Zeichen der öffentlichen Bewunderung und Zuversicht, wurden an Güter gehänget, und

---

deren jedes Mitglied derselben geniefset, lassen sich am sichersten aus der Art, wie ein jeder sein Land besitzet, und aus der Natur des Eigenthumes abnehmen. So lange die Barbarn in ihrem Vaterlande wohnten, hatten sie weder Eigenthum noch Gränzen. Wenn sie ihre Heerden in einer Gegend geweidet hatten, so trieben sie sie mit Weib und Kind nach einer andern, die sie wieder eben so geschwinde verliefsen. Vom Dienste wufsten sie nichts, und zum Kriege ging, wer Lust hatte. In den eroberten Reichen theilte das siegreiche Heer die Länder unter sich. Jeder Krieger besafs das ihm zugefallene Stück als ein vollkommenes Eigenthum, als den Lohn seiner Tapferkeit, als ein Freier, für sich und seine Erben. Da man aber in beständiger Gefahr stand, von den alten Einwohnern oder neuen Völkern vertrieben zu werden, so wurde es zu einem, zwar nicht förmlichen, aber von der Nothwendigkeit stillschweigend eingeführten Gesetze, dafs jeder Eigenthümer auf den Ruf des Königes zur Vertheidigung des gemeinen Wesens in Waffen erscheinen mufste. Wer sich dessen weigerte, zahlte einen Heerbann von ungefähr sechzig Thalern, und wer nicht so viel im Vermögen hatte, würde so lange zum Knechte gemacht, bis er ihn abverdiente. Lothar erhöhete die Strafe bis auf Einziehung aller Güter, und Verweisung des Landes.

Unterdessen schlich sich nach und nach eine andere Art des Besitzes ein. Die Grofsen hatten noch immer, wie vorhin in Germanien, ihre Anhänger, die man nicht mehr *Comites*, sondern *Fideles*, *Antrustiones*, *Leudes* nannte, und denen man jetzt nicht mehr Waffen und Pferde, sondern wichtigere Belohnungen an Land gab. Diese Güter hiefsen *Beneficia*, als freiwillige Gaben, *honores* als Zeichen der Gunst. Zu was für Diensten die Besitzer derselben ursprünglich verbunden gewesen, läfst sich, aus Mangel der Denkmahle, nicht mit Gewifsheit bestimmen. Doch ist wahrscheinlich

ein Theil der Erbschaft. Zuletzt folgte die Anmaſsung aller königlichen Vorrechte, der höchsten Gerichte, eigener Münze, ei-

dafs, gleichwie das Eigenthum einen Freien zum Dienste des gemeinen Wesens, also ein Ehrengut seinen Träger zum besondern Dienste des Verleihers verband. Nichts ist gewisser, als dafs die Dauer dieses Besitzes anfänglich allein von dem Willen des Herrn abhing.

Dieser blieb also der wirkliche Eigenthümer des Gutes, und übergab dem Vasallen nur die Nutzniefsung. Doch begnügten sich die Lehenträger nicht lange mit einem so willkührlichen Besitze. Die Lehen wurden lebtägig, hierauf auch erblich, zuerst in gerader Linie, dann in der Nebenlinie, endlich auch in weiblicher. Wann aber jede dieser Veränderungen vorgefallen, ist schwer zu bestimmen. Zwar behauptet *Mably*, Carolus Martellus habe die Lehen zuerst lebtägig, Ludwig der Fromme erblich gemacht. Vielleicht einige. Denn man hat auch noch von diesem Lehensbriefe auf Lebenszeit. Der Gebrauch der Lehen wurde so gemein, dafs man auch Einkünfte, Zölle, Gehalte, ja den Gewinst von den Messen dieses oder jenes Altars gegen Kriegsdienste übergab. Endlich erstreckte er sich auch auf die Hofämter und Kronämter, so dafs es die Könige zuweilen für nöthig hielten, bei der Ernennung eines grofsen Beamten ausdrucklich zu erklären, dafs die Würde nicht erblich werden sollte. Aus allem diesem entsprang die überwiegende Gewalt der Barone, mit welcher sie endlich die Vorrechte der Krone und die Freiheit des Volkes anfielen.

Die Vorzüge des Eigenthumes vor dem Lehenbesitze sind so offenbar, dafs es billig zu verwundern ist, wie sich Eigenthümer entschliefsen konnten, ihre Güter freiwillig in Lehen zu verwandeln.

Aber da zu Zeiten der innerlichen Unruhen, welche nach dem Tode Karls des Grofsen anfingen und sich immer vermehrten, in dem Staate und Zepter keine Sicherheit wider Gewalt und Raub war, so sah sich jeder gezwungen einen mächtigen Beschützer zu

gener Kriege und Bündnisse. Die Namen grofser Reiche zerfielen in eine Menge kleiner Tyrannen. Die Länder wurden mit

---

suchen, und opferte seine Unabhängigkeit der Erhaltung und Sicherheit auf, welches in etlichen Provinzen so allgemein wurde, dafs den Eigenthümern auch die Wahl nicht mehr frei blieb, und der Landesherr alle Güter, die ihm weder Dienste noch Taxen entrichteten, als seine hinwegnahm. Daher der Grundsatz: *Nulle terre sans seigneur.* Doch blieb in andern Provinzen, als *Languedoc, Catalonien, Roussillon* das Eigenthum länger in Ehren, als wo man erst im elften Jahrhundert von Lehen zu reden anfing. In den Niederlanden dauerten die Allodien noch länger, und in diesen findet man Beispiele, dafs zur nehmlichen Zeit, da alles nach Dienst und Schutze rannte, etliche Vasallen ihre Lehen zum Eigenthum gemacht haben. So ungleich machen Einsicht und Leidenschaft die Begriffe der Menschen von ihrem eignen Vortheile. Auch in Italien scheinet das Eigenthum länger in Ehren geblieben zu sein, und viele Briefe der Kaiser aus dem neunten Jahrhundert sind offenbar von Allodialbesitzen zu verstehen. Doch im elften finden wir schon Beispiele, dafs Allodien zu Lehen angetragen wurden. In der nehmlichen Zeit fing man an sich des Wortes *Feudum* zu bedienen, welches sowohl als *Allodium* Deutschen Ursprunges ist. An — Lot: durch Erbschaft erworben. Feo ein Lohn, Od ein Gut oder Land. In Deutschland ging das Lehensystem durch die nehmlichen Grade. Doch die Klugheit der Schwäbischen Kaiser vergönnte den Vasallen einen nur langsamen Anwuchs ihrer Macht. Konrad der Zweite, welcher 1024 zu regieren anfing, soll zuerst die Lehen auf Erben haben kommen lassen. Doch wurde dieses auch nach ihm noch nicht allgemein, und es finden sich späte Beispiele lebtägiger Lehen. Als eine besondere Gnade für aufserordentliche Dienste vergönnet ein Brief von 1201, dafs ein Lehen auch auf Weiber falle. Und in Deutschland sowohl als in Frankreich und Italien behielten auch viele Güter die Natur des Eigenthumes.

Schlössern und Kastellen angefüllet, nicht wider fremde Feinde, sondern wider Nachbarn, Mitbürger, die Seinigen. Das Volk, der nützlichste Theil des Staates, seufzte entweder in offenbarer Knechtschaft, oder ertrug ihre Plagen mit verschwiegenem Namen 9). Unschuld zu beschützen, Unrecht zu strafen, vermochten weder König noch Gesetze. Jenen erniedrigen, diese verachten, Schwächere unterdrücken, war Ehre. Den Gewaltsamkeiten gab die Zeit die Heiligkeit des Rechtes.

Bei so uneinstimmigen Gliedern konnte der Körper nie etwas Grofses aufserhalb wirken. Kein gemeinschaftlicher Vortheil versammelte, kein anerkannter Führer leitete sie. Vom siebenten bis zum elften Jahrhundert lesen wir nichts als kleine Krieglein

---

9) Dem Ackerbaue lagen damals dreierlei Leute ob:

1) *Servi*, deren Klasse die zahlreichste war. Der Herr hatte vollkommene Gewalt uber sie, und konnte sie, auch ohne andere Richter, am Leben strafen. Als, wiewohl spät, dieses Recht eingeschränkt wurde, so setzte man doch nur eine geringe Geldstrafe auf den Tod eines Leibeigenen. Die Gesetze selbst machten einen grofsen Unterschied zwischen den Strafen eines Freien und eines Knechtes. Jener zahlte, dieser litt am Leibe, und der leichteste Umstand unterwarf ihn der Folter. Die *Servi* hatten keine Ehen. Ihre Verbindungen hiefsen *contubernia*. Lange blieben sie auch ohne priesterliche Einsegnung, und als ihre Ehen endlich heilig wurden, so hingen sie doch immer unter grofser Strafe von der Verwilligung des Herrn ab. Ihm gehörten die Kinder zu. Er verhandelte seine Sklaven, einzeln, wenn sie vom Hausgesinde waren, haufenweise, mit dem Gute, welches sie baueten. Kleid und Speise war alles, was sie vom Herrn empfingen. Nichts eigenes, alles sein, und was er ihnen ja liefs, nahm er nach dem Tode, als Erbe. Ein

hier und dort eines Edelmannes, der Raub oder Rache suchte. Selten Völker, selten Heere, und wenn sie erscheinen, so ist es, ihr Unvermögen zu zeigen. Und obgleich Karl der Große durch Klugheit und Macht die zertrennten Glieder wieder vereinigte, und der Regierung eine Thätigkeit gab, welche seine Verrichtungen nicht nur unserer Aufmerksamkeit, sondern auch unserer Bewunderung würdig macht, so konnte doch diese, einem Lehenreiche unnatürliche Kraft nicht dauren, sondern fiel mit ihm dahin, und die verschiedenen Staaten, in welche sein Reich vertheilet ward, wurden aufs neue Scenen der Uneinigkeit und ihrer Übel.

Wie hätten bei so verwirrtem Zustande Künste und Wissen-

---

geschoren Haupt bezeichnete sie: denn lange Haare waren das Zeichen der Freiheit. Kein Zeugniſs eines Leibeigenen galt wider einen Freien.

2) *Villani.* Sie waren auch als ein Theil des Gutes angesehen, und gingen mit ihm von einem Herrn zum andern über. Doch zahlten sie nur eine gewisse Rente. Der Rest des Gewinstes war ihre.

3) Freie, die man *Arimannos* nannte, Leute, die neben ihrem eigenen kleinen Gute das Gut eines reichen Nachbars pachteten, und sich zu gewissen Diensten in der ländlichen Wirthschaft verbanden. Doch behielten sie die Vorrechte der Freiheit, und wurden auch zum Herrn berufen. So weit ging die Unterdrückung der Groſsen, daſs viele dieser Freien sich zu Leibeigenen übergaben, um nähern Schutz und Unterhalt zu erlangen, welches man *obnoxiatio* nannte. Am liebsten unterwarfen sie sich Äbten und Kirchen, um sich auch mit dem Namen eines Heiligen zu decken. Zur Zeit des Anfanges der Kapetinger war fast der ganze Pöbel in Frankreich und England leibeigen.

schaften blühen können, welche die Gewifsheit der Sicherheit und Ruhe erfordern? In weniger als hundert Jahren verschwanden alle Römischen Künste; nicht nur die, welche die Nahrung und Früchte der Pracht sind, sondern auch die, welche das Leben erträglich machen. Gelehrsamkeit, Geschmack waren vergessene Worte, oder wurden an das Verächtlichste verschwendet. Die Vornehmsten waren ohne Kunde der Buchstaben; die Gebeter der Mönche Wenigen verständlich, oder auch nur lesbar. Die Geschichte ward versäumt, oder durch Wunder unförmig. Die Gesetze selbst wichen einem unbestimmten und willkührlichen Gebrauche. Vierhundert Jahre verflossen stumm, ohne ein Buch, ohne eine Erfindung, deren sie sich zu rühmen hätten 10).

---

10) Viele Patente sind von Königen und Grofsen mit einem Kreuze unterzeichnet, *propter ignorationem litterarum*. *Herbaud*, ein Pfalzgraf und oberster Richter im neunten Jahrhundert, *Du Guesclin*, Konetabel von Frankreich, einer der gröfsten Mäuner des vierzehnten Jahrhunderts, konnten weder lesen noch schreiben. Bei Bischöfen, bei Äbten gleiche Unwissenheit; auf den Koncilien, vor den Augen aller. Wenn einer zum Priester aufgenommen wurde, só fragte man ihn, ob er die Evangelien und Episteln lesen, und buchstäblich erklären könne? Alfred klaget, dafs in seinem ganzen Reiche kein Pfaffe die Liturgie verstehe. Wozu, aufser den Sitten und politischen Umständen, auch die Seltenheit der Bücher beigetragen haben mag. Denn da nach der Eroberung Ägyptens durch die Sarazenen die Zufuhr des damals üblichen Papieres abgeschnitten ward, so blieb allein das zu theure Pergament zum Schreiben übrig. Oft wusch man alte Schriften, etwan eines Livius oder Tacitus heraus, um neue Legenden und Gebete darauf zu schreiben. Selten war ein Privatmann im Besitze eines Buches. Grofse Klöster hatten oft nicht mehr als Ein Missal. Lupus, Abt

Die Christliche Religion, so klar sie ist, wurde in so finstern Zeiten zum knechtischen Aberglauben. Die Barbarn veränderten in der Bekehrung nur den Gegenstand, nicht den Sinn des Götzendienstes. Sie brachten dem wahren Gotte andere Opfer für gleiche Missethaten. Anstatt der schweren Pflicht eines reinen Herzens erdachten sie den leichten Zwang äusserlicher Regeln und Ceremonien 11), der Majestät des Höchsten unwürdig, dem

zu Verrieres, bittet den Papst in einem Briefe von 855 ihm die Bücher des *Cicero de Oratore* und einen *Quintilian* zu leihen, deren wir, sagt er, kein vollständiges Exemplar in ganz Frankreich haben. Eine Abschrift der Homilien Haimons, des Bischofes von Halberstadt, zahlte die Gräfinn von Anjou mit 200 Schafen, fünf Vierteln Weizen, und eben so viel Roggen und Hirse. Als Ludwig der elfte die Werke des Rasis, eines Arabischen Naturlehrers, von den Parisischen Ärzten entlehnte, so mußte er eine gewisse Menge Silbergeschirres zum Pfande, und einen Edelmann zum Bürgen stellen. Wer einem Kloster ein Buch schenkte, der legte es auf den Altar als ein Opfer *zur Vergebung seiner Sünden*. In dem elften Jahrhundert ward das neue Papier erfunden, ein wichtiger Zeitpunkt in der Geschichte des menschlichen Verstandes, obgleich von Wenigen bemerket.

11) Der heilige Bischof Ägidius von Noyon redete im siebenten Jahrhundert zu seinen Zuhörern also: »Der ist ein guter Christ, der »öfters zur Kirche gehet, seine Gaben auf Gottes Altar legt, die »Früchte seines Fleißses unberührt läßt, bis er einen Theil dersel»ben Gott gewidmet; der sich bei herannahenden Kirchenfesten »der Keuschheit, auch mit seinem Weibe, befleißset, um mit reinem »Herzen vor Gottes Altar zu erscheinen. Errettet demnach eure »Seelen, da es noch Zeit ist. Gebt den Priestern Zehenten und »Geschenke, damit ihr einst am jüngsten Tage zum ewigen Richter »sagen könnet: Gieb uns, Herr! denn wir haben dir gegeben.« — Eine lange Beschreibung eines Christen, ohne ein Wort von Tugend!

menschlichen Verstande schimpflich 12). Die Anstalten und Bemühungen Karls des Grofsen in Frankreich und Alfreds in England vermochten wenig wider die Unwissenheit ihrer Zeiten, und die Finsternifs fiel aufs neue um so viel dichter auf die Reiche, als sie auf einen kurzen Schimmer folgte.

Selbst die Tugenden der Wildheit waren vergessen: Muth, Selbstachtung, Treue, Beständigkeit, Verachtung der Gefahren und des Todes. Alsdann ist ein Volk am lasterhaftesten, wenn es seine einfachen Sitten verlassen, und die feinern Gefühle des Anständigen noch nicht erreicht hat. In den Zeiten, von denen wir reden, scheinet es, man habe sich in Grausamkeit, Meineid und Rache, als in Tugenden, hervorzuthun, und den Ruhm in der Unglaublichkeit der Laster gesucht.

Doch es giebt ein Äufserstes im Sinken, wie im Steigen. Tiefer konnte die menschliche Natur nicht fallen, als sie im Anfange des elften Jahrhunderts gefallen war, und die Gesellschaft mufste sich entweder auflösen, oder gegen eine Verbesserung zurücke kehren. Von diesem Zeitpunkte an entdecken wir die Spuren sowohl naher als entfernter Ursachen, welche endlich Ordnung und

12) In etlichen Kirchen Frankreichs beging man ein Fest zum Gedächtnisse der Flucht nach Ägypten, welches man das Eselsfest nannte. Ein reich geschmücktes Mädchen mit einem Kinde auf den Armen wurde auf einen herrlich bedeckten Esel gerade vor den Altar geführet. Während der Messe fiel der abgerichtete Esel bei gewissen Zeichen auf die Knie, und zu Ende des Gottesdienstes, anstatt der gewöhnlichen Entlassungsworte, schrie der Priester dreimal wie ein Esel, und die Gemeinde antwortete ihm mit gleicher Stimme.

und Sitten zurücke gebracht haben. Wir werden sie nicht der Zeit nach, sondern nach ihrem Zusammenhange und Einflusse anführen, und die Grade der Dämmerung bemerken, durch welche wir, nach so tiefer Finsternifs, zum vollen Lichte übergegangen.

Der Geist der Kreuzzüge erweckte die Völker Europens zuerst aus dem langen Schlafe. Sitze berühmter Männer, Scenen grofser Vorfälle zu besuchen, ist natürliche Neugier, und war der erste Grund der alten abergläubischen Reisen nach dem heiligen Lande, denen Schwierigkeit und Länge das Ansehen eines Verdienstes und einer Aussöhnung gab, wozu damals noch ein anderer allgemeiner Irrthum kam: die tausend Johannitischen Jahre seien verflossen, und das Ende der Welt nahe 13). Viele jagte die Bestürzung aus ihrem Sitze, aus den Armen ihrer Weiber und Freunde, nach dem Lande, wo sie die Ankunft des Richters vermutheten. Die Kalifen, so lange sie Meister von Jerusalem gewesen waren, hätten den Zuflufs der Pilgrime als einen nützlichen Handel begünstigt, der ihnen Gold für Heiligthümer einbrachte. Aber da Syrien nunmehr von den Türken erobert war, so sahen sich die Pilgrime allen Arten des Schimpfes und der Drangsale ausgesetzt, durch deren vergröfserte Erzählung sie ihre Glaubensgenossen mit Zorn und Rachgier erfüllten 14).

---

13) In den Patenten des zehnten Jahrhunderts findet man häufig diese Anfangsworte: *Appropinquante mundi termino.*

14) Auch die Christlichen Einwohner Jerusalems und anderer Städte des Ostes zogen oft als Bettler umher, und klagten der Christenheit ihren jämmerlichen Zustand unter der Herrschaft der Ungläubigen. Im Jahr 986 schrieb Gerbert, Erzbischof von Ravenna (nachher

Die Stimme eines fanatischen Mönches, der mit einem Krucifixe in der Hand Europa durchlief, genügte die ganze Christenheit wider die Ungläubigen aufzutreiben. In alle Zuhörer fuhr der Unsinn Peters des Eremiten. Das volkreiche Koncil zu Piazenza (ihrer waren auf dreissigtausend) nannte seinen Rath eine himmlische Eingebung, und das noch zahlreichere zu Clermont rief beim ersten Vortrage: Zu den Waffen! der Wille Gottes! Die Seuche frass um sich, und steckte nicht nur den kriegerischen und zu jedem Wunderbaren geneigten Adel an, sondern auch Männer aus niedrigem und ruhigem Stande, Geistliche aller Orden, ja Weiber und Kinder 15). Sechs Millionen trugen das

Papst Sylvester II.) einen Brief an die ganze Christenheit im Namen der Stadt Jerusalem, um sie von ihrem Joche zu befreien. Etliche Pisaner rüsteten auch eine Flotte aus und fielen in Syrien ein, wo sich schon im Jahr 1010 die Furcht und Hoffnung eines allgemeinen Aufstandes der Christenheit verbreitete. So waren die Geister zubereitet, als Papst Urban II. alle Gläubigen zur Fahne des Kreuzes berief.

15) Die Freiheiten, welche Kirche und Krone den Kreuzfahrern ertheilten, waren sehr beträchtlich. Sie konnten keiner Schulden wegen belanget werden, so lange sie im heiligen Dienste blieben. Sie zahlten keine Zinse von den geborgten Geldern, keine Taxen. Sie konnten ihr Land, auch ohne den Willen des Lehnherrn, veräussern. Sie standen unter dem unmittelbaren Schutze des päpstlichen Stuhls, und wer ihnen Unrecht zufügte, verfiel in den Kirchenbann. Sie hatten alle Vorrechte der Geistlichen, und waren keinem weltlichen Richter unterwürfig. Sie erhielten allgemeinen Ablass aller Sünden. Bei so grossen Aufmunterungen wurde es endlich zur Schande sich des heiligen Krieges zu entschlagen. Die enthusiastischen Erzählungen der damaligen Geschichtschreiber sind das getreuste Gemählde des damals regierenden Geistes.

Zeichen des Kreuzes. Ganz Europa schien sich vom Grunde zu erheben, um auf Asien zu stürzen. Die Raserei ging nicht, wie bei Kranken, vorüber; zweihundert Jahre lang blieb Palästina der Gegenstand unseres Eifers, das Grab unserer Heere.

Der erste Anfall einer tollen Macht ist unwiderstehlich. Ein Theil von klein Asien, ganz Syrien und Palästina wurde den Ungläubigen entrissen, und die Fahne des Kreuzes wehete auf dem Berge Zion. Auch Konstantinopel, die Hauptstadt der Christen im Oste, ward ein Raub der Waffen, die Jesum an Mahomed rächen sollten. Fünfzig Jahre lang saſs ein Graf aus Flandern und seine Nachkommen auf dem Throne der Griechischen Kaiser. Aber so leicht die unerwartete Eroberung gewesen war, so schwer wurde die Behauptung eines fernen Reiches, von kriegerischen, eben so fanatischen Völkern umgeben, als ihre Überwinder. Das Ende des dreizehnten Jahrhunderts fand keine Christen mehr im Besitze Asiens, dessen Eroberung so viel Blut gekostet hatte; die einzige Unternehmung, zu welcher man jemals alle Kräfte Europens vereinigt gesehen, und das sonderbarste Denkmal menschlicher Thorheit, welche aber nützliche Folgen hatte, deren sich niemand versah. Der Sammelplatz der Heere war Italien, wo Venedig, Genua, Pisa und andere Städte sich auf Handel und Sitten zu legen anfingen. Und obgleich auf dem Landwege durch Dalmatien, an dessen Ufer man die Schiffe zu verlassen pflegte, die ärgste Art der Tyrannei alle öffentliche Tugend erstickt hatte, so blieb doch Konstantinopel, durch welches man den Weg nach Asien nahm, von den Barbarn noch unversehrt, die Zuflucht der alten Künste und Anmuth, mächtig auf dem

Meere, blühend an Manufakturen. Die Niederlage zwischen Europa und Ostindien, reich auch nach dem Verluste so vieler Provinzen, der Pracht ergeben, ja den Wissenschaften in Vergleich mit andern 16). Selbst von den Ungläubigen in Asien war zu lernen, wo das Beispiel und die Bemühungen der Kalifen die Gelehrsamkeit ausgebreitet hatten. Und waren gleich die Geschichtschreiber aufmerksamer auf alles, als auf das wichtigste, und nicht einmal fähig den Zustand, die Sitten der bekriegten Völker zu beschreiben, so erzählen sie doch von einem Saladin, von andern Mahometanischen Fürsten die edelsten Thaten. Es war genug, Sitten und Künste gesehen zu haben. Man erkannte seine Barbarei, empfing Unterricht und entsagte Vorurtheilen. Die Verknüpfung zwischen beiden Welttheilen dauerte lange.

---

16) Die Vergleichungen zwischen den damaligen Griechen und Abendländern kann man, ausser dem, was Chrysostomus von der Pracht und dem Geschmacke der Griechen seiner Zeit erzählet, aus den Geschichtschreibern beider Nationen anstellen, wenn sie die Ankunft der Kreuzheere in Konstantinopel beschreiben. Die Griechen reden von den Franken, als von Barbarn, Rohen und Wilden, mit Verachtung, deren harte Namen schon genug sind, sagt *Anna Comnena*, eine Geschichte zu verunstalten. Die Lateinischen Schriftsteller, unter welchen *Willermus*, Erzbischof von Tyr, der verständigste war, reden von der Hauptstadt im Oste mit einer Bewunderung, die wir, so sagen sie, unsern Landsleuten nicht mittheilen können, da die hiesigen Schönheiten alles, was wir bei uns sehen, zu weit übertreffen. Doch stimmen alle Abendländer in dem Lobe überein, welches sie den Italiänern geben, als den klügsten unter ihnen, als den fleissigsten, als den freiesten und gehorsamsten zugleich gegen Obere und Gesetze.

Die Zurückekommenden behielten auch im Vaterlande die Begriffe, die sie in der langen Abwesenheit gesammelt hatten. Die Pracht der Höfe stieg; feinere Belustigungen, höherer Sinn. So öffnete die tolleste Unternehmung des Aberglaubens eine Spalte, durch die der erste Strahl des Lichtes in die Dunkelheit drang.

Aber langsam äusserten sich diese heilsamen Wirkungen. Schneller wiesen sich andere. Der Adel, welcher das Kreuz nahm, hatte zu einem weiten Feldzuge, zur Pracht des Ranges, grosser Summen vonnöthen; und da die Natur der Lehen keine ausserordentlichen Auflagen zuliess, so verkauften sie um niedern Preis, als Leute, die grosse Güter in Asien zu erwerben hofften 17). Die Könige, die sich alle der ersten Kreuzzüge enthalten hatten, knüpften beträchtliche Länder mit geringen Kosten an die Krone. Grosse Lehen fielen ihnen heim, deren Träger ohne Erben im heiligen Lande geblieben waren. Ein grosser Theil des Reichthums und der Gewalt ging aus der Aristokratischen Schale in die Monarchische über. Die Abwesenheit so vieler unruhigen Grossen gab dem Ansehen des Königes Raum sich auszubreiten.

---

17) *Humbert II*, *Dauphin* von *Vienne* verkaufte mit Genehmhaltung des Königes einen Theil seines Landes. Er versprach seinem Adel neue Vorrechte, seinen Städten neue Freiheiten für gewisse Summen. Wer ihm nicht in den Krieg folgte, Laye oder Pfaffe, musste eine Beisteuer zahlen.

Ein grosser Theil seiner Einkünfte wurde auf den Unterhalt seiner Truppen verwendet, und erzwang von den Juden und Lampartischen Kaufleuten grosse Summen zum Behufe seiner Unternehmung. Bei seiner Rückkunft waren seine Schätze so erschöpft, dass er sich an den Juden durch neue Unterdrückungen erholen musste.

Und da die Kirche allen Anfall auf die Güter der Kreuzfahrer unter Drohung des Fluches verbot, so legten sich auch die innerlichen Fehden und Krieglein, und die Stille bereitete den Gerichten, der Ordnung den Weg.

Auch der Handel wuchs. Nachdem man die Gefahren des langen Weges durch Germanien und Ungarn an dem Beispiele des ersten Heeres unter Peter dem Eremiten und Godfried von Bouillon wahrgenommen, und die See dem Lande vorgezogen hatte, so gewannen Venedig, Genua, Pisa, welche Fahrzeuge liehen, nicht nur auf der Fracht, sondern auch auf den Nothwendigkeiten des Lebens und des Krieges, die sie lieferten, und wo das Heer zu Lande vorrückte, am Ufer nachführten. Dafür erhielten sie grosse Freiheiten in den neuen Besitzen der Christen in Asien, für sich und ihre Waaren; ganze Vorstädte, Strassen, Häuser, eigene Gerichte in Handelssachen. Die Venetianer, welche die Einnehmung Konstantinopels vorgeschlagen und befördert hatten, nahmen für sich den besten Gewinst: einen Theil des Peloponneses und die fruchtbarsten Inseln des Archipelagus. Der Byzantinische Handel zog sich nach den Städten Italiens, und der Reichthum gab ihnen Kräfte, auch zur Freiheit.

Denn die Barone hatten die Unterdrückung auf Dörfer und Städte, wie auf den Landmann, ausgedehnet. Jede stand unter dem Schutze und der willkührlichen Gerichtsbarkeit eines Grossen. Kein Vertrag, kein letzter Wille, keine Veräusserung des Eigenthumes, keine Wahl der Vormünder, keine Ehen ohne seine Verwilligung. Kein Vergleich eines angefangenen Rechtsstreites wurde gestattet, damit dem Richter der Nutzen des Urtheiles

nicht entginge. Dienste aller Arten, ohne Maſs. Den Fleiſs der Bürger ersticken, hieſs seinen Vortheil kennen.

Kaum aber hatte der Handel etliche Städte Italiens bereichert, so trat die Gährung in die Gemüther: »Was nütze Knechten der Reichthum, als neues Unglück auf sie zu ziehen? Durchstreiche man darum die Meere, einem frechen Gebieter neue Schätze zu bringen? Freiheit allein sei Eigenthum. Man müsse das Joch endlich abwerfen. Man müsse sich den Genuſs so schwer erworbener Güter durch Gesetze, durch eigene Rechte versichern. Man könne es, wenn man sich nur verbinde. Itzt sei die Zeit alles zu erhalten, da die entfernten Deutschen Kaiser in beständige Zwiste mit den Päpsten oder unruhigen Vasallen verwickelt, der Kleinen wenig achten, oder gar neue Hülfe von Freien und Reichen hoffen werden.« Vor dem Ende des letzten Kreuzzuges hatten alle beträchtlichen Städten Italiens die Freiheit theils selbst ergriffen, theils von freigebigen oder leichtsinnigen Herren zum Geschenk erhalten, theils von den Kaisern erhandelt, welche noch froh waren zu verkaufen, was man ihnen abzwingen konnte 18).

18) Nachdem die Italiänischen Städte die Freiheit in ihren Mauren eingeführt und befestigt hatten, so suchten sie auch auſser denselben Gebiete zu erwerben, wie sie ehemals unter den Römern als Municipalstädte gehabt hatten. Unter dem Vorwande dieses alten Rechtes fielen sie auf die Schlösser und Kastelle, mit welchen die Barone bis an ihre Thore vorgerückt waren, und knüpften sie an den gemeinen Sekel. Nach und nach wagten sie sich auch an entlegnere, zwangen die Edlen ihrem Stadtrathe Treue zu schwören, sich den bürgerlichen Auflagen zu unterwerfen, gemeiner Stadt

Ludwig der Dicke in Frankreich gab den Städten seines Gebietes gleiche Vorrechte, um dem Adel eine neue Macht entgegen zu stellen. Die frei gewordenen Bürger ordneten ihre Gerichte, ihre Auflagen, wählten ihre Stadtmiliz, ernannten ihre Befehlshaber, und schickten sie auf den Ruf des Königs zu Felde. Auch die Grofsen folgten dem Beispiele des Monarchen, ob es gleich ihrer Staatskunst zuwider, ihrer Gewalt verderblich war. Aber, erschöpft durch grofsen Aufwand für die Kreuzfahrten, ergriffen

---

wider alle Feinde beizustehen und wenigstens einen Theil des Jahres in ihren Mauren zu wohnen. Andere, auch Geistliche von hohem Range, reizte die Sicherheit und das Wachsthum der Städte freiwillig zu suchen, was man jenen aufgedrungen hatte. Otto von Freisingen meldet in dem Leben Friedrichs des ersten, der Marchese von Montferrat sei fast der einzige in Italien, der sich den Gesetzen keiner Bürgerschaft unterworfen habe. Die Städte, zuvor leer, oder von niederm Pöbel bewohnt, wurden itzt mit grofsen Häusern und mächtigen Bürgern angefüllt. Auch lebt noch heute der Adel nirgends so häufig in Städten, als in Italien. Aber fast in jeder derselben hatten die Kaiser, als Könige Italiens, ihre Paläste, und das Recht, beim Durchzuge ihre Truppen in die Häuser der Bürger zu verlegen, welches neuer Freiheit gefährlich schien. Einige suchten und erhielten die Versicherung von den Kaisern, sich aufser ihren Mauren aufzuhalten, andere die Erlaubnifs die alten Paläste niederzureifsen, und neue in den Vorstädten aufzubauen. Aber Friedrich der erste, welcher die Folgen dieser Eingriffe mit Ungeduld sah, wollte sein Ansehen mit Gewalt behaupten. Die freien Städte Italiens verbanden sich wider ihn, und nach einem wechselhaften Kriege bestätigte ihnen der Kostnitzer Friede 1183 alle alten Vorrechte und Freiheiten. Vor dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts hatten sich die meisten der Oberherrschaft des Reiches völlig entzogen, und zu unabhängigen Republiken aufgeworfen.

griffen sie begierig den Verkauf der Freiheitsbriefe, und zogen gegenwärtige Hülfe fernen Folgen vor. Zweihundert Jahre vertrieben die Knechtschaft fast aus allen Städten Frankreichs 19).

19) Lange vor dem zwölften Jahrhundert, dem Zeitpunkt der freien Städte in Frankreich, findet man schon Entlassungsbriefe, durch welche aber nur die Leibeigenschaft und einige niedrige, schimpfliche Dienste aufgehoben, gewisse Taxen bestimmt wurden. Ein Schritt zur Freiheit, welche doch die Französischen Städte nie so vollkommen erlangten, als die Italiänischen. Jene blieben immer Unterthanen des Königs oder der Baronen, von denen sie ihre *Chartres de Communauté* erhalten hatten, und da jedes Vorrecht, welches sie nun erhielten, eine Neuerung war, so sind diese Briefe die zuverläſsigsten Denkmahle der alten Knechtschaft. Es lohnet die Mühe, diejenigen Gesetze zu bemerken, welche in Ansehung der Sicherheit und des Eigenthumes eingeführt wurden.

Zur Sicherheit war die eidliche Verbindung der Bürger, aller für einen, stärker, als der Schutz eines Edelmanns für alle. Niemand konnte in der Stadt wohnen, ohne sich zu gemeinschaftlicher Vertheidigung zu verpflichten. Die Städte hatten das Recht der Waffen, ihre Feinde zu bekriegen, ihre Urtheile zu vollstrecken. Die Geldstrafen der Missethäter (das Verderben der Gesellschaft) wurden in Leibesstrafen verwandelt. Anstatt des Zweikampfes kam Untersuchung und Zeugniſs. Wer sich von jemanden eines Argen versah, der konnte ihn mit einem Eide zwingen ihm Sicherheit zu stellen, welches damals so wohlgefiel, daſs es allgemein wurde.

Zum Eigenthume gehören die Unterpfande, die der Käufer bis zur Zahlung geben muſste. Wo kein Pfand war, und der Schuldner widerspänstig oder unvermögend wurde, da konnte der Gläubiger aus eigener Macht feste Hand auf sein Gut legen: ein gewaltsames Recht, welches länger gewähret, als man vermuthen sollte. Die Verordnung, die den Parisischen Bürgern diese Macht verstattet, ist von 1134; diejenige, die den Befehl der Obrigkeit er-

fodert, erst von 1361. Vielleicht hatte die Gewohnheit den Fehler schon vorher verbessert. Denn nicht immer sind die Gesetze Quellen neuer Gebräuche, oft auch Wirkungen der alten. Die Richter verfuhren in diesen Vorfällen mit Ordnung und Billigkeit. Erstlich griff man die fahrende Habe an; wenn diese nicht hinreichte, die liegende. Auch jene mit einigem Mitleiden. Betten, Kleider, Handwerksgeräthe konnten einem Bürger nicht entrissen werden, noch einem Edelmanne Waffen, Pferd und Falk, sein liebstes nach dem Leben; es sei denn dafs er sonst nichts hatte. Niemand wurde Bürger, ohne ein Haus, ein Gut zu haben, woran man sich halten konnte. Es scheinet, dafs in verschiedenen Städten die ganze Bürgerschaft für jeden einzelnen haftete. Alle Händel wurden von selbstgewählten Richtern nach gleichen Gesetzen entschieden. Die Abgaben, welche die Stadt dem Landesherrn lieferte, waren im Freibriefe unveränderlich bestimmet, ja auch die Art der Sammlung und der Beitrag eines jeden.

Diefs sind die Anfangszüge der Gesetze und Verordnungen, die man im zwölften und dreizehnten Jahrhundert unter dem allgemeinen Namen der Freiheiten begriff. So waren zuvor Unrecht und Knechtschaft verbunden gewesen. Wenn die Städte dem Landesherrn den Eid der Treue schwuren, so foderten sie einen Gegeneid für die Handhabung ihrer Freiheiten, auch wohl adelige Bürgen, die sich verbanden, im Falle einer Kränkung sich so lange gefänglich zu stellen, bis dem Unfuge abgeholfen würde. Die Glieder des Rathes waren den Gesetzen eben sowohl unterworfen, als die Bürger, und diese fanden nun Recht, auch wider ihre Obern. Wie verhafst dem Adel diese Neuerungen waren, bezeugen nicht nur die Worte Guiberts, Abtes von Noyon, welcher sie abscheuliche, wider Gesetz und Ordnung laufende Erfindungen nennt; sondern auch die beiderseitigen Bemühungen, sowohl der Grofsen, insonderheit der Bischöfe, die Freiheiten der Städte einzuschränken, als auch der Bürger, sie bei jeder Gelegenheit, insonderheit eines erledigten Stuhles, wieder zu erobern und auszubreiten.

den Grund ihrer jetzigen Verfassung und ihrer Macht 20). In allen Lehnreichen Europens, in Spanien, England, Schottland, lebte der erstorbene Name freier Bürger wieder auf 21).

---

20) Die alten Deutschen hatten keine Städte. Sie wohnten zerstreut, wie ihnen ein Bach, eine Wiese gefiel. Hin und wieder häufiger, nie neben einander. In Mauern schienen sie sich Knechte, sie umstürzen hielten sie für Befreiung. Zwar hatten die Römer verschiedene Städte am Rheine gebauet: aber von da bis zum Belte findet man schwerlich vor dem neunten Jahrhundert einen Ort, der den Namen einer Stadt verdienet. Karl der Große legte zwei Erzbisthümer und neue Bisthümer in Deutschland an, deren Anzahl seine Nachfolger vermehrten, und welche damals für Städte gerechnet wurden. Aber Heinrich der Vogler im zehnten Jahrhundert ist der wahre Stifter derselben, als der sie wider die Hunnen mit Mauren und Thürmen umgab, jeden neunten Mann aus dem Felde dahin versetzte, und ihnen den dritten Theil aller Früchte zuführen ließ. Sie wurden nun die Sitze der Koncile, der Gerichte. Die im eilften Jahrhundert häufig losgelassenen Leibeigenen zogen dahin. Die Paläste der Kaiser, die Entdeckung der Erzgruben, gaben neuen Städten Ursprung, denen nichts mehr fehlte, als Freiheit. Denn in den kaiserlichen Städten sprachen die Graven, oder *Missi* das Recht, in den fürstlichen ihre Beamten. Endlich lernten sie die Freiheit von den Italiänischen. Friedrich der erste vermehrte und unterstützte sie, als eine Hülfe wider die Großen. Im dreizehnten Jahrhundert fingen sie an, Bündnisse zur Vertheidigung und sicherem Geleite wider die Unordnungen des Faustrechtes zu machen. Sie wurden der Sitz der Ordnung und Sicherheit. Damals waren sie von dreierlei Leuten bewohnt: von Edeln, Bürgern und Handwerkern, die noch Knechte waren, aber unter Heinrich dem fünften im zwölften Jahrhundert frei wurden. In Deutschland gelangten die Städte langsamer als in Frankreich zur Freiheit, aber zu einer vollkommneren, indem sie unmittelbare Glieder des Reiches wurden.

21) Die Spanischen Geschichtschreiber haben von der Aufnahme ihrer

Endlich sah man wieder Gesetze, Ordnung, Gerechtigkeit, Verbindung. So fest verknüpfte sich der Begriff der Freiheit mit dem Namen der Städte, dass es einem Leibeigenen genug war, ein Jahr lang unabgefordert in irgend einer Stadt verweilt zu haben, um ein Freier, ein Mitglied derselben zu werden. Man lief nicht mehr zu den Grossen um Schutz, nach Kastellen um Sicherheit. Verschanzte Städte, in Waffen geübte Bürger, die Eid und Vortheil verband, boten bequemere Zuflucht an. Der Adel ward minder geachtet, sobald sich andere Hülfe zeigte.

Der König fand nunmehr einen Körper geübter, bereiter und beständiger Truppen zu seinem Dienste, anstatt des auf kurze Zeit zusammen gerafften Volkes, welches ihm zuvor die Barone späte zuführten, öfters abschlugen. Und da ihr Ungehorsam oder Geiz ihm auch das Geld zum öffentlichen Dienste zuweilen ab-

---

Städte wenig aufgezeichnet. Nur wissen wir, dass im Jahre 1350 achtzehn Städte Sitz und Stimme auf dem *Cortez* in Kastilien hatten. In Aragon scheinen sie sich noch geschwinder empor geschwungen zu haben. Denn 1158 hatten die Bürger von Saragossa schon politische Freiheit, und standen mit dem Adel der zweiten Klasse in gleichem Range. In England wurden die meisten Städte erst nach der Eroberung der Normänner, und nach dem Muster der Französischen, mit Freiheit geziert; doch hatten etliche sie auch schon unter den Sachsen erhalten, denen ihre Rechte itzt nur bestätigt wurden. Sie waren im zwölften Jahrhundert noch in geringem Ansehen, und London hatte nicht mehr als 40000 Einwohner, so viel auch Fitzstephen von seiner Grösse spricht, der es nur mit andern Städten Englands verglichen zu haben scheint. Dass die Städte in Schottland den Französischen an Einrichtung ähnlich waren, erhellt aus den *Legibus Burgonum*.

geschnitten, immer sparsam vorgezählt hatte, so fand er nun bei den Städten, als Urheber und Bürge ihrer Freiheit, Willen und Vermögen.

Sicherheit gebar Fleifs, dieser Handel, Handel Reichthum, und dieser Pracht und Wollust, anfangs roh und unförmig, endlich fein und anständig. Die Städte wurden volkreich, neue Bande der Verknüpfung, neue Geschäfte, daher auch neue Verordnungen, und was noch neuer war, Beobachtung derselben.

Es war ein Grundsatz des Lehnsystems, dafs ein Freier sich keinem Gesetze, keiner Auflage unterwarf, als die er selbst gebilligt hatte. Die Aftervasallen versammelten sich hierzu bei ihren Lehnsherren, die Kronvasallen im Parlamente, auf Reichstagen. Die Städte hatte man bisher im Staate für nichts gefühlet: aber sobald sie freie Körper wurden, so begehrten sie Stimme unter den Ständen, das edelste Vorrecht der Freiheit. Dieser Forderung gaben ihre Schätze Nachdruck, glückliche Umstände begünstigten sie. In England beriefen die Feinde Heinrichs des dritten die Städte zum Parlamente (1265), um für Freunde des Volkes gehalten zu werden. Philipp der Schöne verstärkte durch ihre Zulassung zu den Ständen sein Ansehen wider die Grofsen 22).

22) Nach der Zulassung der Städte zu den Reichsversammlungen wies sich in Frankreich ein herrlicher Eifer nach Freiheit. Die Bündnisse der Städte mit dem Adel wurden der einreifsenden Gewalt der Könige entgegengesetzt, und diese begegneten nun dem Volke mit Freundlichkeit, ja mit Ehrerbietung. Während der Gefangenschaft des Königs Johannes machten die (1355) versammelten Stände (die aus achthundert Mitgliedern bestanden, deren vierhundert städtische Gesandte waren, und wo der Bischof von Laon, und Marcel, der

In Deutschland fühlten sie ihr eigen Gewicht, begehrten und erhielten (1293) eine besondere Bank auf dem Reichstage.

Nun hatte das Volk einen Fürsprecher, und eine neue Macht trat zwischen den König und die Grofsen, bei welcher beide Beistand suchten, und ihn wider Ungerechtigkeit fanden. Die Gesetze flossen aus neuen Quellen nach einem neuen Ziele. Man entdeckte, dafs sie zum Glücke der Völker dienen sollten, und fing an in Statuten von einem allgemeinen Besten zu reden. Fast jeder Schritt zur Linderung der Härte, zur Einschränkung des Stolzes, zur Erweiterung bürgerlicher Rechte, war ein Werk dieses neuen Körpers in den Staaten.

Zuletzt ergofs sich die Freiheit auch auf die Felder, wo bisher der Ackersmann, an den Boden geheftet, als ein Theil des Gutes im Handel, im Eigenthume gewesen war. Auch die Loslassung war noch immer fruchtlos geblieben, wenn sie nicht, als eine Verminderung des Lehens, von der ganzen Reihe der Oberlehensherren, bis zum Könige hinauf, bestätigt worden war. Leibeigenes Hausgesinde konnte frei werden; der Bauer sah kein Ende seiner Knechtschaft.

Itzt hoffte der Landmann auch eine Änderung für sich; der

Vorsteher der Pariser Kaufleute, die Geschäfteten regierten) solche Verordnungen, die mehr einem freien Staate, als einem Lehnreiche zukommen. Dieses geschah lange zuvor, ehe das Unterhaus in England einiges Gewicht erlangte. Denn gleichwie das Lehnsystem in Frankreich schneller als in England zu seiner Reife gelanget war, so fiel es auch eher; nur dafs die Bemühungen des Volkes nach Freiheit in diesem glückten, in jenem fruchtlos blieben.

König versprach sich von solcher neuen Zuwachs für seine Gewalt, der Adel neuen Gewinst. Endlich erklang die Stimme der Menschlichkeit vom Throne Frankreichs: »Jedermann, sagten Ludwig der zehnte und Philipp sein Bruder, ist von Natur frei geboren, und als wir Franken heissen, sollen wir es auch sein.« So wie in Italien die Republiken zunahmen, und der Handel Gleichheit einführte, so wurden auch ihre Prädialsklaven losgelassen. In einigen Provinzen Deutschlands erhielten sie Freiheit, in andern Linderung. In England verschwand auch ohne Gesetz der Name, der Begriff der Knechtschaft 23).

Die ehmals blossen Werkzeuge wurden also zu nützlichen Gliedern des Staates. Der Ackersmann baute nun um Recht die Erde fleissiger, als vorhin aus Zwange, und sie belohnte ihn

23) In den Loslassungsbriefen der Leibeigenen wurde das Recht sie zu verkaufen aufgehoben, sie wurden zu Herren ihres Vermögens (vor und nach dem Tode) gemacht, ihre Dienste und Abgaben festgesetzt, und ihnen die Wahl der Ehen überlassen. Der Religion sind wir eine so menschliche Veränderung schuldig, obgleich die Leibeigenschaft lange neben ihr bestanden hatte. Die meisten Loslassungsbriefe von Ludwig dem zehnten führen die Worte: Zur Ehre Gottes, zum Heil der Seele. Sie wurden auf dem Sterbebette als gute Werke verordnet, oder bei glücklichen Vorfällen als Dankopfer. Die Handlung selbst geschah in der Kirche. Der Leibeigene ging dreimal mit einer brennenden Kerze um den Altar herum; fasste die Ecke desselben, und so wurde die Formel über ihn ausgesprochen. Eine Zeitlang dauerte das Recht sich durch Annehmung eines geistlichen Ordens frei zu machen. Doch der Missbrauch desselben wirkte bald seine Abschaffung. Aber der nehmliche Religionsgeist verleitete zu der nehmlichen Zeit hinwieder andere, ihre Freiheit auf-

reichlicher. Ärnte, Heerde, Gewinst war nun sein. Raum für Hoffnung, auch für Ehrbegierde, wo Gaben waren.

Es blieb übrig die Gerichte zu verbessern, von deren erster Art wir nichts gewisses angeben können, als ihre allgemeine Verwirrung. Wenig Ansehen bei den Richtern, jeder sein eigener. Nach Gesetzen, im Namen der Gesellschaft zu urtheilen, andern zur Warnung zu strafen, dazu fehlte der Verstand, öfter der Wille, noch öfter die Gewalt. Eigene Rache war die Form und das Maſs der Strafen in Missethaten. Kein Kläger trat auf, als der Beleidigte. Aberglaube vermehrte die Unordnung, und verbannte vollends die schwache Vernunft. Die Gerechtigkeit aus diesem Schlamme zu ziehen, brauchte die Staatskunst Jahrhunderte

zuopfern, und wo ihnen ein Heiliger gefiel, sich seiner Kirche zum Dienste zu übergeben. Diese sogenannten *Oblati* waren von dreierlei Art: 1) Vasallen, die sich nur in ihren Schutz begaben, und zu ihrer Vertheidigung verbanden. 2) *Censuales*, die ihr eine jährliche Rente und gewisse Dienste leisteten. 3) *Ministeriales* oder Leibeigene im engsten Verstande, die zeitlichen Spott für ewigen Ruhm suchten. So lange das Lehnrecht in seiner Stärke blieb, so war die Loslassung selten, durch Gesetze eingeschränkt, als ein Missbrauch. Nach der Verordnung Ludwigs des zehnten wollten viele Leibeigenen die Freiheit nicht annehmen, so niederträchtig hatte sie die Gewohnheit des Joches gemacht. Unter den Englischen Statuten ist keines der Verordnung Ludwigs des zehnten gleich. Und ob es zwar scheinet, die Regierungsform habe allda persönliche Freiheit frühe begünstigt, so finden wir doch noch Spuren der Knechtschaft bis unter Heinrich dem achten und seiner Tochter Elisabeth.

derte. Drei Hauptschritte brachten sie wieder auf sichern Grund.

Der erste war die Abschaffung der Privatkriege. Rachgier und Freundschaft sind dem Menschen angeboren. Jene fühlt er nicht nur für sich, sondern für alle, an die ihn Blut, Wahl oder Ehre knüpfet. Auch Wilde verbinden sich für jeden der Ihren. Die Rache einem andern überlassen, halten sie für Zagheit, Schranken der Genugthuung erkennen, für Schimpf.

Diess war die alte Art der Germanier, der Barbarn in ihren Wäldern, wo sie, in kleinen Gesellschaften, bei allgemeiner Gleichheit minder gefährlich war. Aber auch nun, in grossen Reichen, bei neuer Einrichtung, ungleich getheilter Macht, öfteren und schwereren Beleidigungen, verfuhren sie auf gleiche Weise, und die Mächtigen hielten auf ihr altes Vorrecht. Die Gerichte waren weder sicher noch billig genug, um sich das Zutrauen der Uneinigen zu erwerben. Hitzig in den Zänken, fand man gewisseres und schnelleres Recht im Schwerte. Alle Verwandten auf beiden Seiten nahmen Theil am Streite. Die Sache eines Blutsfreundes verlassen, war nicht nur schimpflich, sondern auch strafbar. Das Übel schlug so tiefe Wurzel, dass man endlich den Fehden Form und Ordnung vorschrieb, als um einem natürlichen Rechte seinen Lauf zu bestimmen.

Zwar hatte Karl der Grosse den Einfluss dieses Missbrauches auf die königliche Gewalt gefühlt, und ihn nachdrücklich verboten. Aber was vermochte das Leben Eines Mannes wider uralte Gewohnheit? Seine schwachen Nachfolger brauchten Scheinmittel. Kein Krieg hiess gesetzmässig, als nach förmlicher

Ausforderung der Verwandten und Anhänger des Gegners. Vierzig Tage mufsten nach der Beleidigung verstreichen. Keine Privatwaffen durften geführt werden, sobald der König wider einen allgemeinen Feind zu Felde lag. Auch die Kirche drohete den Fluch. Sie führte Offenbarungen und Erscheinungen an, damals stärker als Gründe. Doch erhielt sie nichts, als kurzen Stillestand für Tage, der Andacht gewidmet. Der Adel verwarf oder verdrehte die Verbote. Noch im vierzehnten Jahrhunderte finden wir Beispiele dieser Kriege in Frankreich und andern Ländern, wo der Mifsbrauch endlich keinem ausdrücklichen Gesetze, sondern dem langsamen Wachsthume des königlichen Ansehens und sanfterer Sitten wich, nicht abgeschnitten ward, sondern erlöschte 24).

---

24) Die Selbstrache, deren Gebrauch die Barbarn in die neueroberten Reiche mit sich übergetragen hatten, war ein Vorrecht des Adels. Händel der Leibeigenen, der Städtebürger, der Freien von niederm Range, unter sich oder mit Edeln, gehörte vor die Gerichte. Die Zwiste des Adels schlichtete das Schwert. Selbst die hohe Geistlichkeit bestellte Männer von hohem Range und Rufe zu Advokaten, Vidamen oder Vögten, ihre Fehden zu führen. Auch Bischöfe und Äbte stellten sich bisweilen an die Spitze ihrer Vasallen. Rechtmäfsige Ursachen des Krieges waren: Gewalt, Schimpf, Missethaten, die wir itzt mit dem Tode bestrafen. Auch geringeres Unrecht genügte. Alle Zeugen des Vorfalles mufsten Theil am Kriege nehmen, und die Verwandten in den Graden, in denen die Ehe verboten war; auch die Vasallen, als ein Theil der Familie.

Einen so tief eingewurzelten Mifsbrauch auszurotten kostete viele Gesetze, lange Zeit. Erstlich versuchte man es, durch Bestimmung gewisser Geldsummen die Genugthuung für jedes Unrecht

Das zweite Mittel die Ordnung wieder herzustellen, war die Abschaffung des gerichtlichen Zweikampfes, welcher bisher in zweifelhaften Fällen die letzte Zuflucht unwissender Richter gewesen war. Bei einem rohen Volke, wo Lesen und Schreiben Gelehrsamkeit hiefs, geschahen fast alle Verträge mündlich, schwer zu erweisen, leicht zu läugnen. Die Natur des rechtlichen Beweises, seine Grade, die Vergleichung widersprechender

leichter zu machen. Karl der Grofse befahl unter schwerer Strafe dem Beleidiger die Bufse zu zahlen, dem Beleidigten, sich damit zu begnügen. Allein das Gesetz kam zu frühe für seine Zeit, und nach seinem Tode stieg die Unordnung höher als vorhin: gewöhnliche Wirkung einer schwachen Regierung nach einer strengen. Zu Ende des zehnten Jahrhunderts riefen die Bischöfe Frankreichs die Religion zu Hülfe, den öffentlichen Frieden zu befestigen. Als die Verbote in den Kirchspielen, das Ansehen der allgemeinen Versammlungen, die Eide auf den Gräbern und Leichnamen der Heiligen unkräftig blieben, so griff man zu übernatürlichen Dingen. Ein Engel erschien einem Bischofe von Aquitanien, und übergab ihm einen Brief vom Himmel, in welchem die Fehden verboten wurden. Er wirkte einen siebenjährigen Stillstand, und die Unterlassung der Kriege an hohen Festen, und vom Donnerstage jeder Woche bis auf den folgenden Montag, als die Zeit, die der Heiland am Kreuze, im Grabe, in der Auferstehung zugebracht, welches man den Gottesfrieden nannte, dessen Gebrauch auch die Nachbarn annahmen, die Päpste verordneten. Zu Ende des zwölften Jahrhunderts gab eine neue Offenbarung eines Zimmermannes in Guienne den zu Puy versammelten Baronen und Prälaten Gelegenheit, sich zur Handhabung des Landfriedens zu verbinden, welches man die Brüderschaft Gottes hiefs. Philipp August, oder, welches wahrscheinlicher ist, Ludwig der Heilige, machte die Verordnung, dafs keine Fehde eher anfangen sollte, als vierzig Tage nach der Beleidigung.

Zeugen und Umstände waren zu schwere und mühsame Kenntnisse. Wo nicht Überzeugung war, da liefs man zum Eide. Der einreifsenden Menge falscher Schwüre setzte man Feierlichkeiten der Religion, Schrecken des Aberglaubens entgegen, deren Eindruck die Wiederholung schwächte. Hierauf erfand man das Mittel der Mitschwörer oder Compurgatoren, da der Beklagte eine gewisse Anzahl freier Leute, seiner Nachbarn oder Verwandten,

---

Diefs nannte man den Königsfrieden, welcher der Kühlung des Zornes und der Vermittelung der Freunde Raum gab. Philipp der Schöne befahl, (1296) dafs alle Fehden aufhören sollten, sobald er wider einen Feind des Staates auszöge. Diese beiden Gesetze wurden, als nützlich, von Philipps Nachfolgern wiederholt, von den Nachbarn eingeführt. Bald aber schrien die Edlen über Kränkung ihrer Rechte, und zwangen die Könige zu neuen Gestattungen. Der Verspruch des sichern Geleites ward zu einer neuen Art von Frieden, da man sich auf gewisse Zeit, oder auf immer, freiwillig, oder auf Befehl eines Obern, versprach alle Feindseligkeiten zu unterlassen. Auch Vasallen ertheilten ihren Lehnsherren zuweilen solche Sicherheit. Eine Erfindung, welche aus den Städten herrührte. Auch traten zuweilen die Edeln einer Gegend zusammen, und ordneten Schiedsrichter an. Bis endlich Karl der sechste (1413) mit völliger königlicher Gewalt alle Privatkriege verbot, und alle Streitigkeiten den Gerichten unterwarf. Noch nach ihm geschah ein gleiches Verbot in *Dauphiné* (1451) unter Ludwig dem elften. So langsam erwuchs zu einem Gesetze, was der erste Grund der Gesellschaft ist.

In England scheinen die Sachsen das nehmliche Recht eingeführt zu haben. Die Gesetze eines Ina, Edmund, Eduard, gleichen den Verordnungen der Französischen Könige ihrer Zeit. Doch ward Eduards Gesetz vom Königsfrieden deutlicher und wirksamer, als in Frankreich. Nach der Eroberung waren die Fehden in England sel-

je nach der Wichtigkeit der Sache (in etlichen Fällen bis auf dreihundert) stellen mufste, welche eidlich erhärten mufsten, dafs sie seine Aussage für wahr hielten. Da es aber eine Ehrensache war, seinen Obern oder Blutsfreund in keinem Falle zu verlassen, so konnte auch der Meineid auf Anhang zählen. Die Unbilligkeit der Urtheile wurde so offenbar, dafs endlich die Probe des Eides den allgemeinen Unwillen erregte.

Die Klugheit selbiger Zeit wufste nichts sichreres an ihre Stelle zu setzen, als die so genannten Gerichte Gottes. Unver-

---

tener als in irgend einem Reiche. Ob dieses der von Wilhelmen angenommenen Macht und eingeführten Gerechtigkeit, oder den Sitten der Normänner zuzuschreiben sei, welche in ihrem Lande die Fehden nicht gekannt hatten, ist ungewifs. Das letztere scheinet aus einer Verordnung des Königs Johannes zu erhellen, wenn sie nicht unächt, oder auf Unwahrheit gegründet ist.

In Kastilien und Aragon wütete die Selbstrache unter einem hitzigen und mächtigen Adel weit stärker. Erst 1519 brachte Karl der fünfte das Werk der öffentlichen Ruhe zu Stande. Italien hatte ungefähr gleiches Schicksal mit Frankreich.

In Deutschland war das Übel gröfser und trauriger als irgendwo, da bei den beständigen Zwisten der Kaiser mit den Päpsten der Adel, ja die Städte unabhängig und eigensinnig wurden. Man entlehnte von Frankreich den Gottesfrieden ohne Nutzen. Kaiser Wilhelm verbot 1255 alle Fehden, und sie dauerten fort. Die Bünde der Edlen und Städte, welche unter dem Namen des Rheinischen, des Schwäbischen und anderer kleinerer bekannt wurden, führten nach und nach vom zwölften bis zum funfzehnten Jahrhundert Frieden und Ordnung ein. Im Jahre 1495 war die kaiserliche Gewalt im Stande den Landfrieden zu einem Gesetze zu machen, und das Kammergericht zu endlicher Entscheidung aller Händel unter den Reichsgliedern aufzurichten.

letzt den Arm in siedendes Wasser stecken, ein glühendes Eisen in bloſsen Händen tragen, barfuſs auf Scheermessern gehen, den Gegner im Zweikampfe überwinden, waren Proben der Unschuld, bei deren Ablegung der Allmächtige zum unpartheiischen Richter angerufen, die Unternehmer durch priesterliche Einsegnung vorbereitet wurden. Eigenthum, Ehre, Leben wurden also Preise des Zufalles, der Stärke, der List. Die Mährchen von den Wundern der Heiligen, der einzige Unterricht, den die Jugend von Mönchen empfing, beredeten das Volk, daſs Gott auch der geringsten Vorfälle wegen den Lauf der Natur, die Gesetze der Ordnung breche: um wie viel mehr in wichtigen Dingen, zum Richter aufgerufen?

Doch die Probe des Zweikampfes verdunkelte bald die übrigen alle, als einem kriegerischen Adel angenehmer. Die Wasserprobe, die Feuerprobe wurde Niedrigen überlassen. Man freute sich der Erfindung, als des höchsten Punktes menschlicher Klugheit. Wo die Gesetze unverständlich waren, bestimmte man ihren Sinn durch Zweikampf. Auch Zeugen, welche keinen Theil am Streite hatten, behaupteten ihre Aussage mit dem Schwerte. Selbst den Richter zwang ein hingeworfener Handschuh von seinem Stuhle in den Kampfplatz zu steigen. Geistliche, Weiber, Minderjährige, Alte, stellten Kämpfer an ihre Stelle, die aus Liebe oder um Lohn fochten. In allen Reichen Europens waren die Vorfälle des Zweikampfes, durch Gesetze bestimmt, von Erfahrnen erklärt, die einzige Wissenschaft des Adels.

So wurde die Gerechtigkeit aus ihrem Sitze vertrieben, die Faust edler als Verstand und Tugend, und die Gerichte, der Zaum der Frechheit, vermehrten sie.

Ein so fest gegründetes Gebäude zu stürzen waren die Blitze des Geistlichen Armes unvermögend; der Weltliche untergrub es langsam, bis es einfiel. Heinrich der erste in England verbot den Zweikampf in Geldsachen unter einer gewissen Summe. Ludwig der siebente folgte ihm in Frankreich. Die Verordnung Ludwigs des heiligen, eines zu grofsen Gesetzgebers für seine Zeit, durch welche er die Rechtsuntersuchung einführen wollte, fand keinen Gehorsam, als in seinen Domänen, und bei wenig Vasallen. Der Adel behielt das alte Recht für sich, und erzwang auch Bestätigungen desselben. Doch siegte zuletzt die Standhaftigkeit der Könige. Alte Meinungen auszurotten vermögen keine schnellen Verbote, sondern neue Meinungen, durch Umstände oder Klugheit eingeführt. Nach und nach wurden die gerichtlichen Kämpfe seltener, hörten auf, erschienen wieder, und die erlöschende Gewohnheit warf ihre letzten Funken noch im sechzehnten Jahrhunderte 25).

25) Im Jahre 775 entstand ein Streit zwischen dem Bischofe von Paris und dem Abte von Saint Denis über das Eigenthum einer Abtei. Bei der Schwierigkeit der Sache wurde eine Kreuzprobe verordnet. Jede Partei stellte einen Mann, welcher während der Messe mit ausgereckten Armen vor dem Kreuze stehen mufste. Der Mann des Bischofes ward am ersten müde, veränderte die Stellung, und verlor den Streit. Die Feuer- und Wasserprobe scheinet in den Gerichten noch älter als der Zweikampf gewesen zu sein. Zwar meldet Paterkulus, dafs bei den alten Germaniern alle Rechtshändel durch das Schwert geschlichtet worden. Aber nachdem die Barbarn Sitte und Glauben verändert, so hatte sich der Aberglaube noch über die Wildheit geschwungen.

Von den Gerichten der Barone hatte man bisher keine Zuflucht zu einem höhern Stuhle gehabt. In vielen Reichen des Alterthumes sehen wir Beispiele unruhiger Grofsen; aber nie hatten sie sich der höchsten Gerichte so vollkommen angemafset, als im mittlern Alter; welches aus der alten Verfassung herkam, da

---

Aus einem alten Schwedischen Gesetze erhellet, dafs der Zweikampf ursprünglich nur wegen Beschimpfung erlaubt wurde, und sich erst langsam auf Verbrechen und Eigenthum ausgedehnet habe. Die Worte des Gesetzes lauten ungefähr also: »Sagt ein Mann zum »andern: du bist nicht ein Mann, wie andere Männer! — und der »andere spricht: ich bin ein Mann, so gut als du! — Lafst sie »einander finden auf dem Heerwege. — Kömmt der erste, und der »andere bleibt aus, so halte man ihn für schlechter, als er genen»net worden. — Kömmt der andere, und der erste bleibt aus, so »mag er ihn rufen dreimal, und ein Zeichen auf die Erde machen, »und er soll für unehrlich gehalten werden.» —

Kriegerische Völker sind gegen alle Vorwürfe der Zagheit sehr empfindlich. Die Gesetze der Salier und Longobarden bestimmten eine eigene Strafe für jedes Schimpfwort, und was wir in unsern Zeiten für hohe Fühlung der Ehre halten, sind nichts als Reste der rohen Denkart unserer Ahnen. Wie weit endlich der Mifsbrauch des Zweikampfes gegangen, kann man aus beiden folgenden Beispielen schliefsen. Im zehnten Jahrhunderte entstand die Frage: ob die Enkel, deren Vater schon gestorben, mit ihren Oheimen zugleich an dem Vermögen des Grofsvaters erben sollten. Kaiser Otto überliefs die Entscheidung einem Kampfe. Der Ritter der Enkel überwand, und es wurde zum Gesetze, dafs sie ihren Vater vorstellten.

In Spanien stritt man im elften Jahrhunderte darüber, ob die Muzarabische oder Römische Liturgie Gott angenehmer sei. Der Adel schlug die Entscheidung durch das Schwert vor. Der Muzara-

da gar keine Gerichte gewesen waren. In den neuen Sitzen äufserte sich der Unfug dieses Mangels. Die Schiedsrichter waren ein schwaches Mittel, als welche nicht zwingen, nur bereden konnten. Man fühlte die Nothwendigkeit der Gewalt, und die Gewohnheit des Gehorsams trug den Baronen das Richteramt auf. Jeder führte seine Leute zu Felde, und sprach ihnen Recht

---

hier siegte. Aber da die Königinn und der Erzbischof von Toledo auf der Seite des Papstes waren, so wurden die beiden Liturgien einer zweiten Probe unterworfen. Beide warf man in das Feuer. Auch hier triumphirte die unverletzte Musarabische über die Asche der Römischen. So viel Gewalt und Kunst wandten aber die Königinn und der Erzbischof an, dafs die alte Form dennoch nur in gewissen Kirchen beibehalten wurde.

Jedem war im mittleren Alter vergönnet das Recht zu wählen, nach welchem er leben wollte, das Römische, Longobardische, oder jedes andere. Aber Kaiser Otto befahl, dafs jedermann, welches Rechts er sich auch bediene, den Gesetzen des Zweikampfes unterworfen sein solle.

Der Zweikampf verdunkelte alle andere gerichtliche Proben: denn auch gegen Patente und Zeugen konnte man mit dem Schwerte auftreten, ihre Falschheit zu behaupten. Desto allgemeiner wurde diese Form, und kein Theil des Rechtes ist fleifsiger und umständlicher ausgeführet, als dieser. Selbst die Kirche vergafs ihren Abscheu vor dem Blute, und übergab ihre Streitsachen dem Schwerte ihrer Ritter. Kaiser Heinrich der erste meldet, dafs er sich, in Zusammensetzung seiner Verordnung über den Zweikampf, des Rathes vieler frommen Bischöfe bedienet habe.

Das letzte Beispiel eines gerichtlichen Kampfes in Frankreich fällt in das Jahr 1547. In England öffneten sich die Schranken noch in den Jahren 1631 und 1638. Aber die Zurüstungen blieben durch die Vermittelung Karls des ersten ohne Folge.

in seiner Halle. Da aber die Widerspänstigkeit der Verurtheilten Mühe, zuweilen Gefahr mit dem Richteramte verknüpfte, so foderte man auch die Belohnung derselben in Sporteln, die man eben so genau bestimmte, als die Geldbuſse oder den Abtrag, damals die gemeinste Art der Genugthuung, die die Urtheile auferlegten.

Ehre und Vortheil trieb also die Barone, keine andern Richter in ihren Gränzen zu dulden. Der Gewinst von den Urtheilen wurde ein neuer Theil des Einkommens, bei Manchen das Ganze. Um so eifriger suchten sie sich des Vorrechtes zu versichern. Sie zwangen den König seinen Richtern den Eintritt in ihre Gränzen zu verbieten. Und wenn je die Königsrichter, deren Gewalt nunmehr in die Domänen eingeschränkt war, aus Irrthum oder zum Versuche diese Gränzen überschritten, so konnte der Baron nicht nur seine Leute ihrer Hand entreiſsen, sondern auch Genugthuung für den Schimpf begehren. So zerfiel jedes Lehnreich in eine Menge unabhängiger Gerichtsstühle, deren jeder seine besondere Form und Gebräuche hatte, und die sich tägliche Eingriffe thaten: Verzögerungen der Gerechtigkeit. Die Bande der kleinen Gesellschaften wurden stark und enge, die Bande der groſsen schwach oder aufgelöset.

Die Könige wählten auch hier langsame Klugheit vor plötzlichem Anfalle. Zuerst entriſs man den Schwächeren die Entscheidung einiger der wichtigsten Fälle, und besänftigte zugleich die Mächtigen durch neue Bestätigungen unumschränkter Macht. Doch hörte das Volk einen höhern Richter nennen. Man versuchte es mit Appellen, anfangs nur wegen versagten Rechtes,

ohne grosses Widerstand; nach und nach auch ungerechte Urtheile zu verbessern, welches empfindlicher fiel. Die Könige gaben nach, wenn die Vasallen sich verbanden, fuhren im Plane fort, wenn sie getrennt und schwach waren. Die Appelle wurden gemeiner, da der Zweikampf seltener ward. Denn an dem Urtheile des Himmels zu zweifeln, wäre Ruchlosigkeit gewesen. Die Hofgerichte, welche bisher im Lande herumgezogen waren, wurden an Zeit und Stelle gebunden, mit wackern Männern besetzt; man gab ihnen Ansehen, ihren Versammlungen Pomp, ihren Urtheilen das Verdienst der Billigkeit und Gleichheit. Sie wurden die Zuflucht, das Vertrauen des Volkes, und die Könige durch dieses dritte Mittel die Vorsteher der Gerechtigkeit. Die Gerichte der Barone fielen in einigen Reichen in Verachtung und Abgang, in andern wurden sie öffentlich abgeschafft, in andern eingeschränkt 26).

26) Die Bestimmung des Abtrages geschah Anfangs durch Vergleich. Die Friesischen Gesetze rathen dem Beleidiger sich abzufinden, so gut er könne. Man fand hierauf gröſsere Billigkeit bei den Schiedsrichtern, denen aber die Macht fehlte, ihre Urtheile zu erfullen. Diese ward endlich Richtern gegeben, und der Preis jeder Beleidigung an Leib oder Ehre mit einer oft scharfsinnigen, oft lächerlichen Genauigkeit festgesetzt. Für den Schutz, den der Richter der Unschuld verlieh, empfing er ein *fredum*, welches in gemeinen Fällen der dritte Theil des Abtrages war. Dafur muſste er die eine Partei zwingen zu geben, die andere sich zu begnügen. Ein Grundsatz, dessen Spuren wir noch in einem Aragonischen Gesetze von 1564 finden, kraft dessen keinem zum Tode Verdammten das Leben geschenkt werden kann, es sei denn mit Einwilligung des Beleidigten. Übrigens scheinen die Barbarn, sobald sie sich der Römischen

Zu dieser Verbesserung trug das kanonische Recht nicht wenig bei, welches zwar auf Einer Seite als eine politische Anlage

Provinzen bemeistert, Gerichte bestellet zu haben, jeder in seinem Eigenthume. Auch mit dem Lehnbesitze war die Gerichtsbarkeit ursprünglich verbunden; in wie weit, ist ungewiſs. Doch hatten sich die Mächtigen schon im zehnten Jahrhundert des endlichen Ausspruches in hohen und niedern Gerichten angemaſset. Sogar in England, wo doch die Normännischen Könige die Gewalt der Barone mehr als in andern Reichen zurückhielten, wurden Pfalzgrafschaften errichtet, in deren Bezirk den Königsrichtern zu treten verboten war; aus welchem allen unerträgliche Unordnung entsprang. Die Könige suchten ihr durch verschiedene Mittel und stufenweise abzuhelfen. Unter Karl dem Groſsen übten die *Duces*, *Comites* und *Missi regii* (die beiden ersten waren beständige und seſshafte die letzten auſserordentliche und streifende Richter) theils eine gleiche Gewalt mit den Baronen, theils eine höhere. Aber ihr Ansehen fiel unter den folgenden schwachen Regierungen. Die *Juges des exempts*, in welchen Ludwig der sechste die *Missos dominicos* wieder herstellen wollte, wurden nicht geduldet. Der Appell wegen versagten Rechtes war der erste Schritt zur Erneuerung der richterlichen Gewalt der Könige, da viele kleine Edelleute nicht einmal im Stande waren ihre Gerichte zu besetzen. Hierauf wurden auch von Urtheilen der Mächtigen Appelle verursacht, welche die Königsrichter immer begierig annahmen. Die erste rohe Form der Appelle beweiset, wie sehr man sich ihnen widersetzt habe. Die unterdrückte Parte lief, als verfolget, zum Palaste des Königs, und rief ihn mit groſsem Geschrei um Hülfe an. Doch die Abschaffung des gerichtlichen Zweikampfes begünstigte die Vermehrung der Appelle so sehr, daſs endlich fast alle wichtigen Streitsachen vor die königlichen Gerichte gebracht wurden. Vor Alters richteten die Monarchen selber, entweder allein, oder in schweren Dingen mit ihrem Hofgerichte. Karl der Groſse hörte beim Ankleiden die Parteien an, und Ludwig der heilige setzte sich öfters im Walde von

der Päpste erscheinet, durch die sie zu der übermäſsigen Macht gelanget, welche endlich alle Thronen erschüttert, und der Frei-

---

Vincennes in den Schatten einer Eiche, und lieſs alle vor sich, die Klagen hatten. Bei der endlich übermäſsigen Menge der Rechtshändel wurden zu Ende des zwölften Jahrhunderts *Baillifs* oder Amtleute ernannt, die den alten *Comitibus* einigermaſsen glichen, und ihr Ansehn je länger je weiter auszubreiten suchten. In dem Lehnrechte war ein sehr alter Unterschied zwischen der hohen und niedern Gerichtsbarkeit. Dieser wurde zu einer Quelle täglicher Vorwände die Gewalt der Barone zu schmählern. Endlich, da zuvor das Hofgericht mit dem Könige im Lande umhergezogen und allein an groſsen Festen gehalten worden war, setzte Philipp August 1305 das Parlament zu Paris feste, und hieſs es den gröſsten Theil des Jahres offen stehn. Andere wurden in verschiedenen Provinzen aufgerichtet. Doch widersetzten sich die Mächtigen lange und heftig dem Ansehen der Parlamente, und tödteten öfters, oder beraubten ihrer Güter diejenigen, die von ihren Urtheilen an diese Gerichte gehen wollten.

In England war die Landesgerichtsbarkeit der Barone eben so alt und uumschränkt. Wilhelm der Eroberer stellte ein beständiges Gericht in der Halle seines Palastes an, aus welchem die heutigen vier Gerichte entsprangen. Heinrich der zweite theilte sein Reich in sechs Bezirke, und schickte streifende Richter zu gewissen Zeiten. Die nächsten Monarchen nach ihm ernannten die Friedensrichter. Die Vorrechte der Pfalsgrafen wurden gemindert oder aufgehoben, und das ganze Richteramt fiel endlich in die Hände des Königs und derer, die ihn vorstellen.

Um uns nicht in das Labyrinth der Deutschen Gesetze und Gerichte zu vertiefen, begnügen wir uns mit der Anmerkung, daſs die Gewalt des Reichshofrathes und des Kammergerichtes gleichen Miſsbräuchen der Privatgerichte, und gleichen Bemühungen der Kaiser ihren Ursprung zu danken habe.

heit aller Völker gedrohet hat, auf der andern aber als eine nützliche Sammlung heilsamer Gesetze für das Eigenthum, die Verträge und Rechte der Privaten. Die Barbarn, als sie das Christenthum annahmen, trugen auf die schon mächtige Klerisei alle die blinde Ehrfurcht über, an die sie gegen ihre Götzenpriester gewohnt waren. Ihr Amt, ihre Person war gleich heilig. Welcher Schwachheit sich diese bedienten, alle weltliche Gerichtsbarkeit abzuwerfen, und unter künstlichen Vorwänden eine Menge gemeiner Personen und Händel vor ihren Gerichtsstuhl zu ziehen.

Die Geistlichen, die einzigen Verwahrer der Wissenschaft ihrer Zeit, hatten aus den übergebliebenen Schriften der alten Rechtsgelehrten ein Gesetzbuch zusammengetragen. Dieses gab ihren Urtheilen Gewifsheit und Gleichförmigkeit. Bann und Fluch gab ihnen auch Nachdruck.

Von solchen Gerichten abzuhangen, die dem Schwerte nichts, den Gesetzen alles geben, wurde nun als eine Gnade gesucht und vergönnet. Auch konnte man hier durch mehrere Instanzen bis zum Haupte der Kirche steigen, und ein Irrthum war nicht unersetzlich. Viele kanonische Grundsätze wurden auch in weltlichen Gerichten angenommen, um ihr Ansehen bei dem nun klügern Volke zu erhalten 27).

---

27) Wann eigentlich die Geistlichkeit angefangen sich der Gerichtsbarkeit der Laien zu entziehen, ist schwer zu bestimmen. In dem ersten und reinesten Alter der Kirche wufste man nichts von solcher Ausnahme. Die Klerisei warf dieses Joch nicht plötzlich, sondern langsam ab. Karl der Grofse vermahnte seine Richter (796) die Verwalter der Güter einer Kirche zu Mans nicht vor öffent-

Die Römischen Gesetze sind das edelste Denkmal eines Volkes, welches die Welt zu bezwingen und zu regieren bestimmt war. Aber bei den Barbarn waren sie schon lange, als unverständlich und unbrauchbar, vergessen. Durch ungefähren Zufall fand man gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts eine Abschrift der Pandekten in Italien. Schon waren die Geister durch lange Ge-

liches Gericht zu ziehen, sondern die Sache still und gütlich beizulegen. Diese Begünstigung erweiterte sich durch den Ehrgeiz der Pfaffen und die Blindheit der Laien so sehr, dass es jenen endlich ein leichtes war, unter verschiedenen Vorwänden jeden Laien und jede Rechtssache dem geistlichen Stuhle zuzueignen. So übel gegründet auch diese Mifsbräuche gewesen sein mögen, so war doch ihre Rechtslehre immer weit vernünftiger, als die Rechtslehre der Laien. Nie scheinen sie die Gesetze der Barbarn angenommen, immer die Römischen beibehalten zu haben, in so fern sie noch im Gedächtnisse, in der Theodosianischen Sammlung, in andern Büchern übrig waren. Denn da jedem sein Recht zu wählen erlaubt war, (welches in wichtigen Verträgen allemal festgesetzt wurde) so war es der Gebrauch, dafs jeder, der in einen Orden trat, seinem vorigen Rechte entsagte, und das Römische annahm.

Frühe im neunten Jahrhundert fing man an, die kanonischen Gesetze in einen Körper zu sammeln, zweihundert Jahre eher, als man daran dachte die Landesgebräuche und Ordnungen zusammen zu lesen. Die Geistlichen, welche nach geschriebenen Gesetzen richteten, hatten die Probe des Zweikampfes in Abscheu, und alle Schritte der Laien, ihre Gerichte zu verbessern, waren Entlehnungen aus dem kanonischen Rechte, welches oft als ein Verdienst und eine Empfehlung der neuen Gesetze angeführt wurde. So ward es zu einem Vorrechte von geistlichen Gerichten abzuhangen, welches wir oben unter den Vortheilen begriffen gesehen, durch welche man das Volk zu den Kreuzzügen lockte.

sellschaft und Vermischung der Geschäfte subereitet, den Werth dieses Schatses su erkennen. Noch unfähig die Schönheiten der Redner und Dichter, die tiefen Wahrheiten der Weltweisheit zu fühlen, freuten sie sich dennoch einer Lehre, welche allen Vorfällen des Vortheiles mit Billigkeit und Deutlichkeit begegnete. Man fiel mit Eifer auf die neue Wissenschaft, und in kurzer Zeit hatte sie öffentliche Lehrer in den meisten Theilen Europens.

Den Geist der Ordnung, welcher aus dieser Kenntniſs entsprang, fühlten auch die alten Gesetse. Noch vor Ende des zwölften Jahrhunderts wurde das Lehnrecht in ein System gebracht, das kanonische vermehrt und methodischer eingerichtet, die ungewissen Gebräuche der Provinzen und Länder gesammelt und in Ordnung gesetzt. Bei einigen wurde das Römische dem unvollkommenen Landrechte als eine Ergänzung zugegeben, bei andern vermischte es sich unvermerkt mit den eigenen Gesetzen; aller Orten gewann es Einfluſs oder Macht 28).

Hieraus

28) Im Jahr 1137 wurden die Pandekten zu Amalfi gefunden. Wenig Jahre darauf ward Irnevius, ein Deutscher, schon öffentlicher Lehrer derselben in Bologna, von wannen sie sich nach allen Theilen Europens ergossen, und zu einem Theile des Akademischen Unterrichtes wurden. Im Jahre 1150 wurden die Lehngesetze von zwei Mailändern zusammengetragen. Gratian erneuerte fast zur nehmlichen Zeit das kanonische Gesetzbuch. Daſs die *Assises* von Jerusalem schon vorher (1099) in einen Körper erwachsen, ist besondern Ursachen zuzuschreiben. Denn eine Pflanzstadt, in welcher sich so verschiedene Nationen vermengten, konnte ohne gewisse Statute nicht bestehen. Aber was die Europäer damals im Oste thaten, hatten sie im Vaterlande noch versäumt. In England fing

Hieraus entstand ein neuer Stand im gemeinen Wesen, wo zuvor, als bei Barbarn, nur einer in Ehre war, die Waffen. Da war weder Unterricht, noch Ergetzung, als in diesen; die Geschäfte des Friedens wenig und einfach. Das Richteramt des Adels erforderte keine Kenntnisse, als etwan einiger alten Gebräuche und der Regeln des Zweikampfes, ihn anzuordnen, seine Vorfälle, seinen Ausgang zu entscheiden.

Als aber die Rechte zu einer Wissenschaft erwuchsen, so enthielt sich der stolze und träge Adel der Gerichte, wo ihn Unwissenheit lächerlich machte, Schwierigkeiten ermüdeten. Die Führung, die Entscheidung der Prozesse wurde einem neuen Orden aufgetragen, welcher die Zuflucht, das Orakel des Volkes, mit Würden, Gewalt und Ehrenzeichen gezieret wurde, die zuvor allein der Preis des Schwertes gewesen waren. Es öffnete sich ein neuer Weg zu Reichthum und Ansehen, und die Verdienste des Friedens erschienen in ihrem Range 29).

Glanville erst im Jahr 1181 an, die Gebräuche und Statuten der Britten zu verbinden. *Pierre de Fontaine* und *Beaumanoir* machten die ersten Sammlungen provinzialischer Rechte unter Ludwig dem heiligen. Dieser König befahl ein gleiches Werk in seinen Domänen, und Karl der siebente 1453 in allen Provinzen des Reiches. Der Sachsen- und Schwabenspiegel, die Gesetzbücher der Deutschen, fallen in die Zeiten Friedrichs des ersten im zwölften Jahrhundert.

29) Die Auferziehung des Adels war allein kriegerisch, und so waren auch die jugendlichen Übungen Königs Franz des ersten gewesen, welchen hernach eigene Vernunft und Geschmack zum Vater der Wissenschaften gemacht haben. Die hohen Geistlichen wollten noch

Unterdessen hatte sich der Rittergeist im Adel eingeschlichen, eine Erfindung, ausschweifend für jede andere Zeit, nützlich für die ihrige und die folgenden. Recht und Schwachheit fanden, wie wir oben gesehen, keinen Schutz, als hin und wieder in der Grofsmuth Einzelner. Da sich ein Theil des Adels zur Vertheidigung der Pilgrime im heiligen Lande waffnete, so erklärte sich der andere zum Retter der Unschuld zu Hause; welches endlich die Beschäftigung des ganzen Ordens wurde, als durch den Verlust Asiens die fernen Züge aufgehört hatten. Frechheit bestrafen, Unterdrückte befreien, Keuschheit, Waisen, Priester beschützen, Gerechtigkeit, Menschenliebe, Religionseifer, ohne welchen damals nichts grofses geschah, wurden die Tugenden der irrenden Ritter, ihre Abenteuer der Stoff der Romane. Lange Prüfung, grofse Feierlichkeiten bei der Aufnahme, gaben der Würde Ansehen; der öffentliche Dank setzte Ritter über Könige, welche es nicht verschmäheten dazu geschlagen zu werden.

Sogleich wurden die Kriege gelinder, die Sitten feiner, das

---

immer mehr für Edelleute, als für Hirten der Gemeine gelten. Sie legten sich auf die nehmlichen Künste, und wider alle Verordnungen der Päpste und Koncile trugen sie Waffen, zogen zu Felde, und fochten an der Spitze ihrer Schaaren. Ritterschaft war lange Zeit eine Würde gewesen, zu deren Vorrechten man weder durch Rang noch Geburt hatte gelangen können. Die sich aber nun in der Wissenschaft der Rechte hervorthaten, wurden zu gleicher Ehre mit den Tapfern erhoben, und die Namen *miles justitiae, miles litteratus* wurden gemein. Gewissen Graden in den Gerichten ward die Ehre der Ritterschaft angeheftet, und die Beeiferung nach Ehre entzündete alle Gemüther mit Fleifse.

Unrecht seltener, der Ritterorden eine Schule der Wahrheit, der Treue, der Ehre, die man aufs äufserste trieb. Die Begierde nach Ruhm trieb zwar einige zu den ungereimtesten Unternehmungen, aber sie pflanzte allen edle Gesinnungen ein. Das Lächerliche dieses Gebrauches haben viele eingesehen, seinen Nutzen wenige. Menschlichkeit im Kriege, Höflichkeit im Umgange, Empfindlichkeit in der Ehre, die drei Hauptcharakter unserer neuern Sitten, sind wir grofsentheils dem Einflusse des Rittergeistes schuldig, welcher sich vom zwölften bis in das funfzehnte Jahrhundert am meisten äufserte. Ja, die Begriffe blieben, nachdem der Orden schon gefallen war. Franz der erste wollte im Kriege durch Tapferkeit, im Frieden durch Pracht, ein vollkommener Ritter heifsen, und der Wetteifer trieb seinen stillen und klugen Gegner bisweilen zur nehmlichen Rolle.

Den Abenteuern der Ritter glichen einigermafsen die ersten Unternehmungen des menschlichen Verstandes, als er wieder auflebte. Freilich hatten die Römer zur Zeit ihres Falles den reinen Geschmack verloren, welcher die Werke ihrer Ahnen zu Mustern des wahren Schönen für alle Zeiten macht: doch liebten sie noch Witz und Künste, welche auf Barbaren so wenig Eindruck machten, dafs sie sie als unnütz verachteten, und es für Fleifs hielten, ihre Denkmahle zu zerstören. Die Verwirrung des Regimentes hatte lange Zeit allen Fortgang des Verstandes gehindert. Als aber zu Anfange des zwölften Jahrhunderts Freiheit, Sicherheit und Ruhe eingeführt wurden, so entdeckte der Mensch neue Kräfte in sich, und fing an Beschäftigungen zu lieben, deren er vorher unfähig gewesen war.

Doch verfehlte er den rechten Weg. Denn bei allen Völkern pflegt die Einbildung sich eher als das Urtheil zu entwickeln, und Homere gehen vor Sokraten voraus. Unsere Väter fielen auf einmal mitten in das Labyrinth metaphysischer Spitzfindigkeiten. Sie hatten den Christlichen Glauben angenommen, aber nicht mehr den reinen. Eine eitle Philosophie hatte schon seine Geheimnisse zu erklären, leere Fragen aufzuwerfen und zu beantworten unternommen. Eine scholastische und vorwitzige Theologie war die erste Übung der erwachten Geister. Die Griechen im Oste, die Araber in Spanien und Afrika, deren jene die Religion, diese die Weltweisheit durch müfsigen Scharfsinn verunstaltet hatten, waren ihre Lehrer in beiden. Das Exempel verführte sie zu mühsamer Thorheit, da die Natur sie zu angenehmen Künsten rief.

Nie hatte wahre Weisheit so viel Elfer bei den Menschen gefunden, als damals diese ekelhafte Wahnlehre. Jeder Hauptkirche, fast jedem Kloster wurden Schulen angeknüpfet. Kollegien, Universitäten wurden zu Körpern, die eigene Gesetze, eigene Gerichte hatten. Plane eines ordentlichen Unterrichtes, Vorrechte für Lehrer und Schüler, Titel und Grade zum Lohne des Fleifses wurden erfunden. Man erhielt Hochachtung beim Volke, Vorzug beim Fürsten. Es entstand ein Zuflufs zu Schulen, als einer neuen Thüre zur Ehre.

Eines verhinderte den Nutzen dieser Bemühungen allgemein zu werden. Die Europäischen Sprachen waren noch barbarisch, ohne Zierde, ohne Stärke, ja ohne Deutlichkeit. Der Befehl der Kirche hatte die Lateinische Sprache der Religion gewidmet; Ge-

wohnheit machte sie der Gelehrsamkeit eigen. Im zwölften, im dreizehnten Jahrhundert keine Bücher, als Lateinische. Jede andere Sprache schien die Wissenschaften zu entheiligen. Der Tempel der Weisheit war einem kleinen Haufen geöffnet, der Menge verschlossen.

Aber obgleich den Fortgang des menschlichen Verstandes so viel Umschweife hinderten, so viel Schwierigkeiten einschränkten, so gewöhnte er sich doch an Fleifs und Übung, und, welches der vornehmste Nutzen der Wissenschaften ist, sie erweichten die Sitten 30).

---

30) Die spitzfindigen Griechen, welche im Oriente den Wissenschaften noch oblagen, da sie im Weste schon lange vergessen waren, hätten sich gänzlich auf theologische Zänke gelegt, und viele Uneinigkeiten, mit denen sich unsere Priester noch heute beschäftigen, sind ein Theil des Erbes, welches uns die Griechen hinterlassen haben.

Da die Araber, nach der Befestigung ihres Reiches im Oste, die Schriften der alten Griechen und Römer zu durchspüren anfingen, so schien der reine und weise Geschmack ihrer Dichter und Redner einem Volke von so heifser Einbildungskraft zu kalt und trocken. Doch fühlten sie den Werth ihrer Philosophen: denn die Wahrheit ist dem Einflusse der Zeiten und Sitten nicht unterworfen. Homere wurden versäumt, aber sie übersetzten die Schriften der Weltweisen in ihre Sprache, und fielen mit der gröfsten Hitze auf Geometrie, Astronomie, Arzeneikunst, Logik und Metaphysik. In den drei ersten trugen sie nicht wenig zur Erweiterung bei. In den beiden letzten nahmen sie den Aristoteles zum Führer, und machten durch übertriebenes Klügeln seine ohnehin schon spitzfindige Philosophie gar kindisch und unverständlich. Die Schulen des Ostes waren in grofsem Rufe, zu welchem auch die Spanischen gelangten. Viele

Zu diesem allem kam endlich noch die Ausbreitung des Handels. Wilde Völker haben weder überflüſsige Dinge zu entbehren, noch Bedürfnisse zu ersetzen, und kennen ihre Nachbarn kaum anders als durch Kriege. Auch war die erste Wirkung des Einfalles der Barbarn diese, daſs die unter der Römischen Macht verbundenen Reiche in so viel einzelne Staaten zerfielen, zwischen welchen alle Verknüpfung aufhörte, da die Meere unsicher, die

---

Gelehrte des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts waren Arabische Zöglinge, und die ersten Begriffe der Aristotelischen Philosophie wurden aus Übersetzungen der Arabischen Übersetzung geschöpft: eine neue Knechtschaft, die der Wahrheit fast eben so hinderlich war, als Unwissenheit.

Die Errichtung der Kollegien und Universitäten ist ein wichtiger Zeitpunkt in der Geschichte der Wissenschaften. Denn der Unterricht in den Schulen der Kirchen und Klöster war bisher bloſs auf die Sprachlehre eingeschränkt gewesen. Aber nun ernannte man in jenen öffentliche Lehrer für alle Theile der Wissenschaften. Von den Akademischen Graden in der Pariser Universität (welche die übrigen fast alle zum Muster genommen) geschieht die erste, wiewohl dunkle Meldung auf das Jahr 1215. Im Jahr 1231 waren sie schon völlig festgesetzt. In wie hoher Achtung diese Würden standen, beweiset der Vorzugsstreit, den die Doktoren öfters mit den Rittern hatten, denen sie als *Chevaliers de Lectures* und *Milites Clerici* gleich zu sein behaupteten. Die Anzahl der Lernenden wurde so groſs, daſs im Jahr 1262 zehntausend Jünglinge sich allein in Bologna der Rechte beflissen. In Oxford waren im Jahr 1340 dreiſsigtausend Schüler versammelt, und im nehmlichen Jahrhunderte gaben in Paris zehntausend Graduirte ihre Stimme über eine Frage, welche der hohen Schule vorgelegt wurde. Ein starker Beweis des neuen Fleiſses, obgleich freilich damals wenig andere hohe Schulen in Europa waren.

Seehafen verdächtig, jede Reise, auch nur von Einer Provinz zur andern, wegen geduldeter Räubereien und Unterdrückungen der Grofsen gefährlich war. An seinen Sitz geheftet, vergafs man sogar die Namen fremder Völker 31).

Zwar Italien war immer in einiger Verknüpfung mit dem Oste geblieben, und hatte seinen Geschmack an feinen Bequem-

---

31) Als im zehnten Jahrhundert Gr. Burchard nahe bei Paris ein Kloster stiften wollte, so begab er sich nach *Clugny* in Burgund, und bat den Abt, einen sehr heiligen Mann, ihm seine Mönche in das neue Kloster zuzuführen. Ich hoffe, sprach er, du wirst meine so lange und mühsame Reise in ein so entferntes Land nicht vergeblich sein lassen. Doch ihm versagte der Abt seine Bitte, da es ihm unmöglich wäre die Ermüdungen eines so weiten Weges in ein unbekanntes und fremdes Land zu ertragen.

Im zwölften Jahrhundert sollten die Mönche von *Ferrieres* bei *Sens*, und die zu *Tournay* in Flandern eines Geschäftes wegen in Unterhandlung treten. Aber beiderseits wufste niemand wo *Sens* oder *Tournay* lag. Sie schickten von beiden Klöstern Boten aus, einander aufzusuchen, und nach langer Irre geschah die Entdeckung von ungefähr.

Die älteste Landcharte des mittlern Alters, in einer Chronik von *Saint Denys* stellet die damals bekannten drei Welttheile also vor, dafs sich Jerusalem in der Mitte des Erdkreises befindet, welchem Alexandria und Nazareth gleich nahe liegen.

Die allgemeine Gastfreiheit ist immer ein Zeichen eines unbesuchten Landes. Im mittlern Alter war sie nicht nur eine Tugend, sondern auch durch die Gesetze geboten. Wer einen Reisenden zu beherbergen abschlug, zahlte bei den Burgundiern eine Geldbufse; bei den Slaven beraubte man ihn seiner Güter und verbrannte sein Haus. Bei Andern war der Diebstahl erlaubt, wenn er in der Absicht geschah, einen Gast zu bewirthen. Sobald die Landstrafsen

lichkeiten beibehalten; doch sein Handel durchkroch nur einige anstoſsende Provinzen. Die Kreuzzüge vermischten zuerst die Völker Europens unter sich und mit andern. Und obgleich Eroberung, nicht Handel, der eigentliche Endzweck des Unternehmens

volkreicher wurden, so fiel die alte Tugend, und ward ein Zweig des Handels.

Noch stärkere Beweise lassen sich aus andern Gesetzen ziehen. Die Landesherren wandten alle Mittel an, Fremde von der Niederlassung in ihren Gebieten abzuhalten. Wer von einer Provinz des Reiches in eine andre zog, der muſste sich innerhalb Jahresfrist zum Vasallen des neuen Barons bekennen: wo nicht, so wurde er an Gelde gestraft; und wenn er bei seinem Tode nicht einen Theil seines Vermögens an den Landesherrn vermachte, so zog dieser das Ganze, als verfallen, ein. Ja in ältern Zeiten konnte der Landesherr jeden Fremden zu seinem Knechte machen. Bei den Anfällen der Normänner flohen viele Bewohner der Seeküsten nach den innern Provinzen des Reiches, und wo sie Rettung hofften, fanden sie Knechtschaft. In andern Ländern (und es scheinet fast in allen) erlaubte das Strandrecht denen, die an den Ufern des Meeres oder groſser Flüsse wohnten, alle Personen und Güter, die durch Schiffbruch an das Land geworfen wurden, als eigen hinweg zu führen. Dreierlei Leute konnten bei den alten Welschen ungestraft getödtet werden: Tolle, Aussätzige, Fremde. Langsam lieſs man von der alten Härte nach, und der häſslichste Rest derselben bestand noch vor kurzem in dem Lande, welches auf die feinsten Sitten Anspruch macht. Im neunten Jahrhundert waren die Wege in Frankreich so unsicher, daſs man nicht anders als in Karavanen reisen konnte. Ja die Richter, die man *Centenarios* nannte, muſsten eidlich versprechen, den Straſsenräubern weder beizustehen, noch Unterschleif zu gewähren.

mens gewesen war, so wies sich doch bei jener grofser Verlust für kurzen Besitz, bei diesem Gewinst und Dauer. Ihn mochten die neuen Städte zu ihrer Beschäftigung, und befestigten ihre Freiheit durch Reichthum. Kurz nach den heiligen Kriegen wurde der Kompafs erfunden, welcher die Länder gleichsam näher zusammen rückte.

Zur nehmlichen Zeit legten die Italiäner ihren Handel mit den Agyptischen Seehafen, eigene Manufakturen zu Hause an, und verpflanzten Gewächse wärmerer Länder in das ihrige. Die übrigen Völker fingen an eine gewisse Niedlichkeit zu lieben, die ihre Ahnen nicht gekannt, oder die sie verachtet hatten. Die Lombardei hatte im zwölften und dreizehnten Jahrhundert den gewinnsamen Handel mit ganz Europa allein in Händen. Sie schickte ihre Gesellschaften in alle Reiche, wo man sie unter besondern Schutz nahm, die Härte der alten Gesetze gegen Fremde ihnen zu Liebe mäfsigte, und grofse Freiheiten ertheilte 32).

---

32) Schon unter Karl dem Grofsen hätten die Italiäner einen Handel mit den Griechischen Städten angelegt, aus welchen sie die Bequemlichkeiten des Ostes in ihr Vaterland übertrugen. Im zehnten Jahrhunderte fing Venedig an mit Alexandria zu handeln, wie auch die von Amalfi und Pisa. Den Einflufs der Kreuzzüge auf ihr Gewerbe haben wir oben bemerket. Eine ihrer gewinnsamsten Manufakturen wurde die Seide, welche man vorhin allein in Asien zubereitete. Bei den Römern war sie so selten gewesen, dafs sie noch im dritten Jahrhundert unter dem Kaiser Aurelian gegen Gold abgewogen wurde. Und obgleich Justinian im sechsten Jahrhundert die Seidenwürmer nach Griechenland verpflanzt hatte, so blieb doch die Seide noch eine Waare der gröfsten Pracht. Roger der erste,

Gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts erwachte der Handelsgeist auch im Norde. Ein Gewerbe auf dem Belte zu errichten verbanden sich Hamburg und Lübek wider die häufigen

König von Sicilien, trug 1130 den Bau derselben nach seinem Reiche über; und er verbreitete sich in Italien so sehr, daſs bei einem öffentlichen Aufzuge in Genua um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts tausend Bürger, alle in Seide gekleidet einhergingen. Auch der Bau der Zuckerrohre wurde fast zur nehmlichen Zeit in Sicilien versucht, und dann nach Spanien, nach den Kanarischen Inseln und endlich nach der neuen Welt ausgebreitet.

Die Zuführung so angenehmer Waaren verschaffte den Italiänern eine gütige Aufnahme in allen Theilen Europens. Im zwölften Jahrhundert gab man ihnen in Frankreich Vorrechte, selbst vor den Bürgern des Landes. So wie die Waaren, so hatten sie auch das Geld allein in Händen, welches sie endlich selbst zur Waare machten. Die Gewinnsucht, mit welcher sie die ersten Wechselgeschäfte trieben, entschuldigt ein Umstand: Kein Handel kann bestehen, wenn nicht die Gesetze einen gewissen Zins der geborgten Gelder festsetzen, welcher dem Eigenthümer als ein Theil des Gewinstes, und als eine Vergütung seiner Gefahr zuflieſst. Die Kirche zog damals die Verbote des Wuchers, welche die heilige Schrift enthält, ungeschickter Weise auch auf die Zinse. Die Lamparthischen Kaufleute fanden sich also in einen verbotenen Handel verwickelt, der sie einer Strafe aussetzte. Bei Ausleihung der Gelder wollten sie also auch diese Gefahr bezahlt haben, und die Zinsen stiegen um so höher. Im dreizehnten Jahrhundert zahlte die Gräfinn von Flandern, welche groſse Summen zum Lösegelde ihres Gemahls aufnahm, zwanzig auch dreiſsig Procente. Philipp der vierte stellte im Jahr 1311 die Interessen in den Jahrmärkten auf zwanzig Procente fest; Karl der fünfte in den Niederlanden auf zwölf, welches alles den groſsen Gewinst beweiset, den man damals aus dem Handel zog.

Seeräuber. Andere traten zu ihnen. Achtzig Städte vom äussersten Belte bis Cölln am Rheine errichteten den berühmten Hanseebund, den endlich auch Könige fürchteten oder suchten. In allgemeinen Versammlungen machten sie Gesetze für die Gesellschaft, die erste dieser Art in der mittlern Zeit. Sie zogen die Schiffahrt an sich, legten Stapeln an, unter welchen Brügge in Flandern die vornehmste war. Dahin brachten die Italiäner ihre Waaren, und vertauschten sie gegen die rauhen, doch nützlichen des Nordes. Die Bürger der Hanseestädte führten das eingebrachte Gut die Flüsse hinauf, und theilten es den inneren Provinzen aus.

Täglich vermehrten sich Bedürfnisse und Anfragen. Die Niederländer verdoppelten ihre Arbeit in Flachs und Wolle, welche schon von Karl dem Grofsen an beträchtlich gewesen zu seyn scheinet. Brügge, der Ort, in welchem sich der Handel zwischen dem Süde und dem Norde vereinigte, breitete den Fleifs in Flandern aus, welches zu einem volkreichen und begüterten Lande wurde 33).

---

33) Die Schiffahrt war damals noch so unvollkommen, dafs man die Reise aus dem Belte nach der Mittelländischen See nicht in Einem Sommer verrichten konnte. Man wählte also Brügge zum Sammelplatze zwischen beiden. Hier flossen die Waaren des Sudes und Nordes zusammen, welches grofsen Reichthum nach Flandern gofs. So dafs der Herzog von Brabant im Jahr 1339, als er seine Tochter an den schwarzen Prinzen, den Sohn Eduards des dritten vermählte, ihr eine Mitgift von 1500000 Thalern gab; eine Summe, welche damals die Mitgaben der gröfsten Prinzessinnen weit überstieg.

ZWEITES BUCH.

Diese Anstalten, obgleich durch solche die innerliche Ruhe befestigt, die Sitten gebessert waren, hatten doch den Staaten noch keine Kraft gegeben, wichtige Dinge aufserhalb zu wirken. In kleinen Völkern theilen sich Zorn, Eifersucht, Rache schnell mit, und verbinden auch Wilde. Grofse Völker kann allein der Befehl eines Herrn, oder die Macht der Gesetze vereinigen.

Aber beim Antritte des funfzehnten Jahrhunderts waren beide, König und Gesetze, so viel sie gleich gewonnen hatten, noch zu schwach für solche Wirkungen. Der Adel widerstand noch beiden, und sah auf jeden grofsen Anschlag des Fürsten, als auf ein gefährliches Unternehmen der Herrschsucht.

Die Einkünfte der Könige waren schmahl, die aufserordentlichen Steuren freiwillig, die Heere klein und ungeübt, auf kurze Zeit versammelt, unwillig sich vom Vaterlande zu entfernen, dem Adel mehr zugethan, als dem Könige, dessen Anschläge sie oft mehr hinderten, als betrieben. Der alte Fehler der Römer, ihre Hauptstärke in die Reiterei zu setzen, hatte sich auch bei den Nachkommen ihrer Überwinder eingeschlichen, nicht aus Träg-

heit, sondern aus Stolze des Adels, welchen Rittergeist und Turniere an das Pferd gewöhnt hatten. Die Heere bestanden fast aus nichts als Reitern, der Fußtroſs wurde nicht gerechnet.

Bei dieser innern Schwäche sah kein Staat auf die Handlungen des andern. Keine Bündnisse, kein Gleichgewicht, keine Gesandtschaften, keine Aussichten auf künftige Gefahr. Gegenwärtige Noth allein trieb zum Entschlusse. Der Handel wirkte keine Vermischung als zwischen Privaten. Den Unruhen jedes Staates sahen die Nachbarn gleichgültig zu.

Im Laufe der langwierigen Kriege zwischen England und Frankreich, da es an dem gewesen war, daſs Ein Monarch beide Kronen verbunden hätte, regte sich niemand als die Herzoge von Burgund und Bretagne, welche ihre Lage zur Theilnehmung zwang. Aber auch diese folgten immer der blinden Leidenschaft des Augenblickes, nie beständiger Klugheit. Niemand widersetzte sich der Versammlung aller Spanischen Zepter in Einer Hand. Weder Päpste noch Kaiser fanden Mittel sich einen mächtigen Fürsten zu verbinden.

Nicht, daſs es den Höfen an Einsicht und Fühlung ihres Vortheiles fehlte. Die Schwäche der Staaten war es, die ihre besten Anschläge unfruchtbar, und die Beständigkeit eines Planes unmöglich machte. Aber sobald im funfzehnten Jahrhundert die Könige sich eine vollkommnere Gewalt erwarben, so fingen sie an sich zu bemerken, zu verbinden, oder einzuschränken. Dann entsprang das politische Gleichgewicht, welches unter Karl dem fünften zu seiner Reife gebracht, bis auf unsere Zeiten unter täglichen Abwechslungen seinen Zweck beständig erhalten hat.

Der erste Zufall, der die neue Ordnung der Dinge in Europa

zubereitete, war die Verknüpfung der Provinzen, welche die Engländer auf festem Lande besafsen, mit der Krone Frankreichs. Denn so lange jene, als Besitzer der reichesten Theile dieses Staates, Frankreichs besten Krieger in ihren Heeren, und den Weg in das Herz desselben offen hatten, so waren sie mehr die Gebieter als die Vasallen ihrer schwachen und furchtsamen Lehnsherren. Der Tod Heinrichs befreite den Pariсischen Thron von einem fremden Regenten, und als nach ihm eine lange Minderjährigkeit und die Zwiste am Englischen Hofe der Tapferkeit des Französischen Adels und der Klugheit seines Monarchen Raum gaben, so verloren die Engländer nicht nur die neueroberten, sondern auch die alten Provinzen, und wurden endlich in die engen Gränzen des Kalesischen Gebietes eingeschlossen.

Sogleich fühlten die Französischen Monarchen den Zuwachs ihrer Macht, und den Vortheil ihrer an einander hangenden und volkreichen Provinzen. Sie waren die ersten, auf welche die Nachbarn mit Furcht oder Eifersucht sahen. In den langen Englischen Kriegen hatte man die Fehler eines Heeres bemerkt, welches zur Eroberung, zur Vertheidigung und Besatzung häufiger Schlösser und Festungen untüchtig war. Schon hatten die Könige angefangen zuweilen beträchtliche Haufen gemietheter Truppen, theils ihrer eigenen Leute, theils Fremder in Sold zu nehmen, die sie aber, wegen Mangel an Gelde, zu Ende jedes Feldzuges, oder bei jedem Anscheine eines Vertrages auseinander schickten. An keine Zucht gewöhnt, kehrten die entlassenen Soldaten ihre Waffen meistens wider eben das Land, welches zu beschützen sie gemiethet gewesen waren.

Aber

Aber einen Körper beständiger Truppen zu unterhalten, war ein Unternehmen, dem Lehngeiste so entgegen, den Vorrechten des Adels so zuwider, dafs lange kein Monarch kühn oder mächtig genug war, es zu wagen. Karl der siebente bediente sich endlich des Ruhmes seiner Siege, und der noch frischen Furcht seiner Unterthanen, bei der Entlassung seines übrigen Heeres einen Körper von neun tausend Reitern und sechzehn tausend Fußgängern beizubehalten, als wider jeden ungefähren Anlauf der Britten. Er bestimmte Kassen zu ihrem Solde, verlegte sie nach seinem Willen in die Festungen des Reiches, und ernannte ihre Befehlshaber. Auch der Adel fing an den Dienst zu lieben, und den König als den Richter und Belohner seiner Tapferkeit zu erkennen. In weniger als hundert Jahren sah man die Vasallen mit ihren Leuten als ungeübt, als hinderlich, mit Verachtung an. Der König ward mächtig, sowohl ohne den Adel, als wider ihn.

Seine Nachbarn trieb die Furcht zur Nachahmung. In ganz Europa erschienen gemiethete Truppen, die Zuversicht der Reiche. Die Mittel sie zu erhalten, zu vermehren wurde der einzige Gegenstand der Staatskunst.

Es war übrig den Aristokratischen Geist der Lehnreiche selbst anzugreifen, den in Frankreich verschiedene Umstände schon geschwächt hatten. Die langen und hitzigen Kriege mit den Britten, das Schwert der Feinde, und, wo dieses nicht hindrang, der gemietheten Truppen, welche bei ausgebliebenem Solde sich durch Rauben bezahlt machten; die öftern Aufstände der Bauren; die Veränderungen der Münze, hatten den Reichthum des Adels gemindert, oder erschöpft. Seine Begierde nach Gefahren

und Ehre hatte manche Geschlechter ausgetilget und ihre Lehen an die Krone geheftet; andere waren unter weitläuftige Erben vertheilt und geschwächt. Zwar hinderten Karl den siebenten die neuen und prächtigen Dienste, die ihm der Adel in der Wiedereroberung seines Reiches geleistet hatte, sich allen seiner erworbenen Macht wider ihn zu bedienen: doch ausser der Errichtung beständiger Truppen wagte er noch einen andern Schritt zur unumschränkten Gewalt. Er war es, der zuerst, Kraft seines königlichen Ediktes, und ohne Zuthuung der Stände, ausserordentliche Steuren auflegte, andere, die zuvor gelegenheitlich gereichet wurden, beständig machte.

Seinen Sohn, Ludwig den elften hatte die Natur zum Tyrannen gebildet. Das Schicksal warf ihn in eine Zeit, die seinem Charakter günstig war. Unempfindlich, grausam und schlau, versäumte er auch den Schein der Redlichkeit und des Wohlstandes. Seinen Vortheil unterschied er richtig, suchte ihn mit zähem Beharren, und liefs sich durch nichts weder zerstreuen noch abschrecken. Seinem Plane gemäfs erhob er Leute aus dem niedrigsten Stande zu Vertrauten, zu Räthen, zu Werkzeugen. Der stolze Adel verliefs gekränkt den Hof, und lebte in seinen Kastellen amtlos und vergessen, ausser wenn sich neue Gelegenheit wies ihn zu erniedrigen. Jeden Vornehmsten, sobald er einen Vorwand ihn zu beschuldigen hatte, übergab er Richtern unter seinem Stande, der Folter, einem schmählichen Tode. Das Volk sah das Blut des Adels durch seinen Henker fliefsen, und zitterte allein vor dem Könige. Der Verbindung, der Rache des Adels zuvorzukommen wandte er Kunst und Betrug an, die alten Zwiste

unter den Familien wieder aufzublasen. Nie war der Adel so getrennt gewesen, als da die gröſste Eintracht nöthig war.

Er vermehrte die beständigen Truppen mit sechs tausend Schweizern, damals den besten Soldaten. Ein alter Kunstgriff der Tyrannen, Fremde zu Wächtern der neuen Gewalt zu bestellen. Ihr Unterhalt erforderte neue Summen. Er fand sie durch eine List, die noch verderblicher war, als Zwang. Er entdeckte die Kunst, die Abgeordneten der Stände zu seinen Ergebenen zu machen, und die Quelle der öffentlichen Freiheit zu vergiften. Durch Einfluſs in die Wahlen, durch Bestechung der Mitglieder, durch Änderungen in der Form der Berathschlagungen wurde sein Wille die Seele der Gesellschaft, und die Beschützer des Volkes seine Unterdrücker 35).

Er erweiterte die Gränzen seines Reiches, und erwarb *Roussillon* durch Kauf, *Provence* durch Testament, *Burgund* und *Artois* durch Gewalt. So erwuchs Frankreich unter einer einzigen Regierung zu einem dichten Staate, und sein Haupt zu einer fast despotischen Macht. Meister seiner Plane und Handlungen gewann er einen Einfluſs auf alle Europäischen Höfe und beobachtete ihre Schritte. In allen Unternehmungen erscheint er, hier als Haupt, dort als Stütze. Schnell im Entschlieſsen, eifrig im Ausführen, hinterlieſs er seinen Nachfolgern neue Staatskunst mit neuer Gewalt.

35) Die Einkünfte Karls des siebenten beliefen sich auf ungefähr 1800000 Pfund. Ludwig trieb sie auf 4700000. Er vermehrte die Reiterei auf 15000, das Fuſsvolk auf 25000. In seinen letzten Jahren hielt er den gröſsten Theil des Heeres an Einem Orte versammelt, um auf jeden Wink bereit zu sein.

Das Beispiel dieser beiden Könige reizte Heinrich den siebenten, gleiche Erweiterung seiner Vorrechte zu suchen. Aber er war weder siegreich, wie Karl, noch durfte er dreist sein, wie Ludwig. Sein ungewisses Recht zum Throne wankte in langen bürgerlichen Kriegen, und der Adel, durch Ernennung und Entsetzung verschiedener Könige, wies ihm, wie viel er vermochte. Heinrich nahm sich vor, langsam zu erwerben, was jene plötzlich an sich gerissen hatten. Er verbarg seine Absichten unter dem Scheine des gemeinen Besten. Er erlaubte dem Adel seine Güter stückweise zu veräufsern; er verbot ihm den Aufwand auf grofses Gefolge als schädlich; er begünstigte Bevölkerung, Ackerbau, Handel, und gofs den Segen des Friedens auf sein Volk. Niemand vermuthete, dafs so heilsame Gesetze auf die Erweiterung der königlichen Gewalt zielten, bis sie unter seinem Nachfolger auf einmal in ihrem ganzen Umfange erschien.

In Spanien hatte Ferdinand durch seine Heirath mit Isabellen alle Kronen desselben vereinigt, Granada erobert, die verhafste Herrschaft der Mauren vertilgt, ein grofses Heer lange versammelt behalten, das Volk durch Weisheit gewonnen, den Adel durch List erniedrigt. Und ob ihn gleich die Umstände zwangen den Geist des Lehenregimentes länger als seine Nachbarn beizubehalten, so ersetzte doch seine Klugheit alle Fehler desselben, und seine auswärtigen Handlungen hatten alle Thätigkeit unumschränkter Gewalt.

Bald ereigneten sich Umstände, welche die neuen Kräfte der Fürsten in Übung brachten und eine lange Reihe von Unternehmungen und Staatsgeschäften nach sich zogen, durch welche end-

lich die Vortheile aller Europäischen Staaten durch einander verwebet wurden.

Karl der Kühne, ein Besitzer grofser und reicher Länder, hatte Marien, seine einzige Tochter und Erbinn, verschiedenen Prinzen vorgeschlagen, um sie in seine ehrgeizigen Absichten zu ziehen. Kaum hatte sein unzeitiger Tod die Verlassenschaft eröffnet, so kehrten sich die Augen aller auf ihre Wahl.

Unter den Burgundischen Provinzen, die sich an den Gränzen Frankreichs hinstreckten, waren einige von diesem Reiche abgerissen, und die Erbinn, aus dem königlichen Blute entsprossen, war Vasallinn dieser Krone. Wichtige Ursachen für Ludwigen, diese Verbindung zu suchen, für Marien sie anzunehmen. Ihrer Heirath mit seinem Sohne, welche für Frankreich am vortheilhaftesten gewesen wäre, stand der grofse Unterschied des Alters und der Abwillen der Flamänder im Wege, welche keinen Mächtigen, am wenigsten Ludwigen, zum Herrn haben wollten. Doch war noch im königlichen Hause der Graf von *Angoulesme*, zu welchem Maria auch einige Neigung äufserte. Durch diesen konnte Ludwig hindern, dafs Burgund nicht in fremde Hände fiele, und die Dankbarkeit des Grafen hätte ihm die vortheilhaftesten Bedingungen für die Krone gestattet. Ludwig aber, in eine listige und tückische Staatskunst verliebt, fand an nichts Vergnügen, was leicht und einfach war. Mit minderer Klugheit würde ein anderer den Zweck erreicht haben, den er aus Eigensinne, aus einem unzeitigen Hasse wider das Burgundische Haus, und aus Furcht einen Unterthan zu grofs zu machen, verfehlte. Er nahm sich vor, die Lehen sowohl als die eigenen Lande Ma-

riens durch Waffen zu erbeuten, und sie indefs durch beständige Unterhandlung über die unmögliche Verbindung mit seinem Sohne sicher zu machen. Ein Werk, in welchem er so tiefe List und Bosheit entwickelte, dafs man über solche, auch an ihm selber, erstaunet. Gleich nach dem Tode Karls liefs er sein Heer gegen die Niederlande vorrücken. Er bewegte die Häupter in Burgund und Artois zum Abfalle. In einige Gränzstädte schlich er sich durch Geschenke an die Obern, in andere durch Verständnisse mit den Einwohnern. Er lockte Marien ihre Geheimnisse ab, und verrieth sie ihren Unterthanen, um sie verhafst zu machen. Mit ihren beiden Vertrautesten legte er ein Verständnifs an, und schickte alsdann ihre Briefe den Flamändern zu, welche, im Grimme über solchen Meineid, sie folterten, und der Thränen ihrer Landesfürstinn ungeachtet, vor ihren Augen enthaupteten.

Unterdessen beschlossen die Stände von Flandern mit Kaiser Friedrich dem dritten die Heirath zwischen Marien und Maximilian seinem Sohne, den die Geburt, die künftige Würde ihrer werth, und die Entlegenheit seines mäfsigen Gebietes den argwöhnischen Ständen angenehm machte. So stürzte Ludwig durch seine Verschlagenheit Österreich in den Besitz dieser Erbschaft, und der nehmliche Monarch, der Frankreich so fürchterlich gemacht hatte, erhob wider dasselbe einen Eiferer, welcher zweihundert Jahre lang allen Unternehmungen seiner Könige widerstehen sollte. Karl der achte, sein Sohn, setzte durch seinen Zug nach Italien den Zeitpunkt fest, von welchem an die Fürsten Europens ihre Stärke zu gröfsern Dingen zu gebrauchen anfingen. Schwach, aber grofsmüthig, hatte Karl die niedergeschlagenen

Geister des Adels wieder aufgemuntert, und nun suchte er mit jugendlicher Hitze Gelegenheit zu irgend einem prächtigen Unternehmen. Ludwig Sforza, gleich klug und lasterhaft, bearbeitete sich damals seinen Neffen vom Mailändischen Throne zu stoſsen, und sah fast alle Mächte Italiens durch Blut oder Bündniſs auf des Beleidigten Seite. Um sich durch das Ansehen eines Mächtigen zu befestigen, lockte er Karlen, dem er sein eigenes Absehen verhehlte, durch den Glanz der Neapolitanischen Krone nach Italien, die ihm, als dem Erben des Hauses Anjou gehörte. Das Recht auf dieselbe war von dem letzten Grafen von *Provence* und *Maine* auf Ludwig den elften übergegangen. Dieser aber hatte, nach seiner gewöhnlichen Klugheit, nur diejenigen Provinzen an sich gezogen, die der Graf wirklich besessen hatte, sein eingebildetes Recht aber auf einen fernen Thron wider den ruhigen Besitzer desselben niemals gelten gemacht.

Zu einem so groſsen Werke fehlte es Karlen nicht an Macht, da ihm sein Vater die völlige Herrschaft seines Reiches hinterlassen, welches er durch seine kluge Heirath mit der Erbinn von Bretagne noch erweitert hatte. So begierig war er die neue Scene zu betreten, daſs er wirklichen Besitz ungewisser Hoffnung aufopferte, und von Ferdinanden den Verspruch der Ruhe während seiner Abwesenheit mit *Roussillon*, von Maximilianen mit einem Theile der Artesischen Eroberungen erkaufte. Ein Heer von zwanzig tausend schien ihm damals hinlänglich zu einem so groſsen Unternehmen. Sein übriges Kriegsgeräth war, wie es heute zu sein pflegt, übermäſsig.

Italien, schon lange von keinem fremden Feinde beunruhigt, hatte sich ein eigenes System im Kriege und Frieden gemacht.

Die kleinen Staaten lagen in beständige Unterhandlungen verwickelt, die sie mit aller Spitzfindigkeit einer betriegerischen Staatskunst betrieben. Ihre Truppen hielten sie mehr zum Scheine, als zum Kriege. Ihre Schlachten waren unblutig. Sobald sie die Gefahr von weitem sahen, die sie nun alle bedrohete, wandten sie vergebens alle Kunst der Intrigen an sie abzuwenden, und die gemietheten Soldaten flohen, sobald sie ernstlichen Krieg sahen. Florenz, Pisa, Rom öffneten Karlen ihre Thore. Ein König von Neapel starb aus Furcht, ein anderer entsagte der Krone, und ein dritter entfloh, sobald der Französische Monarch den Fuſs in seine Gränzen setzte. Vom Gipfel der Alpen bis an das Ende Italiens zog Karl als in seinem Eigenthume einher, und gab allen Staaten Gesetze.

Endlich erkannten sie das einzige Mittel der Rettung: ihre Verbindung unter sich und mit auswärtigen Mächten. Indeſs Karl seine Zeit in Neapel mit Siegesfesten verbrachte, und von neuen Eroberungen im Oste träumte, legten die Italiänischen Staaten ihre Zwiste auf die Seite, und zogen Ferdinanden und den Kaiser in ihren Bund. Karl erwachte, als ihm der Rückweg schon mit einem Heere von dreiſsig tausend Mann verlegt war. Und durchbrach er es gleich mit ungemeiner Tapferkeit der Seinen, so verlor er doch alle Frucht seines Zuges eben so geschwinde als er sie gesammelt hatte, und Italien kehrte befreit zu seinem alten System zurücke.

Diese Staatskunst hatte sich nun auch über die Alpen ergossen, und die schnelle Wirkung des Bundes wider Karlen leitete die Fürsten auf das groſse Geheimniſs, durch gleich vertheilte

Macht

Macht die Erhebung eines Eroberers zu verhindern. Die Wissenschaft des Gleichgewichtes wurde in den folgenden Italiänischen Kriegen zwischen Ferdinanden und Ludwig dem zwölften noch weiter getrieben.

Auch von den Franzosen lernte man. Die Heere der Vasallen wurden in fernen Landen unbrauchbar. Als Karl nach Italien zog bestand seine Armee aus den Reitern, welche Karl der siebente errichtet, Ludwig der elfte vermehrt hatte; sein Fußvolk aus Schweizern, aus Gascognern, nach ihrem Muster geübt, und einem neuen Körper von Deutschen, die er aufgenommen hatte. Sobald Maximilian und Ferdinand in Italien zu kriegen anfingen bedienten sie sich gleicher Werkzeuge.

Die Waffen, die Kriegesart der Schweizer waren damals von allen andern weit unterschieden. In ihrem langen Streite wider Österreich, welches sich nach damaligem Gebrauche einer schweren Reiterei bediente, hatten sie sich durch die Armuth sowohl ihres wenigen Adels, als auch ihres Bodens gezwungen gesehen, ihre ganze Zuversicht in das Fußvolk zu setzen, welches sie mit Brustplatten, und Helmen zur Vertheidigung, mit langen Spießen, schweren Keulen und Schwerten zum Angriffe bewaffneten, in große Haufen stellten, welche tief und dicht dem Feinde von allen Seiten die Stirne boten. So hatten sie die Anfälle der Österreicher abgetrieben, die Burgunder zerstreut, Italien bezwungen. An so vielen Siegen erkannte man den Vortheil des Fußvolkes, und da der Ruhm so vieler Thaten die Schweizer endlich hochmüthig und unbändig machte, so versuchten es die Könige, die ihrigen zu bilden.

Dem gesetzten Muthe der Deutschen gelang es am ersten, den Schweizern beizukommen. In Frankreich gewöhnten sich die hitzigen Geister langsamer an Ordnung und Mühe; doch siegte der Eifer der Könige; und unter Ludwig dem zwölften trat schon ein Theil des Adels in den neuen Dienst. Spanien, welches seiner Lage wegen sich in dem untern Italien nur seiner eigenen Leute bedienen konnte, mengte unter die neugeübten Fußgänger eine Anzahl Schützen, welche diesen Körper hundert und funfzig Jahre lang zur Bewunderung und zum Schrecken Europens machten. Auch die Italiäner schafften ihre Reiter ab. Ganz Europa erschien mit neuen Truppen, geschickter für jede Gegend, leichter zum Angriffe, zur Vertheidigung.

Heere mit allem Geräthe in die Ferne zu schicken, zu unterhalten, Festungen zu bauen, zu belagern, erforderte Kosten, denen die bisherigen Kassen der Könige nicht gewachsen waren. Alle Schätze Karls des achten waren erschöpft, ehe er noch die Gränzen Italiens erreicht hatte. Er nahm bei den Genuesern die nöthigen Summen auf, und zahlte ihnen jährlich 42 vom Hundert. Aber der Ehrgeiz wußte bald Mittel zu finden: die Auflagen stiegen aller Orten, und die Nothwendigkeit trieb Summen auf, welche unglaublich scheinen würden, wenn die heutigen Abgaben sie nicht noch weit überstiegen.

Der letzte Vorfall, von welchem wir zu reden haben, war der Cambresische Bund wider Venedig. Dieser Staat war durch eine kluge und beständige Regierung einer der mächtigsten und festesten in Italien, durch Handel und Fleiß der reicheste in Europa geworden, den alle Nachbarn fürchteten oder beneideten. Julius

der zweite, ein Mann von grofsen Gaben, noch gröfserem Ehrgeize, entwarf den Plan seines Sturzes. Er lockte die Italiäner durch Argwohn, die Fürsten jenseits der Alpen durch Geiz in die gröfste Verbindung, die jemals in Europa erschienen war. Der Kaiser, die Könige von Frankreich und Aragon und der Papst waren die Häupter derselben. Mit einem unbegreiflichen Stolze versäumten die Venetianer alle Mittel das aufsteigende Ungewitter abzuwenden, und erwarteten es. Die unglückliche Schlacht bei Ghieradadda zerstreute das Heer, auf welches sie sich verlassen hatten. Julius bemächtigte sich aller ihrer Städte in seinem Gebiete, Ferdinand derer an der Calabrischen Küste, Maximilian und Ludwig ängstigten sie von zwei verschiedenen Seiten. Eingeschlossen, verlassen, warfen sie sich in ihre Hauptstadt, den einzigen Platz, den sie zu behaupten hofften.

Unversehens wies sich ein Strahl der Hoffnung. Die Verbündeten, einig, so lange sie auf die Beute fielen, entzweiten sich, sobald sie sie zu theilen hatten. Die Venetianer bemerkten das eingeschlichene Mifstrauen, ersetzten ihren Fehler durch Anwendung ihrer alten Klugheit und Standhaftigkeit, eroberten wieder einen Theil des Verlorenen, besänftigten den Papst und Ferdinanden durch Abtretung der ihnen bequemen Festungen, und zerstreuten also den Bund, der ihnen den Untergang gedrohet hatte.

Stolz auf sein Werk unternahm Julius nunmehr die Befreiung Italiens von jeder fremden Macht, und wählte die Franzosen zum Anfange. Er beredete alle Mitglieder des Cambresischen Bundes ihre Waffen wider ihren alten Mitgenossen zu kehren, und Heinrichen, den neuen König von England, bewog er ebenfalls zu

einem Einfalle in Frankreich. In Italien, in der Picardie, auf der Spanischen Gränze widerstand Ludwig der zwölfte seinen Feinden mit unglaublicher Tapferkeit, und trennte sie durch besondere Friedensschlüsse mit jedem. Doch kostete ihm die Befreiung von einer so überwiegenden Macht alles was er in Italien hatte, das Schloss von Mailand ausgenommen, und einige Städte dieses Herzogthumes.

So haben in einem Laufe von hundert Jahren die Europäischen Fürsten ihre neue Stärke versucht, ihre Vortheile vermenget, ihre Heere verbessert, ihre Einkünfte vermehrt, neue Staatskunst gelernet, aber auch den neuern Zeiten neue Eifersucht, neue Zwiste und Kriege zubereitet.

DRITTES BUCH.

Diese waren die allgemeinen Vorfälle, unter welchen die Völker Europens fast mit gleichem Schritte zu gleicher Macht, zu gleichen Künsten und Sitten angerücket waren. Einheimische Umstände bestimmten und unterschieden die besondern Charakter der Nationen, von denen wir nur einige berühren werden.

In Italien, welches in fast mehrere kleine Staaten vertheilt war, als Europa in grosse Reiche, hatte Neapel allein einen König, Rom eine Herrschaft ohne Beispiel in allen Zeiten, Venedig und Florenz die Freiheit, Mailand einen Herzog.

Allen ging der Papst an Würde vor, wenigen an Macht. In der ersten Kirche waren alle Bischöfe gleich gewesen, und kein Vorzug, als in Heiligkeit oder Verdiensten. Doch hatte die alte Ehrerbietung der Völker gegen Rom seinem Hirten ein Ansehen gegeben; mit dem er sich lange begnügte. In der Finsternifs der folgenden Zeiten schwung sich die verharrliche Klugheit der Päpste auf den Gipfel der Macht, und die unglaublichsten Irrthümer wurden zu einem festen Grunde ihrer Gewalt. Für Statthalter Gottes, für allgemeine, für untriegliche Richter erkannt, sprachen sie nicht nur der ganzen Geistlichkeit, sondern auch

den Völkern, den Königen das Recht, und liefsen keinen Thron unerschüttert.

Zum Glücke waren sie nur fürchterlich von ferne, als Priester, schwach zu Hause, als Fürsten. Die erdichteten Schenkungen Konstantins und Karls des Grofsen hatten sie wenig bereichert. Der Aberglaube der Normänner und die Frömmigkeit Matildens hatte ihnen zwar grofse Länder gegeben, in welchen sie aber wenig Gewalt hatten. Ihre unruhigen Städte waren, wie andere Staaten Italiens, mit kleinen Tyrannen besetzt, welche sich als Häupter einer Partei aufgeworfen, verschanzet, bewaffnet, allem Gehorsame entsagt hatten.

Die Grofsen Roms, des priesterlichen Geizes und Stolzes müde, ergriffen begierig die Lehre, die im zwölften Jahrhundert bei vielen einrifs: die Klerisei solle sich, wie in alten Zeiten, weltlicher Macht und Güter enthalten. Sie bestellten einen Senat, dessen Entschlüsse bald einem, bald mehrern Gliedern desselben, bald einem Patrizier zu vollstrecken aufgetragen wurden. Der Kummer tödtete einen Papst, einen andern jagte er mitten unter die Waffen, in den Kampf. Auch der Pöbel in Rom, welcher sein Geschlecht von den Herren der Welt herleitete, fing an die Abgeordneten, die ihm aus Avignon als in eine Provinz zugeschicket wurden, zu verachten, und vereitelte ihre Befehle durch Ungehorsam, auch wohl durch Waffen. Rienzo, ein dunkler Mann, aber von unruhigem Geiste, und einer Zunge für das Volk, verjagte den Adel, und erschien als Tribun. Zwar stürzte ihn seine Thorheit, aber die Grofsen fanden nunmehr im Volke gemeinschaftliche Sache wider den Papst.

Durch List und Missethaten vertilgte Alexander der sechste endlich die meisten Tyrannen seiner Städte und brach den Eigensinn des Volkes. Julius der zweite erweiterte sein Reich durch Eroberungen, welches unter Karl dem fünften gröſser, volkreicher und angebauter war, als heute, da zugleich die geistlichen Auflagen auf alle Völker Europens den Papst zum reichsten der Fürsten machten.

Aber so fest und beständig die Päpste auf die Maximen ihrer geistlichen Politik hielten, so wankend und veränderlich war die weltliche Verwaltung, indem die Päpste meistens erst auf der Neige des Lebens zu dieser Würde gelangten, die kurze Regierung zur Erhöhung der Ihrigen gebrauchten, und der Nachfolger gemeiniglich alle Verordnungen seines Vorgängers umstieſs. Als Priester, an friedsame Künste gewöhnt, wählten sie immer Intrigen vor Waffen, und Rom wurde der Sitz und die Schule der Staatskunst. Verbot ihnen der Wohlstand sich an die Spitze der Heere zu stellen, so fürchteten sie sich auch ihren Unterthanen Waffen in die Hände zu geben, und setzten alle ihre Macht in gemiethete Truppen. Keiner dachte an das künftige Wohl des Staates, da sein Besitz mit seinem Leben sich endigte, und nichts von seiner Macht auf die Seinigen überging. Etliche Päpste suchten zwar der Nachwelt ein Denkmahl ihrer Regierung in irgend einem prächtigen Werke der Kunst zu hinterlassen; etliche zwang der unruhige Pöbel ihn durch irgend eine nützliche Stiftung zu besänftigen. Aber überhaupt war die Regierung im Kirchenstaate schlechter als in in allen andern; und die Groſsmuth eines oder des andern Papstes konnte das Übel aufhalten, nicht ausrotten.

Doch die priesterliche Gewalt versteckte die weltlichen Mängel vor den Augen der übrigen Fürsten, welche lange Zeit weder scharfsinnig noch kühn genug waren, die beiden verschiedenen Personen im Papste zu unterscheiden. Im Herrn Roms verehrten sie immer den Statthalter Gottes, brachen ungern mit ihm, trieben ihre Rache nie aufs äufserste, und hörten auf jeden Vorschlag einer Versöhnung 36). Endlich mifsbrauchten die Päpste diese Gefälligkeit zu sehr, und da sie sich in alle Händel zu mischen, in jedem Kriege zu erscheinen anfingen, so verschwand die Ehrerbietung nach und nach mit dem Irrthume.

Die Lage, die Geschichte Venedigs haben viele beschrieben, und seine Regierungsform verschiedentlich beurtheilt. Sie erscheint, in Ansehung des Adels betrachtet, als das Meisterstück menschlicher Klugheit, in Ansehung des Volkes, als die schwerste Unterdrückung. Der Argwohn, die Furchtsamkeit waren der nothwendige Charakter solcher Obern. Nie vertrauten sie die Waffen ihren Bürgern, nie den Befehl ihrer Heere einem der Ihren. Sie gewöhnten jene an Fleifs und Handel, mietheten fremde Truppen, gaben den Befehl derselben einem Manne, den Glück und Tapferkeit erhoben hatten, und setzten ihm zwei Proveditoren

---

36) Ludwig der zwölfte legte der Klerisei des ganzen Reiches die Frage vor, ob es erlaubt sei, die Waffen wider einen Papst zu führen, der Europa verrätherischer Weise mit Krieg erfülle, der Treue, Dankbarkeit, Wohlstand, eigene Würde aus den Augen setze. Die Klerisei billigte den Krieg. Aber Anna von Bretagne, seine Gemahlinn, machte sich ein beständiges Gewissen darüber, und bewog Ludwigen die Waffen nicht nur mit Schwäche zu führen, sondern auch bei jedem Siege den Frieden aufs neue anzubieten.

veditäten auf die Seite, seine Schritte zu beobachten. Zu Eroberungen ungeschickt, hätten also die Venetianer ihre Absicht allein auf Sicherheit und Ruhe richten sollen. Aber der Ehrgeiz verführt große Senate, wie einzelne Fürsten. Sie vergaßen die Mängel ihres Regimentes und dachten auf Erweiterung ihrer Gränzen. Der Stoß, den ihnen der Cambresische Bund gab, überführte sie von ihrer Unklugheit. Denn ihr wahres Gewicht bestand im Handel und in der Seemacht. Der Befehl einer Flotte schien dem Senate minder gefährlich in den Händen eines Mitbürgers, als der Befehl eines Landheeres. Er vertraute die Schiffe seinem Adel, und dieser vermehrte die Besitzungen des Vaterlandes in der Ferne. Der Handel war ihnen eine unerschöpfliche Quelle des Reichthumes, da ganz Europa von ihnen allein die Waaren, sowohl des Ostens, als ihrer eigenen Manufakturen, einkaufen mußte. Ihr Kredit verschaffte ihnen Heere, so oft sie sie brauchten. Als Karl der achte den Genuesern so übermäßige Zinse zahlte, und Maximilianen gar niemand borgen wollte, so bot man den Venetianern Geld an, so viel sie verlangten, zu fünfen vom Hundert.

Florenz, frei wie Venedig, und gleich ihm dem Handel, nicht den Waffen ergeben, war durch demokratische Frechheit von der aristokratischen Strenge Venedigs sehr unterschieden. Bis endlich Cosmus von Medicis im funfzehnten Jahrhundert sich seine Mitbürger durch Reichthum, Großmuth und Tugend so zu verbinden wußte, daß er im Privatstande die höchste Gewalt besaß, und sie seinen Nachkommen erblich hinterließ. Der Schein der Freiheit blieb: Ordnung der Wahlen, Namen der Würden. Aber

die Hauptsache war so offenbar in den Händen Eines Hauses, als wenn das Volk sie ihm förmlich übergeben hätte. Man hielt gemiethete Truppen, da die Bürger die Waffen nicht tragen, die Medicis sie ihnen nicht vertrauen wollten.

Neapel, an welchem die Krone von Sicilien hing, war das unruhigste unter allen Europäischen Reichen. Die Thronfolge war durch fremde Prinzen so oft unterbrochen worden, dafs die Grofsen alle Liebe zu einem königlichen Hause, alle Ehrfurcht gegen die Person eines Regenten verloren hatten. Auf den Thron zu steigen zogen die Prätendenten den mächtigen Adel durch grofse Verheifsungen an sich, und auf dem Throne war es gefährlich sie nicht zu erfüllen. Nach dem Tode des Königs Friedrichs des zweiten hatte sich Manfred, sein natürlicher Sohn, durch Brudermord (so ging die Rede) auf den Thron Neapels geschwungen. Der Hafs der Päpste gegen das Schwäbische Haus setzte ihm Karlen von Anjou, den Bruder Ludwigs des neunten entgegen, welcher die Krone als ein Lehen des Papstes annahm und durch Siege behauptete, in welchen Manfred fiel. Karl befleckte seinen Ruhm durch den schmählichen Tod, dem er Konradinen übergab, dem rechtmäfsigen Erben des Reiches. Vom Blutgerüste warf der junge Prinz seinen Handschuh unter das Volk, damit er als ein Zeichen des vermachten Rechtes und der anempfohlnen Rache Petern von Aragon überbracht würde, welcher Manfreds einzige Tochter geheirathet hatte. Der Thronstreit zwischen den Häusern Aragon und Anjou machte Neapel zwei hundert Jahre lang zur Scene täglicher Unruhen, abscheulicher Missethaten. Endlich setzte sich Aragon so fest auf dem Throne, dafs es ihn einer Bastardlinie ruhig überliefs.

Ferdinand der erste suchte nun die Gewalt der Barone zu mindern. Alfonso wollte den Adel auf einmal durch eine unerhörte Schandthat ausrotten. Aber der Adel wurde durch diese Wunden mehr erbittert als geschwächt, und seine Rachgier erleichterte Karl dem achten die Eroberung dieses Reiches. Denn das Recht des Hauses von Anjou war noch nicht erloschen. Der letzte Graf von Maine und Provence hatte Ludwig dem elften und seinen Nachfolgern alle seine Rechte und Ansprüche abgetreten, und wir haben schon gemeldet, wie leicht und wie kurz es Karl dem achten geglückt hat sie zu behaupten. Friedrich, der Erbe des unächten Aragonischen Stammes, stieg wieder auf den verlornen Thron, von welchem ihn hernach Ludwig der zwölfte und Ferdinand der Katholische mit vereinten Kräften von neuem stiessen. Die Theilung der Beute machte die verbündeten Könige zu Feinden. Gonsalvo von Cordua, welcher den Namen des grossen Hauptmannes durch Tapferkeit verdiente, durch Meineid befleckte, bediente sich beider, die Franzosen aus allen Plätzen des Reiches zu jagen, und erwarb endlich seinem Könige den ruhigen Besitz desselben.

Mailand ist nicht sowohl an sich, als durch die Kriege merkwürdig, deren Zunder es war. Die Visconti, eifrige Gibellinen, waren über ihre Mitbürger empor gestiegen, und hatten von der Dankbarkeit der Kaiser das Statthalteramt in Italien, die herzogliche Würde und den Lehnbesitz der Stadt erhalten. König Johann von Frankreich willigte in die Heirath seiner Tochter mit *Giovan Galeazzo Visconti*, dem er grosse Summen schuldig war. Valentine, eine Prinzessinn aus diesem Bande entsprungen, ver-

mählte sich mit Ludwigen, Herzogen von Orleans, Karls des sechsten einzigem Bruder, mit dem Bedinge, dafs seine Nachkommen, in Mangel der Viscontischen Linie, den herzoglichen Thron besteigen sollten. Der Fall ereignete sich beim Tode des Herzogs Philipp Maria. Karl von Orleans führte sein Recht als Erbe Valentinens an, Alfonso, König von Neapel, als testamentlicher Erbe, der Kaiser, als Oberherr des erledigten Lehens, und das Mailändische Volk erklärte sich wider alle für Freiheit. Den Preis, um den sich so viele zankten, ergriff Einer, an den man am wenigsten gedacht hatte. Franz Sforza, ein natürlicher Sohn des Giacomazzo, (desjenigen welcher, ein Bauer geboren, einer der berühmtesten Condottiere geworden war,) hatte die Truppen seines Vaters geerbet und eine natürliche Tochter des letzten Herzogs geheirathet. Auf diesen Schatten gründete Sforza sein Recht, unterstützte es durch Muth, behauptete es durch Glück, nachmals auch durch Tugend und weise Regierung, und hinterliefs den Thron seinen Nachkommen. Sein Enkel wurde von seinem Oheime, Ludwig dem Moren getödtet, und Maximilian belehnte den Mörder mit dem Herzogthume. Das Haus Orleans hatte in Ludwig dem elften und Karl dem achten keinen Beistand gefunden, seine Rechte geltend zu machen. Denn jener scheuete sich einen der Seinen zu grofs zu machen, insonderheit wider Sforzen, dessen Klugheit er liebte; dieser war Ludwig dem Moren mit besonderer Freundschaft zugethan. Als aber Ludwig der zwölfte, selbst Herzog von Orleans, zur Krone gelangte, so wurde der More in wenig Tagen seiner Länder beraubet, an den König verrathen, und nach Loches gefangen geschickt, wo er unbedauert

gestorben. Ein unversehener Zufall (und die Mailändische Geschichte ist reich an solchen) erhob, noch zu Lebzeiten Ludwigs des zwölften, Maximilianen, einen Sohn des Moren, auf den Mailändischen Thron. Franz der erste, eines solchen Verlustes ungeduldig, zog nach kaum erreichter Krone das Schwert wider ihn.

Genua, Parma, Modena, andere kleine Staaten Italiens, hatten kein eigenes Gewicht, sondern hingen von dem Schicksale der Mächtigen ab, an die sie sich hielten.

Unter den Gothen und Wenden glich Spanien den übrigen Reichen Europens. Der Einfall der Sarazenen unterscheidete es durch Einführung des Mahometanischen Glaubens, der Arabischen Sprache, der Sitten und Künste des Ostes. Die Berge Asturiens blieben die Zuflucht der Gothen und der Freiheit. Anfangs kroch man aus Rachsucht und nach Beute hervor. Bald dachte man auf Wiedereroberung, welche die Fehler der Mauren erleichterten. Diese hatten der Herrschaft der Kalifen, aller Gemeinschaft mit Afrika entsagt, Spanien in kleine Reiche zersplittert, auch den Wollüsten Zugang gestattet, doch ohne alle Tapferkeit zu verlieren. Acht hundert Jahre verflossen, drei tausend sieben hundert Schlachten wurden gefochten, (so reden die Spanier) ehe das letzte Königreich der Mauren in die Hände der Christen fiel.

Die Spanier hatten ihr Vaterland zu verschiedenen Zeiten, unter verschiedenen Führern stückweise befreiet. Auch hatte es so viel Könige als Provinzen. Aragon und Castilien verschlangen endlich die andern alle, durch Heirathen, Erbschaften oder Siege, und beide wurden durch die Vermählung Ferdinands mit Isabellen auf Einen Stamm gebracht. Wunderbar scheint es, daſs nach

so langer Herrschaft der Sarazenen die Gothischen Gebräuche plötzlich wieder in ihrer ganzen Kraft, Spanien in seiner alten Gestalt erschien. In den Schlupfwinkeln der Freiheit hatte der Hass wider die Mauren die Liebe zu den alten Gesetzen befestigt. Auch wo die Mahometaner herrschten, hatte ihr sanftes Joch den Christen ihren Glauben, ihre Gebräuche gelassen, denen sie um so eifriger anhingen, als ihre Gestattung ungewiss war.

Aber die Gewalt der Könige war nirgends so eingeschränkt, die Macht der Edlen nirgends der Unabhängigkeit so nahe, das Vorrecht der Städte nirgends so groß, als im neubefreiten Spanien. Bei keinem Volke selbiger Zeit findet man so häufige Beispiele beschimpfter und erniedrigter Könige. 37) Aragon hatte

---

37) Aus Ungeduld über verschiedene Unterdrückungen griffen 1462 die Catalonier zu den Waffen wider den König von Aragon, Johann den Zweiten. Sie widerriefen öffentlich den ihm geschwornen Eid, erklärten ihn und seine Nachkommen des Thrones unwürdig, und richteten sich zur Freiheit ein. Fast zur nehmlichen Zeit verband sich der Castilianische Adel wider den elenden Heinrich den vierten, und übte wider ihn sein Vorrecht den König zu richten. Sie versammelten sich zu Avila, ließen ein großes Schaugerüst in einer Ebene außer den Mauren der Stadt aufführen, und setzten Heinrichs Bild in königlichem Schmucke, mit Krone, Schwert und Zepter in die Mitte desselben. Die Anklage ward abgelesen, und das Urtheil der Absetzung ausgesprochen. Bei dem ersten Artikel desselben trat der Erzbischof von Toledo hervor und nahm dem Bilde die Krone vom Haupte. Bei dem zweiten riss ihm der Graf von Placentia das Schwert von der Seite; bei dem dritten der von Benevent den Zepter aus der Hand. Beim Beschlusse stieß *D. Diego Copez de Staniga* das Bild die Länge lang vom Throne. Sogleich wurde *D. Alfonso*, Heinrichs Bruder, zum Könige ausgerufen.

die Form einer Monarchie bei wirklicher Freiheit. Lange waren die Könige wählbar, alle Gewalt bei den Cortez, diese aus dem hohen Adel, dem Ritterstande, den Städten 38) und der Klerisei zusammengesetzt. Kein Gesetz galt, als durch Übereinstimmung aller. Auflagen, Friede, Krieg, Münze, oberste Gerichtsbarkeit, Oberaufsicht auf alle Theile der Regierung, waren nicht in den Händen des Königes, sondern der Stände; 39) die Appelle nicht Bitten, sondern trotzige Foderungen des Rechtes; die Versammlungen der Stände anfangs alljährlich, nachher zweijährlich, auf vierzig Tage, ohne daſs der König sie zerstreuen konnte.

Die Würde des Justiza hatte mit den Ephoren der Spartaner einige Gleichheit. Sie war dem Reiche Aragon eigen, und zur Beschützung des Volkes erdacht; seine Person heilig, seine Gewalt fast ohne Schranken. Er war der höchste Ausleger der Ge-

38) Es scheinet, die Städte haben gleich im Anfange den Zutritt zu den Cortez in Aragon erhalten, da Zurita schon auf das Jahr 1133 derselben Meldung thut, hundert Jahre eher als in andern Reichen.

39) Im Jahr 1286 behaupteten die Cortez das Recht die Räthe des Königes und die Hofbeamten zu ernennen, und scheinen solches auf einige Zeit erhalten zu haben. Sie bestellten die Befehlshaber ihrer Heere, welches aus der Erlaubniſs erhellet, die sie im Jahr 1503 dem Könige gaben, solche zu setzen. Sie foderten von jedem Monarchen einen feierlichen Eid ihre Rechte nie zu kränken, und ihre Wachsamkeit erstreckte sich auf die kleinsten Umstände der Form. Denn da es keinem Fremden vergönnt war in die Versammlung der Cortez zu treten, so muſste Isabella, welche Ferdinand während seiner Abwesenheit zur Regentinn bestellen wollte, als eine Fremde den Eintritt in den Saal erhalten, wo sie den Eid der Treue annehmen sollte.

setze, dessen Ausspruch die Urtheile aller andern umstiefs. Auch ohne Appell konnte er, Kraft seines Amtes, jede Sache von jedem Gerichte vor sich berufen. Er beobachtete jeden Schritt des Königes, und konnte sich jedem Patente, jeder Verordnung, als ungerecht, widersetzen, jeden Minister entfernen, und zur Verantwortung berufen, die er selbst allein den Cortez schuldig war. 40)

Bei

40) Der König scheinet den Justiza ohne Zuthuung des Adels ernennet zu haben, obgleich dieser es (1264) wider Jakob den ersten behauptete. Die Dauer des Amtes stand anfangs im Willen des Königes, so lange die Edeln das Recht der Junta oder Verein hatten. Als ihnen aber dieses entrissen ward, so wurde das Amt des Justiza (1442) lebtägig, um ihnen eine andere Versicherung der Freiheit zu geben. Keiner der *Ricos Hombres*, oder Edlen der ersten Klasse, konnte zu dieser Würde gelangen, theils weil sie durch die Gesetze von aller Leibesstrafe frei waren, und es nöthig war den Justiza durch die höchste Furcht in seiner Pflicht zu erhalten, theils weil dieser Beamte der Wächter der Freiheit sowohl wider den König als den Adel sein sollte. Bei jeder Versammlung der Cortez wurden siebzehn Personen erwählet, seine Handlungen zu untersuchen. Sie versammelten sich dreimal im Jahre, hörten alle Klagen wider den Justiza und seine Untergeordneten, und beurtheilten sie strenge. Wie grofs die Gewalt des Justiza gewesen, beweise ein Beispiel. Dem Kronprinzen in Aragon gaben die Gesetze grofse Vorrechte: Peter der vierte, auf Anstiften seines zweiten Weibes, wollte seinen Erstgebornen derselben berauben, und verbot dem Volke ihm zu gehorchen. Der Prinz wandte sich an den Justiza, dessen Urtheil dahin erging: Niemand könne dem Kronprinzen, sobald er Sicherheit gebe sich vor Gerichte zu stellen, sein Recht nehmen, ausgenommen ein förmlicher Ausspruch des Justiza selber. — Sobald sich diese Entscheidung in dem Reiche verbreitet hatte, so vermochten alle Verbote des Königs nichts wider den Kronprinzen.

Bei jeder Gelegenheit gaben die Aragoneser ihrem Könige seine Schwäche zu verstehen. Selbst ihr Eid der Treue hatte den Ton einer Warnung. »Wir, (sprach der Justiza im Namen des Adels,) die wir, einzeln, so gut als du; verbunden, stärker sind, versprechen dir Gehorsam, wenn du Gesetze und Freiheit handhabest; wo anders, nicht.« 41) Diese Vorrechte schienen ihnen so theuer, dafs sie in einem ihrer Gesetze sich ausdrücklich erklären, sie würden wegen der Armuth des Bodens und des Volkes andere Sitze suchen, wenn nicht die Liebe zu ihrer Regierung sie an das Vaterland bände. 42)

41) In diesem Eide wird auf das Recht der Junta gezielet, eines der sonderbarsten, die in einem ordentlichen Regimente Raum haben können. Wenn der König oder seine Minister eines der Grundgesetze, oder eine der Freiheiten Aragons verletzten, so konnten die Edeln des ersten Ranges, (*Ricos hombres*) der zweiten Klasse (*Hidalgos, Infanciones*) und die Magistrate der Städte sich entweder in den Cortez oder sonst versammeln und eidlich verbinden, die Abschaffung des Unrechtes zu besorgen. Verwarf der Hof ihre gütliche Vorstellung, so hatten sie das Recht dem Könige den Gehorsam aufzusagen und einen andern zu wählen, ohne in die Schuld des Hochverrathes zu fallen. Diese Verein war darin von den Bündnissen der Stände anderer Reiche verschieden, dafs sie auf Gesetze gegründet war, ihr eigenes Siegel, ihre Ordnungen hatte. Alfons der dritte (1287) und Peter der vierte (1347) fühlten den Widerstand der Junta. Als aber dieser bald darauf die Häupter derselben in einer Schlacht überwand, so wurde das Recht der Junten abgeschafft, ihre Patente vernichtet. So wichtig schien Petern dieser Schritt, dafs er sich die Hand mit einem Dolche verletzte, und sie über den Brief haltend ausrief: Ein so schädliches Gesetz mufs königliches Blut auswaschen.

42) Die Rechte der Privaten waren in Aragon eben sowohl wider Ty-

In Castilien war die thätige Gewalt in den Händen des Königes, doch auch unter engen Bedingungen. Die Gesetzgebung stand bei den Cortez oder Ständen, wo die Mehrheit der Stimmen entschied, doch wurde die königliche Bestätigung wesentlich erfordert. Aber man versicherte sich derselben durch Zurückhaltung der Steuern, bis der König alle Verordnungen unterzeichnet hatte. Die Städte Castiliens hatten sich frühe zu sonderbarem Ansehen emporgeschwungen 43), und doch war der Adel kühn und stolz, der sich dem Könige gleich dünkte und ihn mit bedecktem Haupte sprach.

Die Ursache so besonderer Gebräuche liegt in ihrer Geschichte. Die Edlen hatten in der Eroberung ihre Führer als Gesellen begleitet, das erbeutete Land mit ihnen getheilet. Die kleinen

rannei gesichert, als die Rechte des ganzen Körpers. Ein Gesetz von 1325 befreite jeden Aragoneser von der Folter, damals gemein in allen übrigen Reichen. Als im Jahr 1485 Ferdinand und Isabella die Inquisition in Aragon einführen wollten, so widersetzte sich das Volk lange, auch mit Waffen, mit dem Tode des Oberrichters. Nicht, daſs Aberglaube und Haſs wider die Ketzer bei ihnen schwächer war, sondern weil die tyrannische Form dieses Gerichts mit der Freiheit nicht bestehen konnte. Valencia und Katalonien, die von Aragon abhingen, hatten eigene Systeme gleicher Freiheiten.

43) Nach dem Tode Johann des zweiten wurde für die Minderjährigkeit seines Sohnes eine Regierung errichtet, aus einer gleichen Anzahl Edler und Städtischer zusammengesetzt, deren die letzten mit den Groſsen der ersten Klasse gleichen Rang und Gewalt hatten. Die Anzahl der Städte belief sich im vierzehnten Jahrhundert nach dem Berichte des *d'Avila* auf acht und vierzig. Zurita aber nennt ihrer nur achtzehn, die im Jahre 1525 den Cortez zu Toro beigewohnet haben.

Könige waren gezwungen gewesen sich ihrer mächtigen Vasallen wider die täglichen Anfälle der Mauren zu versichern, und waren ihnen an Würde wenig vorgegangen. 44)

Da die Kastelle der Edlen wider den Anlauf eines geübten Feindes wenig vermochten, so suchten auch die Vornehmen Sicherheit in Städten. Fast jede war anfänglich die Residenz eines Königes, welches ihnen Ansehen gab. Sie waren häufig und volkreich und die Beibehaltung der von den Sarazenen erlernten Manufakturen zog ihnen Handel und Reichthum zu. 45) Sie hat-

44) Der Adel besafs viel Land in Spanien; die Städte klagten, dafs von Valladolid bis Sankt Jago in Galizien (ein Strich von hundert Meilen) die Krone nicht mehr als drei Dörfer besafs, die andern alle dem Adel zugehörten. Die Hülfe, welche dieser den Königen in Verjagung der Mauren geleistet, war die Quelle dieses Reichthums gewesen, und hatte ihm auch einen starken Einflufs auf viele Städte verschafft.

45) In einer Beschreibung der Stadt Barcelona von 1491 vergleichet sie der Autor an Gröfse mit Neapel, an Schönheit und Handel mit Florenz. Ein anderer lobet Toledo und Valladolid als Städte, denen keine vorzuziehen seien. Als die letztere 1516 zu den Waffen griff, sich einer Unbilligkeit des Kardinals Ximenes zu widersetzen, so versammelte sie in ihrem Gebiete dreifsig tausend streitbare Männer. Sie hatte zehn tausend Arbeiter in Seide und Wolle, womit sie, gleich den andern Städten, nicht nur im Reiche, sondern auch aufserhalb, grofsen Handel trieb. Die Barcelonischen Gesetze des Seehandels wurden, wie ehedem die Rhodischen, allgemeine Muster, und in allen Seeplätzen Italiens zum Grunde gelegt. Die Kaufleute aus Aragonien und Castilien erhielten in Frankreich gleiche Vorrechte mit den Lombardischen. Die Rathsmänner von Barcelona gelangten zu dem Rechte des hohen Adels, sich in Gegenwart des Königs zu bedecken.

ten Bürger von hohem Range, deren Glanz sich auf den Körper verbreitete, den sie bei den Cortez vorstellten, und auf die Würden, die sie zu Hause bekleideten. Der Unterhalt der Truppen wider die Mauren lag, wegen der Steuerfreiheit des Adels, auf den Städten allein. Eine Ursache für die Könige ihnen zu schmeicheln.

Allen Versuchen der Monarchen, diesen Stolz des Adels, diese Macht der Städte zu brechen, hatte es bisher an Klugheit und Nachdrucke gefehlt. Ferdinand unternahm das Werk mit gröſserer Sicherheit, da er den innerlichen Feind vertilget, mit gröſserm Gewichte, da er alle Reiche verbunden hatte.

Zuweilen mit Gewalt, zuweilen bevollmächtigt durch Gesetze, die er in seinen eigenen Gerichten ergehen lieſs, entriſs er dem Adel einen Theil der Krongüter, die seine schwachen Vorgänger, insonderheit Heinrich der vierte, an die Groſsen verschwendet hatten. Er erhob neue Leute zu seinen Vertrauten mit einigem Schmerze des Adels. Er führte einen neuen Hofgebrauch ein, der den Unterschied zwischen dem Könige und den Unterthanen fühlbarer machte, und die Groſsen zwang sich ihm mit gröſserer Ehrfurcht zu nahen.

Die Orden von S. Jago, Calatrava, und Alcantara waren, nach dem Muster des heiligen Landes, zur Beschützung der Pilgrime, welche Compostella oder andere heilige Örter besuchten, wider die Ungläubigen eingeführet worden. Der Aberglaube hatte sie so sehr bereichert, daſs die Würde des Ordensmeisters, die auf jeden Edeln fallen konnte, der königlichen fast beikam. 46)

---

46) Der Orden von St Jago, der vornehmste und reichste, ward 1170

Ferdinand wuſste durch Versprüche, durch Drohungen die Meisterschaften aller dieser Orden auf Isabellen und sich zu ziehen, und durch päpstliche Bullen der Krone auf ewig einzuverleiben.

Dem Adel die Gerichtsbarkeit, sein theuerstes Kleinod zu entreiſsen, wäre zu verwegen gewesen; sie ihm aus den Händen zu drehen, bot sich die Gelegenheit von selber an. In den langen Kriegen des Adels wider die Mauren, der Könige unter sich, war die Verwirrung aufs höchste gestiegen. Raub und Mord erfüllten die Heerstraſsen, die Gesetze schwiegen, der Handel lag, wobei die Städte am meisten litten. Sie verbanden sich im Jahr 1260 unter dem Namen der heiligen Brüderschaft, bestellten eigene Truppen zum Schutze der Reisenden, eigene Richter zur Bestrafung der Räuber. 47) Der Adel murrte wider eine so heilsame Stiftung, Ferdinand unterstützte sie, als seinem Zwecke gün-

---

errichtet. Er konnte tausend Mann mit allem ihrem Gefolge zu Felde stellen. Er besaſs acht und vierzig Kommandereien und zwei hundert Prioreien. Als nach der Eroberung von Granada keine Feinde mehr übrig waren, wider welche der Orden gestiftet war, so fand der Aberglaube eine neue Sache zu vertheidigen. Die Ritter schwuren mit dem Schwerte zu behaupten, daſs die heilige Jungfrau Maria ohne Erbsünde empfangen worden sei.

47) Bei Errichtung der *Santa Hermandad* verfuhr man sehr vorsichtig, um die Eifersucht des Adels nicht rege zu machen, Die Richter konnten nur über die Fälle des gebrochenen Landfriedens urtheilen. Doch sahen die Edeln die neue Gewalt mit Verdrusse. Ferdinand erhielt von dem Konstabel von Castilien daſs er sie in seinem Gebiete ertrug. Das Beispiel der Vornehmsten und der Nutzen der Stiftung führte sie bald im ganzen Reiche ein. In Aragon nahm man sie unter gewissen Bedingungen an. Bald wurde sie reich und mächtig genug, um Ferdinanden, als er wider Granada auszog,

stig. Auch nach so vielen Erweiterungen des königlichen Ansehens blieb doch der Geist der Freiheit noch fest im Volke, der Geist der Unabhängigkeit im Adel. Aber die den Spaniern eigene Liebe zur Ehre bewog sie, ihrem Könige in allen grofsen Unternehmungen einen Beistand zu leisten, den sie ihm, als ein Recht gefordert, unfehlbar verweigert hätten.

Die Gewalt der Monarchen des ersten Stammes in Frankreich war sehr gering. Das Volk versammelte sich jährlich zu gewissen Zeiten, wählte seine Könige, machte seine Gesetze, verbesserte die Mifsbräuche, urtheilte in den wichtigsten Streitsachen, und machte dem Könige Geschenke. 48) Die Siege Karls des

---

sechzehn tausend Lastthiere und acht tausend Führer derselben zu liefern. Sie bestehet noch heute, obgleich die Ursachen ihrer Einführung aufgehöret haben.

48) Wie einfach und rauh die erste Regierungsform bei den Franken gewesen, zeigen ihre Gesetze, ihre Geschichte. Im Kriege sowohl als im Frieden hing der König von dem Volke ab. Chlotar der erste war im Jahr 553 wider die Sachsen ausgezogen, die, im Schrekken, den Frieden mit einer grofsen Summe kaufen wollten. Chlotar war willig, aber das Heer begehrte die Schlacht. Die Sachsen erhöheten den Antrag, der König wiederholte die Fürbitte. Aber das erzürnte Volk fiel auf ihn zu, zerschlug sein Zelt, rifs ihn hervor, und würde ihn getödtet haben, wenn er es nicht gleich gegen den Feind geführt hätte.

Die Versammlungen des Volkes hiefsen *Champs de Mars* und *Champs de Mai*, vom Orte und der Zeit. Jeder Freier konnte da erscheinen, wo alles, was zum allgemeinen Besten gehörte, abgehandelt wurde. Dem Könige dienten die Entschlüsse des Volkes zur Vorschrift für seine Statuten, in denen er die Meldung des Beifalles der Franken seinem Namen anzuhängen pflegte. So unge-

Grofsen gaben zwar der Krone Glanz und Macht, doch auch unter seinem Stamme behielten die Stände das Recht der Wahl im königlichen Hause, des Rathes in den Vorfällen des Reiches, der Verwilligung zu Gesetzen und Auflagen, 49) bis dafs unter den

---

recht auch das Urtheil des Volkes über Brunehilden war, so beweiset es doch, dafs Chlotar der zweite seine Grausamkeit an der Mutter und Grofsmutter so vieler Könige auszuüben, die ganze Nation zum Mitverbrecher haben mufste.

Bei Wilden und Freien hat der Staat eben so wenig Bedürfnisse als die Privaten, und die Germanier hielten jede Auflage für schimpflich. Die Sieger Galliens waren weit entfernt sich einer knechtischen Pflicht zu unterwerfen. Nichts wurde von ihnen gefordert als Kriegsdienst auf ihre Kosten, und Beherbergung des Königes oder seiner vornehmsten Beamten, wenn sie in ihre Gegend kamen. Der Monarch lebte von den Einkünften der Domainen, der Gerichte, der Geldstrafen. In den März- und Mai-Feldern gab die versammlete Nation dem Könige ein Geschenk an Gelde, Pferden, Waffen, beträchtlich für jene Zeit. Ein erobertes Volk verband sich zu einer gewissen jährlichen Gabe, und es scheinet die Festsetzung des freiwilligen Beitrages sei der erste Schritt zu beständigen Steuern gewesen.

49) Als man Pipinen die Krone übergab, so schwur man ihm, inskünftige keinen König als aus seinen Lenden zu wählen. Seine Nachkommen begehrten die Einwilligung des Volkes, so oft sie ihr Land unter ihre Söhne theilen wollten. Entstand ein Streit über die Nachfolge, die Gränze, so entschied das Volk. Die Versammlungen, die nun *conventus*, *malli*, *placita* genannt wurden, geschahen einmal, auch zweimal im Jahre, auf Einladung des Königes, welcher ihnen alle wichtigen Geschäfte des Reiches vortrug. Nicht nur die Grofsen, auch der ganze Körper der Freien hatten das Recht auf diesen Versammlungen, selbst oder durch Vertreter, zu erscheinen. Zu jedem neuen Gesetze war ihr Beifall nöthig, und

letzten Karolingern, jeder Eigenthümer sich zum unabhängigen Landesherrn seines Gebietes aufwarf, die Herzoge, die Grafen ihre Macht in den Provinzen und Städten, andere ihre Hofämter erblich machten. Dann ergriff jeder Ort sein besonderes Recht, sein eigenes System. Die Ablegung des Eides war die einzige Bezeugung des Gehorsams der Grofsen gegen den König, und diesen erfüllten oder brachen sie nach Gefallen.

Die ersten Kapetinger hatten demnach keine Gewalt als in ihren Krongütern. Aber auch die Stände eines so zerstückten Reiches konnten sich nich nicht mehr als Glieder Eines Körpers betrachten, noch allgemeine Verordnungen festsetzen, deren Vollziehung dem Könige zugehört und ihre Eifersucht vermehrt hätte. Sie verloren oder versäumten also die Gesetzgebung, und beschäftigten sich in ihren Versammlungen allein mit Ausschreibung der Steuern, Entscheidung der Thronfolge oder Vormundschaften, und mit Vorstellungen der Übel, wider welche sie selber keinem Mittel Raum gaben. Die Zusammenkünfte der Stände hörten auf an gewisse Zeiten gebunden zu sein, und wurden so selten, als die sie erheischenden Vorfälle. Die Armuth des Königes machte sie zuweilen zu aufserordentlicher Hülfe nothwendig.

Nach

---

sie hinterbrachten dem Könige das Verlangen der Nation. Sie versammelten sich bei schönem Wetter im freien Felde, bei trübem Himmel in abgetheilten Sälen für die Geistlichkeit, den Adel, die Menge. Dieser las man die neuen Gesetze vor, und wenn sie ihren Beifall durch dreimalige Ausrufung bezeigt hatte, so unterschrieben der König und die Grofsen die Kapitularien.

Nach und nach versuchten es die Monarchen die Gesetzgebung an sich zu ziehen. Nicht gleich befehlsweise. Sie handelten mit ihren Unterthanen, sie riethen ihnen, sie bewogen sie zu ihren Endzwecken, als zum gemeinen Besten. Sie sprachen in höherm Tone, sobald sie sich der Gerichte bemeistert hatten, und noch vor dem funfzehnten Jahrhundert ward ihr Wille zum Gesetze. 50) Eine Gewalt, die sie endlich auch auf die Steuren

50) Eine merkwürdige Veränderung, welche besondere Aufmerksamkeit verdient! Die Salischen, die Burgundischen, andere Gesetze der Franken waren allgemein, und verbanden jeden Privaten des Landes, wo sie angenommen waren. Sie veralteten nach und nach, da sich das Eigenthum in Lehenbesitz verwandelte, welcher ein neues Recht erforderte. Die Kapitularien, als Gesetze in den Versammlungen der ganzen Nation angenommen, verbanden ebenfalls alle Franken. Aber zur Zeit, da die Schwäche der Karolinger und die Einfälle der Normänner den Baronen Gelegenheit und Raum gaben, sich zu Herren ihres Gebietes aufzuwerfen, und das zerfallene Reich kein anderes Band mehr hatte, als die Beziehungen des Lehensystems, so ergriff jeder Landesherr die Gerichtsbarkeit seines Gebietes, und der König hatte keine Gewalt als in seinen Domänen. Diese waren unter den letzten Karolingern fast zu nichts geworden, unter Kapeten aber, welchen überdiefs viele Provinzen nicht anerkennen wollten, bestanden sie allein in seinem Eigenthume. Die Kapitularien veralteten demnach, wie ehedem die Salischen Gesetze, und wichen den besondern Rechten jedes Revieres, welche die Unwissenheit des neunten und zehnten Jahrhunderts nicht in Schriften, sondern als eine mündliche Übergabe im Gedächtnisse und im täglichen Gebrauche verwahrte. Seit den letzten Kapitularien von 921 hatte sich das Volk nie versammelt, war kein allgemeines Gesetz ergangen, bis 1190, da Philipp August endlich über die Gränzen seiner Domänen hinaus zu befehlen anfing, welches er anfangs mit

ausdehnten, da das Volk schon an Gehorsam gewöhnt war. Die ersten Versuche Karls des siebenten und Ludwigs des eilften erregten keinen Aufstand, kaum einiges Murren.

So wurde dieses Reich, welches unter den Merovingern demokratisch, unter den Karolingern aristokratisch gewesen war, nunmehr unter dem dritten Stamme zu einer lautern Monarchie, in welcher man alle Gebräuche, die das Andenken der alten Form

---

vieler Behutsamkeit versuchte. Sein Gesetz von 1206, die Juden betreffend, ist mehr ein Vertrag mit der Gräfinn von Champagne und dem Grafen von Dampierre. Auch Ludwig der achte handelte im Jahr 1223 auf gleiche Weise mit seinem Adel des nehmlichen Geschäftes wegen. Die Verordnungen Ludwigs des neunten erschienen nur als eine Sammlung der Gebräuche für die Krongüter, denen Weisheit, Billigkeit und Ordnung eine günstige Aufnahme im ganzen Reiche verschaffte. Die Liebe des Volkes zu einem so guten Könige gab ihm Gelegenheit freier zu gebieten, und nach ihm scheinet man die Gesetzgebung schon als einen Theil der königlichen Gewalt betrachtet zu haben. Ehe man die Stände des Reiches zu berufen anfing, so zogen die Könige die vornehmen Geistlichen und Edeln, die sich am Hofe befanden, zu Rathe, um ihren Gesetzen das Ansehen einer reifen Überlegung des gemeinen Besten zu geben. Die Stände, welche mit dem Jahre 1302 anfingen, nach Gelegenheit berufen wurden, und mit dem Jahre 1614 verschwanden, hatten keinen Theil an der wirklichen Gesetzgebung. Der König trug ihnen die Sache vor, um welcher willen er sie versammelt hatte. Die Abgeordneten jedes Standes gaben ihre Antworten besonders. Diese erwog der König in seinem Rathe, worauf gemeiniglich die Verordnung erfolgte, in welcher er den Beyfall der Stände, oder eines, oder zweier derselben bald anführte, bald mit Stillschweigen überging. Sie hatten also kein anderes Recht als vorzustellen, zu rathen. Der Thron allein war die Quelle der Gesetze.

erneuern können, mit Fleiss vermied. Franz der erste berief die Stände nicht ein einzig mal, noch erlaubte er dem Volke seine Abgaben selber zu bestimmen: das wesentliche Zeichen der Freiheit in Lehenreichen.

Zwei Dinge retteten Frankreich von despotischer Gewalt. Der Adel hatte zwar seine Macht verloren, aber noch blieb ihm die Würde des Ranges, die Stelle zwischen dem Throne und dem Volke, die Freiheit von den Steuren des Pöbels, die Verachtung seiner Gewerbe, Titel und Ehrenzeichen im Frieden, Vorzug im Kriege: alles dieses nicht auf Gesetze, sondern auf Begriffe der Ehre gegründet, für die er sehr empfindlich war, und die auch dem Könige heilig waren. Ein Despot vertilgt mit einem Winke einen solchen Orden, ein König fühlet die Schranken seiner Gewalt, so lange er bestehet.

Das Parisische Parlament war ursprünglich das Hofgericht der Könige für ihre Domänen, und für die Appelle von den Gerichten der Barone. Wir haben oben bemerket, wie es, an Zeit und Stelle gebunden, durch die Billigkeit seiner Urtheile, durch die Verdienste seiner Mitglieder zu einem grossen Ansehen im Volke gelanget. Als die Könige die Gesetzgebung an sich zu ziehen unternahmen, so suchten sie durch den Beifall des Parlamentes dem Volke ihre Verordnungen angenehm zu machen, und die Gemüther mit dem neuangemasten Rechte zu versöhnen. Da die Stände sich selten oder gar nicht versammelten, so zogen die Könige das Parlament in den wichtigsten Sachen zu Rathe; nicht, als ob es Theil an der Gesetzgebung hätte, oder der Vertreter des Volkes wäre, sondern wegen des Ansehens und Vertrauens,

das ihm seine Weisheit und die Handhabung der Gesetze gab. Oft widersetzte es sich übermäſsigen und ungerechten Forderungen der Könige. Sein Widerstand, die einzige Stütze des Volkes, war immer tugendhaft und schwach. 51)

Das Reich Karls des Groſsen war ein Gebäude, zu schleunig aufgeführt, um fest zu stehen. Es wankte schon unter seinem Sohne; und als es endlich gar zerfiel, so trennte sich Germanien von Frankreich. Die Deutschen Karolinger schlugen langsamer aus der Art, als die Französischen. Sie erhielten die Krone in An-

---

51) Die Ansprüche des Parlamentes auf das Recht die Gesetzgebung zu mäſsigen, und an der Verwaltung Theil zu nehmen, waren groſsen Schwierigkeiten unterworfen. Gewiſs ist es, daſs die Glieder desselben vor Zeiten von dem Könige ernannt, bezahlet, auch zuweilen nach Gefallen entlassen wurden, so daſs sie nicht als Vertreter des Volkes angesehen werden können. Aber da das Parlament ursprünglich aus den Vornehmsten des Reiches und den geschicktesten Gesetzverständigen zusammengesetzt war, welchen vorhin schon die Könige ihre Verordnungen mitzutheilen gewohnt waren, so erschien das neue Gericht gleichsam als ein Ausschuſs der Stände, dessen Rath und Urtheil anzunehmen dem Könige vortheilhafter war, als die Stände zu versammeln.

Unter dem zweiten Stamme war es das Amt des Kanzlers gewesen, die neuen Gesetze in Ordnung zu bringen, dem Volke vorzulegen, den Beamten mitzutheilen, unter den Denkmahlen des Reiches aufzubehalten. Bei Errichtung des Parlamentes wurde der Kanzler zum Vorsteher desselben ernannt, und er trug sein voriges Recht mit sich in den Gerichtsstuhl über, den er nun bestieg.

Der Name des neuen Gerichtes war aus den Zeiten der Karolinger genommen, in welchen man die Versammlung des ganzen Volkes ein Parlament genannt hatte. Die Gleichheit der Namen hat

sehen, die Vasallen, wiewohl reich und mächtig, im Gehorsam, die Ämter, die Lehen in ihrem Willen. Als der Deutsche Stamm erlosch, und der Französische schon in Verachtung gesunken war, so wählten die Deutschen, als Freie, Konraden aus Franken, welchem Heinrich aus Sachsen, und seine Nachkommen, die drei Ottone, folgten. Mächtig und weise vermehrten sie den Glanz der Kaiserlichen Würde bei den Fremden. Otto der erste durchzog Italien, wie Karl der große, als Herr, ernannte und entsetzte Päpste, knüpfte die Lombardische Krone an das Reich, und

einen starken Einfluss auf die Meinungen der Menschen. Augustus riss unter dem Namen der alten Würden alle Gewalt, neuer Herrschaft an sich. Hier gab diese Gleichheit einem Staate Gelegenheit die Rechte des Volkes zu ergreifen. Anfänglich war es ein Kunstgriff der Könige sich des Parlamentes zu bedienen, um die Gesetze der Nation angenehm zu machen, der sie ihren Antheil an der Gesetzgebung entrissen hatten. Und so gross war das Zutrauen des Volkes zu so weisen Männern, dass es mit ihrem Beifalle zufrieden, seinen Verlust nicht ahndete. Bald aber wurde die List der Könige zu einem Rechte wider sie. Das Parlament behauptete, keine Verordnung werde ohne seinen Beifall zum Gesetze. Sein Widerstand wider gefährliche Neuerungen war immer patriotisch, oft heftig, und wich keinen Bitten noch Befehlen. Vom Jahr 1562 bis 1589 verwarfen sie mehr als hundert Edikte. Doch hatte das Parlament nicht Macht genug, ein so wichtiges Recht zu behaupten, und alle seine Tugend scheiterte an der Gewalt. Es ist eine andere Maxime des Französischen Rechtes, dass, wo der König in Person erscheinet, alle andere Gewalt aufhöret. Er verfügte sich also in das Parlament, und befahl das Edikt abzulesen, anzunehmen, einzuschreiben, kund zu machen. Ein Schritt, welcher allen Rest der alten Freiheit zerstörte, alle Hülfe des Parlaments vereitelte.

glaubte durch Annehmung des Namens in alle Rechte des Augustus zu treten.

Unterdessen schlichen die Deutschen Barone zu grösserer Macht. Bei der Schwäche der letzten Karolinger und den innerlichen Kriegen, die jeden Kaiser nöthigten, den Beistand des Adels zu erkaufen, wurden die Lehen erblich, die Grossen unabhängig, jeder der höchste Richter seines Gebietes. Die Sächsischen Kaiser merkten ihre Absicht. Aber mit Italien beschäftigt, glaubten sie genug gethan zu haben, wenn sie ihnen in Deutschland selbst einen Orden entgegensetzten, der seine ganze Macht dem Throne zu danken habe. Sie erhoben die Klerisei zu gleicher Ehre, gleicher Gewalt. Ein Fehler, welcher den Päpsten den Weg zu der ärgerlichen Herrschaft bahnte, die sie über die folgenden Fränkischen und Schwäbischen Kaiser ausgeübet haben, zu welcher sie sowohl durch fanatische Kühnheit, als kalte Klugheit gelanget sind. Denn da Hildebrand die Fürsten mächtig, und die Geistlichkeit ihnen gleich sah, so versicherte er sich beider, eh er seine Flüche wider Heinrich den vierten ausstiess.

Zum Vorwande seiner Frechheit nahm er die Feilheit der geistlichen Würden und Güter, mit welchen er den Kaiser öffentlich zu handeln und die Rechte der Kirche zu kränken beschuldigte. Heinrich vertheidigte muthig einen so wichtigen Theil der Kaiserlichen Gewalt. Kaum aber erscholl der Machtspruch des Papstes, so verliessen ihn nicht nur alle Fürsten, sondern auch Mutter, Weib und Söhne. Ein guter, ein wackerer Kaiser stand drei Tage lang vor dem Schlossthore des Priesters, demüthig, barfus, um Vergebung flehend, die er kaum erhalten konnte. 52)

---

52) Sein Zustand, sagt Gregor der siebente selber in einem Briefe,

Dieser Schimpf verdunkelte den Glanz der Kaiserlichen Würde auf lange Zeit. Dreihundert Jahre lang hielten die Gibellinen und Guelfen, Italien und Deutschland in beständiger Verwirrung. Dort suchten die Staaten Freiheit, hier der Adel und die Geistlichen Unabhängigkeit, und beides zu erhalten beförderten beide mit aller Macht die stäte Absicht der Päpste, ihren Herrn zu erniedrigen. Und obgleich zuweilen einige Kaiser alle Kräfte zusammen rafften, sich wieder aufzurichten, so fiel doch im langen Zwischenreiche ihr Ansehen völlig dahin. Rudolph von Habsburg ward endlich gewählet, nicht, weil man die künftige Größe seines Hauses ahnete, sondern weil man seine gegenwärtige Schwäche sah. Verschiedene seiner Nachfolger wurden aus gleichem Grunde zum Throne berufen. Die Deutschen Fürsten wollten die Gestalt eines Reiches erhalten, dem sie alle Kraft geraubet hatten. 53)

---

ging allen Umstehenden so nahe, daß sie mit Thränen für ihn baten, und mit lauter Stimme unsere wunderbare Härte — eine wilde und tyrannische Grausamkeit nannten.

53) Der Verlust der Kaiserlichen Vorrechte erscheinet am deutlichsten, wenn man diejenigen, welche die Sächsischen Kaiser bis 1024 ausübten, mit denen vergleicht, die bei der Erlöschung der Luxemburgischen und Baierischen Kaiser (1437) übrig blieben. In dem ersten Zeitraume ernannte der Kaiser zu allen hohen Würden der Kirche, und zog ihre Einkünfte, so lange sie ledig standen. Er erbte alle Güter der Geistlichen, die ohne letzten Willen abgingen. Er bestätigte, entsetzte die Päpste, er hielt Konzile, gab den königlichen Titel seinen Vasallen, besetzte die erledigten Lehen, zog die Einkünfte der Domänen, Zölle, Steuern, Bergwerke, die Einkünfte von den Juden und Geldstrafen. Er regierte Italien als Monarch, gab Städten Freiheit und das Recht der Jahrmärkte. Er versammelte den Reichs-

Alle Stände hatten sich der Unruhen der Zeiten bedient, die angemafsten Rechte in ihren Gebieten zu befestigen und auszudehnen. Alle Bande der Gesellschaft waren aufgelöst, die blofsen [illegible] Namen [illegible]

tag und bestimmte die Länge seiner Dauer. Er prägte Münze und zierte die Stände nach Gefallen mit diesem Rechte. Er übte hohe und niedere Gerechtigkeit, auch in den Gebieten der Stände. Im zweiten Zeitalter blieb ihm nichts als die Gewährung der Titel und Würden, (die Erhebung zum Reichsstande ausgenommen), das Recht der ersten Bitte, oder in jedem Kapitel, in jeder Abtei einmal eine Stelle zu vergeben, die Rechte der Volljährigkeit zu gestatten, Städte aufzurichten, das Münzrecht zu geben, den Reichstag zu berufen und ihm vorzustehen.

Der Reichthum der Kaiser verschwand noch geschwinder, als ihre Macht. Italien, ein reiches Land, war ehedem als ein Eigenthum an die Krone geheftet gewesen, und da hatten die Verschwendungen angefangen. Die Städte, durch den Handel bereichert, erkauften ihre Freiheit von verschiedenen Kaisern. Karl der vierte und Wenzeslaus, sein Sohn, verbrachten alles, was von den Krongütern Italiens übrig geblieben war. Die Deutschen Domänen lagen an den beiden Ufern des Rheins, unter der Aufsicht der Pfalzgrafen, und hin und wieder zwischen die Gebiete der Stände gestreuet. Alle diese wurden in den Unruhen des Zwischenreiches und der Zänke mit den Päpsten von den Edlen ergriffen. Auch die zufälligen Einkünfte litten gleiche Minderung. Die Landesherren nahmen die kaiserlichen Zölle für sich. Karl der vierte überliefs den vier Churfürsten am Rhein alle Lande und Rechte, die dem Kaiser nach so vielen Schmählerungen übrig geblieben waren, um ihre Stimme für seinen Sohn zu erkaufen. Granvelle, ein Minister Karls des fünften, versicherte in Gegenwart verschiedener Deutscher Fürsten, dafs das Reich seinem Herrn nicht einen Heller eintrage. Und seit Karl dem vierten, welchen Maximilian die Pest des Reiches zu nennen pflegte, leben die Kaiser allein von ihren eigenen Einkünften.

Namen der Lebensverknüpfung hielt die Glieder noch an einander. Die Früchte dieser Trennung wiesen sich von den Zeiten Rudolphs an: Raub, Mord, Hemmung des Handels, alle Plagen eines geplünderten Landes, und auch seine Gestalt. Man suchte Rath in Bündnissen, in Gerichten verschiedener Kreise, in Austrägen, und entdeckte nur die Unvermögenheit der Mittel wider ein so tiefes Übel, bis die Errichtung des Kammergerichtes, dessen Glieder theils vom Kaiser, theils von den Ständen ernannt wurden, die Ruhe wieder herstellte. Kurz darauf gab Maximilian durch Bestellung des Reichshofrathes, dem er gewisse Rechtssachen vorbehielt, auch der Kaiserlichen Würde wieder einiges Gewicht. 54)

54) Der häufige Adel Deutschlands hatte sich zu gröfserer Gewalt, als in andern Reichen, emporgeschwungen, und an unbändige Freiheit gewöhnt. Die Privatkriege wurden demnach allgemeiner und verderblicher. So wie die benachbarten Könige an Gewalt und Reichthum stiegen, so fielen die Kaiser an beiden. Auch die Reichstage waren unvermögend die Streitigkeiten der Fürsten beizulegen, wegen ihrer Seltenheit, Kürze, und des Getöses der Menge. Alle Mittel, die bei andern das Übel gemäſsigt hatten, waren hier vergebens. Die Bündnisse der Edeln, der Städte, nützten wenig. Endlich erfand man die Schiedsrichter oder Austräge, deren Urtheile anzunehmen sich die Stände verschiedener Gegenden unter einander verbanden. Ihre Ernennung geschah entweder im Vertrage selbst, oder durch beide Parteien, oder durch einen dritten, oder durch das Loos. Die öffentlichen Gerichtsstuben wurden öde.

Das Ansehen der Regierung wieder herzustellen legte Maximilian das Kammergericht an. Ein Vorsteher des höchsten Ranges, vom Kaiser gesetzt, hatte sechzehn Richter unter sich, deren einen Theil der Kaiser, einen andern die Stände ernannten. Ihr Unter-

So wurde Deutschland zu einem Körper, aus vielen Ständen zusammen gesetzt, deren Haupt der Kaiser war. Doch gleichet ihre Verbindung weder den Achäern aus alter, noch den Niederländern oder Schweizern aus neuer Zeit. Denn die Stände Germaniens waren nicht ursprünglich freie und besondere Staaten, sondern Unterthanen des Kaisers, die die Würde des Kaisers nicht abgeschafft hatten, sondern noch als Vasallen erkannten. Und obgleich die Unterwürfigkeit geendigt, und der Lehendienst sehr gemindert war, so blieb doch die äusserliche Gestalt der alten Einrichtung, und der Schein der vorigen Gewalt im Kaiser. Ein Widerspruch, der die Verbindung ungewiss und wankend machte.

Prächtige Titel, die erste Stelle unter allen Monarchen, die Hofdienste grosser Fürsten, sein Name vor allen Gesetzen, das Recht sie auszuführen, diess alles gab dem Kaiser eine Grösse,

---

halt wurde zu einem öffentlichen Beitrage unter dem Namen der Kammerzieler. Frankfurt war der erste Sitz des Gerichtes. Unter Karl dem fünften wurde es nach Speier verlegt, und liegt nun in Wetzlar. Es urtheilt in allen Civilsachen der Stände, auch in Verbrechen, da der Landfriede sein Endzweck ist. Alle Italiänischen und Lehenssachen gehören vor den Reichshofrath, welcher nach dem Muster der alten Pfalzgerichte gebildet, allein vom Kaiser abhängt. Maximilian erhielt seine Errichtung von den Ständen als eine Vergütung der Gewalt, zu der er das Kammergericht erhoben hatte. Seit diesem suchte der Wienerische Hof beständig das Ansehen des Reichshofrathes zu vermehren, der Kammer zu schmählern, wozu es ihm an Vorwande nicht fehlte. Denn die Eifersucht der von verschiedenen Ständen gesetzten Richter wirket in Wetzlar verdriessliche Verzögerungen, da zu Wien unter Einem Herrn kräftiger und fertiger gehandelt wird.

die ihn oft verblendete, und ihn reizte auf die alte Gewalt Karls und der Ottone zu zielen, und alle Rechte der Stände, als erschlichen, zu verwerfen. Aber von allen Krongütern blieb ihm nicht ein Flecken, der ihm eintrug. Die Stände hatten, unter dem Namen seiner Unterthanen, alle wahre Gewalt in ihren Gebieten. Sie machten Gesetze auf dem Reichstage 55) und verbanden den Kaiser zur Bestätigung ihrer Abschiede. Sie bestimmten die ausserordentlichen Steuren, sie sahen ihre Rechte als auf nahe Zeiten und gültiges Herkommen gegründet an, die Ansprüche ihres gewählten Hauptes, als veraltet. Die innerliche Eifersucht war gestiegen, seitdem das Wahlrecht etlichen Fürsten eigen geworden war. 56) Denn im Anfange war es dem ganzen Volke gemein gewesen. In den Unruhen der mittlern Zeit hatten die sieben

55) Der Reichstag der Deutschen glich anfangs dem März- und Maifelde der Franken: einmal des Jahres; jeder seine Stimme; in Person zu erscheinen eine Pflicht, wie andere Lehndienste; eine Strafe auf das Ausbleiben. Da die Mächtigen unabhängig wurden, so änderte sich die Natur des Reichstages. Er wurde zu einer Versammlung verbündeter Stände, deren Haupt der Kaiser war. Das Recht der Stimme hing nicht mehr an der Person, sondern am Lande. Man konnte durch Abgesandte erscheinen. Einer hatte mehrere Stimmen, wenn er verschiedene unmittelbare Länder besafs. Die Städte gewannen den Zutritt, sobald sie freie Landesherren wurden. Alles, was das allgemeine Wohl des Reiches betrifft, gehört vor den Reichstag. Doch menget er sich nicht in die innere Verwaltung der Stände, ausser wenn ihre Verwirrung der öffentlichen Ruhe schädlich werden kann.

56) Konrad der erste ward vom ganzen Reiche gewählet, Konrad der zweite von den Vornehmsten ernannt, von der Menge bestätigt. Bei der Wahl Lothars des zweiten waren sechzig tausend Personen

Erzämter, als die bei dem neuerwählten Kaiser unumgänglich erscheinen mufsten, das Recht auf sich allein gezogen, welchem die goldene Bulle endlich Form und Ordnung vorschrieb. Der Adel, die Städte hingen seit diesem schwächer an einem Haupte, an dessen Erhöhung sie keinen Antheil hatten. Die Churfürsten wurden dem Kaiser fast gleich und fürchterlich.

Die Verbindung Vieler ist immer schwer, auch wenn sie von einerlei Geiste regiert werden. In Deutschland bestand sie aus ungleich gesinnten. Die Städte wollten Freiheit und Handel, die grofsen Fürsten Gewalt und Krieg. Wie konnten da Gesetze für Alle bestehen, und ein allgemeines Wohl zum Grunde haben?

---

zugegen. Martin der Pole, welcher unter Friedrich dem zweiten lebte, thut zuerst der Churfürsten Meldung. Schon in den Wahlen, von denen wir geredet haben, pflegten die mächtigern Fürsten einen Kaiser vorzuschlagen. Diese Vorstimme (*praetaxatio*) war der Ursprung des ausschliefsenden Rechtes der Churfürsten. Als mächtige Landesherren, als Träger der Erzämter, gewannen sie so grofsen Einfluss auf die Wahlen, dafs die mindern Stände sich endlich derselben enthielten, da ihnen nichts dabei zu verrichten übrig blieb, als das Werk der Churfürsten zu billigen. Um so mehr als die gefährliche Reise durch Länder voll Räuber, voll Waffen, grofses Gefolge, grofse Kosten erforderte. Die Churfürsten, unentbehrlich dabei, wegen ihrer Erzämter, ertrugen diese Beschwerlichkeiten um ein neues, ein herrliches Vorrecht festzusetzen. Es sei auch, dafs man die sieben Churfürsten als die Vertreter des ganzen hohen Adels betrachtete, unter denen sich die Kanzler der drei alten Reiche, ein König, ein Herzog, ein Marggraf und ein Graf befanden. Sie erweiterten ihr Recht auch auf die Absetzung des Kaisers, und wagten die Übung desselben 1298 wider Adolphen von Nassau, mehr aus besonderm Hasse, als des gemeinen Besten wegen; und 1401 wider den Wenzeslaus, dessen Urtheil, im Namen der Churfürsten abgefafst, auch etliche Prälaten und Edle unterschrieben.

An manche Bisthümer und Abteien waren große Länder, und Würden geheftet, zu denen meistens die jüngern Söhne des zweiten Adels gelangten. Die weltlichen Fürsten sahen diese ungern neben oder über sich. Erziehung, Amt, Verknüpfung mit Rom, gab jenen auch einen besondern Charakter und Vortheil. In ihren eigenen Gebieten genossen die Stände nicht gleicher Gewalt. Die Mächtigen hatten alle Theile der Oberherrschaft, andere nur einige, die ihnen oft streitig gemacht, auch wohl entzogen wurden, wenn der Kaiser und die Churfürsten unter sich einig waren. Bei so schwachen Banden und so wichtigen Ursachen der Trennung war das Reich unentschlossen, argwöhnisch, langsam. Aber wenn es der Geschicklichkeit eines Kaisers gelang, seine mächtigen Fürsten und sein tapferes Volk zu vereinigen, so zwangen sie Alles ihrer Macht zu weichen.

Es ist noch übrig, einen Blick auf das Türkische Reich zu werfen, welches in den folgenden Zeiten einen großen Einfluß auf die Kriege und Unterhandlungen der Christlichen Potentaten gewonnen hat. Das südliche Asien ist öfters von den Einwohnern des alten Scythiens, der heutigen Tatarei, überfallen worden. Die Turkomanen befestigten ihr Reich von der Kaspischen See bis an die Dardanellen; und nachdem sie gegen die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts Konstantinopel erobert hatten, so verlegten sie dahin den Sitz des neuen Reiches, welches sich über Griechenland, die Walachei, die Moldau, die Provinzen des alten Thraciens und Macedoniens, und einen Theil von Ungarn erstreckte. Diesen Theil Europens regierten sie mit Asiatischem Geiste, despotischer Macht. Die Prinzen aus dem heiligen Blute Ottomanns sahen von der Höhe des Thrones, dessen man sie al-

ein würdig schätzte, auf ihre Unterthanen stolz herab, die vor ihnen alle gleich waren. Keine beständigen Gerichte setzten ihnen Gränzen, kein erblicher Adel gab ihnen Argwohn. Keine Ehre kannte man, als im Dienste des Sultans. Die erste Stelle bekleiden, gab dem Hause keinen Glanz; sie verlieren, war in den Staub zurücke fallen. Nichts für den Bürger, alles für den Sultan; Herr und Sklave die einzigen Begriffe.

Zufällige Umstände verderben oft die beste Regierungsform; sie verbessern auch die schlimmste. Die Religion setzte der Macht des Sultans Schranken: denn ihre Stimme erschallt noch höher herab, als die vom Throne. Sie gebietet auch den Königen, und alle Befehle der Sultane blieben ohnmächtig wider sie. Wozu noch ein andrer Umstand kam. Die Türken hatten grosse Völker bezwungen, nicht ausgerottet, und mußten die Furcht durch ein zahlreiches Heer unterhalten. Amurat der dritte befahl, daß jährlich der fünfte Theil der im Kriege gefangenen Jugend als ein Eigenthum des Kaisers abgesondert, im Mahometanischen Glauben unterrichtet, in scharfer Zucht geübet und unter dem Namen der Janitscharen 57) oder neuen Soldaten in Einen Kör-

57) Als Amurat die Janitscharen zu einem Körper errichtet hatte, so schickte er sie zu *Haji Bektash*, einem Türkischen Heiligen, berühmt durch Wunder und Prophezeihungen, mit Bitte ihnen eine Fahne, einen Namen und Segen zu geben. *Haji*, da sie vor ihm erschienen, legte den Ermel seines Kleides auf das Haupt des Einen und sprach: Euer Name sei *Yengicheri*, eure Gestalt glänzend, eure Hände siegreich, euer Speer drohe dem Haupte des Feindes, und wo ihr hingehet, sollt ihr mit strahlender Stirn zurückkehren. Die Anzahl der Janitscharen war anfangs nicht beträchtlich. Unter Soliman dem zweiten waren ihrer zwölf tausend. Seit diesem sind sie zu einer weit grössern Menge angewachsen.

per gebildet werden sollte. Durch Zeichen seiner Gunst, durch alle Vorzüge, die ein Despot gestatten kann, machte er sie zu den ergebensten und eifrigsten Wächtern seiner Person und Würde. Bald fühlten sie, wie ehedem die Prätorianer, die Vortheile, die ihnen ihr Aufenthalt in der Hauptstadt, ihre Verbindung unter Einer Fahne, und die Gewalt, über die Person des Sultans gab. Die Janitscharen in der Treue zu erhalten, wurde das wichtigste Geschäft der Kaiser. Noch heute sind sie willig und muthig unter einem tapfern Haupte, aufrührisch unter einem schwachen oder unglücklichen. Dann erheben sie die Stimme, setzen ihre Kaiser ein und ab, und lehren diejenigen zittern, von deren Winke Tod und Leben abhängt.

Von Mahomet dem zweiten an, der Konstantinopel erobert, bis auf Soliman den zweiten, welcher frühe im sechzehnten Jahrhundert zu regieren anfing, hatte der Türkische Thron eine Reihe würdiger Monarchen getragen. Soliman selbst 58), den Europa als einen Eroberer, die Türken als einen Gesetzgeber verehren, führte seine lange Regierung mit großem Verstande. Er theilte

58) Soliman dem Prächtigen geben die Türken den Beinamen *Tanuni*, oder des Gesetzgebers. Er theilte seine Macht in *Capiculy* oder Soldaten der Pforte: ein beständiges Heer; und in *Serrataculy* oder Gränztruppen. Diesen gab er *Timariots* und *Ziums*, oder Stücke Landes auf lebtägig, fast wie in Europa die ersten Lehen, zum Genusse für Kriegsdienste. In seinem *Canun Namé* oder Gesetzbuche, bestimmte er genau die Größe dieser Lehen in jeder Provinz, die Anzahl der Soldaten, mit welchen der Besitzer jedes *Ziams* auf den Ruf des Kaisers im Felde erscheinen sollte, und den Sold, den sie zu empfangen hatten. Dieses Heer bestand aus 150,000, welche, mit den *Capiculy* vereinigt, die Heere jedes Christlichen Staates weit überstiegen.

das Reich in gewisse Bezirke, bestimmte die Anzahl der Soldaten, die jeder liefern sollte, sonderte gewisse Güter zu ihrem Unterhalte aus, ordnete selbst die Zucht, den Dienst, die Waffen; verbesserte das Finanzwesen, und ersetzte die Mäfsigkeit der Auflagen, die ihm seine Unterthanen zahlten, (eine wunderbare Gelindigkeit der Despoten im Oste!) durch strenge Wirthschaft.

So hatte die Pforte damals den höchsten Grad der Macht bereits erlanget, den ihre Einrichtung zuläfst. Die Janitscharen standen schon hundert und funfzig Jahre lang in beständiger Zucht und Übung. Auch die Truppen der Provinzen hatten sich in ununterbrochenen Kriegen gebildet. Die Christlichen Reiche waren noch fern von ihrer Reife; und alle Geschichtschreiber des sechzehnten Jahrhunderts bekennen und beklagen den Vorzug der Türkischen Heere vor den Christlichen 59). Wie diese die Oberhand über die oft müfsigen und versäumten Türken gewonnen, gehört in die neuern Zeiten 60).

59) *Guicciardini* unterrichtet uns, dafs die Italiäner die Kunst der Befestigung der Städte von den Türken erlernt haben. Busbek, welcher, als Gesandter Ferdinands an Solimanen, die Macht beider Heere genau zu schätzen wufste, beschreibet umständlich den Vorzug der Türken vor den Christen in Kriegeszucht und Erfahrung.

60) Es wäre Verwegenheit gewesen meine Gedanken mit den Einsichten Robertsons zu vermengen. Ich habe also nicht berühret, was er mit Stillschweigen übergangen. So hat er weder von den beiden Indien geredet, von welchen er sich besonders zu handeln vornahm, noch von andern Staaten Europens, die zu seinem Zwecke, der Geschichte Karls des fünften, nicht gehörten.

Ende des dritten Theils.

VERMISCHTE
GEDICHTE
UND
PROSAISCHE
SCHRIFTEN

VON

HERRN LUDWIG HEINRICH VON NICOLAY.

VIERTER THEIL.

BERLIN UND STETTIN,
Bei Friedrich Nicolai.
1793.

AN

IHRO MAJESTÄT

DIE

KAISERINN VON RUSSLAND.

Ein Unglück ist es für die Dichter,
ERHABNE! *daſs in ihrer Schaar*
Fast niemals ein gesunder Richter,
Daſs auch ihr billig Lob stets übertrieben war.
Der schalen Stümper zu geschweigen,
Die, wenn sich ihre Goth'sche Stadt
Ein plumpes Haupt gewählet hat,
Kolosse bau'n, auf Pyramiden steigen.
Und da die Glieder ihres Raths,
Auf Kosten Roms und des Senats,
Zu Bruten und Katonen geigen.

Wenn aber selbst Virgil Augusten fragt,
*Was er sich im Olymp für eine Stelle wähle? *)*
Wenn Despréaux dem eitlen Ludwig klagt,
Daſs ihm zum Loben Geist und Athem fehle,
Er, der uns immer doch mit Ludwigs Lobe plagt:
Dann überwiegt in meinem Sinne
Der Ekel die Bewunderung,
Ich such' ein ander Lied, um dessen weisern Schwung
Ich sie von neuem lieb gewinne.

So schwärmt der Dichter Chor. Was ist die Frucht davon?

Daſs, wenn der ganze Helikon
Zu einem Lobe sich vereinet,
Der sonst vielleicht bescheidne Held,
Auf den die Hyperbole fällt,
Durch ihre Duldung vor der Welt
Mit Eitelkeit befleckt erscheinet,
Und daſs ein kluges Lied, mit wahrem Lob' erfüllt,
Doch vor dem Stuhle der Geschichte
Nicht mehr, als vor dem Stadtgerichte
Der Wechsel des Verschwenders, gilt.

O der Verläumdung! wird von allen Seiten

---

*) *Im ersten Buche des Landbaues, V. 24—42.*

Mir zugeschrien. Sind es die Dichter nicht,
Die eben auf Augusts und Ludwigs Zeiten
Den ewig hellen Glanz verbreiten,
Der gröſsern Helden oft gebricht?
Als Sänger, wohl; als Schmeichler, nicht.
Versuch' es, zieh Virgils unsterblichem Gedichte
Die Stellen ab, wo er Augusten preist:
Erscheint dir nicht August in noch weit gröſserm Lichte,
Der einen solchen Mund sein Lob verschweigen heiſst?
Mäcenen scheint mir Flakkus mehr zu preisen,
Wenn er mit ihm auf Thorheit schimpft,
Als wenn er, dürftig an Beweisen,
Ihn auf den Stamm Etrur'scher Fürsten impft. *)
Der schwächre Ludwig nahm der feilen Dichter Träume
Für Wahrheit auf, schien sich die Sonne, schoſs
Die Pfeile des Apoll von seinem Wagen los,
Und Mauern stürzten ein, und Blut der Menschen floſs
Zum stäten Stoff für neue Reime.
Ihr lächelt ob der Eitelkeit
Des Fürsten? Lachet laut ob der Verwegenheit
Des Dichters, der an dunkelm Ort entsprossen,

---

*) *In der ersten Ode des ersten, und in der neun und zwanzigsten des dritten Buches; imgleichen in der ersten seiner Satiren.*

In stillem Schatten aufgeschossen,
Und in den engen Kreis der Brotgelehrsamkeit
Des niedern Lebens eingeschlossen,
Sich plötzlich nun zum Richter seiner Zeit
Erheben will, der Staatskunst tiefste Gänge
Beleuchtet, sich in das Gedränge
Der Schlachten mischt, von Pol zu Pol posaunend fliegt,
Der Nationen Zwiste schlichtet,
Die Könige pedantisch unterrichtet,
Aus seinem Kämmerlein, das unterm Dache liegt,
Den Ruhm vertheilen will, und wähnet, daſs die Erde
Nach seiner Liste nun die Helden reihen werde.

Doch schwärmet nicht auch mein Gedicht?
Was bleibt mir übrig, — mir, der ich mirs nie vergäbe,
Wenn ich, der Deutschen Letzter nicht,
Der ich so lange schon, so nahe DEINEM *Licht,*
Am Fuſse DEINES *Thrones lebe,*
Die Stimme nie zu DIR *erhöbe, —*
Was bleibt mir übrig, wenn ich DIR
Der Dichter Weihrauch selbst verleide?
Wenn ich zum kühnen Fluge mir
Die schwachen Flügel selbst beschneide? —
Was mir noch übrig bleibt? Ein Beispiel, das die Welt
Noch nie gesehn, zu sein: ein Sohn der Musen,

Der sich vor CATHARINEN *stellt,*
Und die Bewunderung, den Sturm in seinem Busen,
Aus Mifstraun in sich selbst, aus Ehrfurcht unterdrückt,
Da SIE, DIE GÖTTLICHE, *die nur von der Geschichte*
Ein Lob erträgt, auf die bescheidenen Gedichte
Des Fremden nur um desto holder blickt.

Des Fremden? wahrlich nein! Mit engerm Bande
Hing nie an seinem Vaterlande
Ein Mann von Herz und festem Sinn,
Als ich an dem von DIR *bestrahlten Newastrande,*
Wo ich durch Wahl und Blut gewurzelt bin;
Wo mich Gewohnheit, Dank und Liebe
So gütlich hält; wo mir der Ruf der Biederkeit
Zu solcher Zierde wuchs; wohin, zu dieser Zeit,
Mich, selbst vom Rheine weg, die Lust nach Sicherheit
Und nach vernünft'ger Freiheit triebe.

Wie? unterbricht mich hier das spöttische Geschrei
Der Schwärmer: Hört ihn doch, den Feind der Schmeichelei!
Mit Freiheit prahlt er in der Höhle
Der Knechtschaft, wo die Menschenseele
An jeden, welcher sie mit Vieh und Grund' ersteht,
Für hundert Rubel übergeht;
Wo, wenn der Allgewalt'ge winket,

Der Mächtigste vom Gipfel sinket,
Im Schnee Sibiriens mit stumpfen Pfeilen irrt,
*Und, lebend noch, zum Weiland *) wird.*
So täuschen falsch gedrehte Worte.
Und knüpft denn nicht an jedem Orte,
Es sei Geburt und Fleifs, es sei Gesetz und Recht,
Den Bauer an sein Feld? Doch den ihm sichern Knecht
Verpflegt und hegt der edle Russe,
Zum eignen Vortheil und Genusse,
Mit desto wärmrer Hut, erbaut ihm Stall und Haus,
Ergänzt sein Vieh, berichtigt seine Steuer,
Theilt ihm in magrer Zeit den eignen Vorrath aus,
Und fodert doch von ihm nicht mehr, als was ein Freier
Dem Deutschen Junker zollt, der, wenn er mir erpreſst.
Was ihm gebührt, ihn sorglos darben läſst.
Vergleicht den Unterthan Hesperischer Marchesen
Mit der gesunden Brut der Pflüger unsrer Knäsen!
Seht jenen, der ein wuchernd Feld besitzt,
Die goldne Traube pflückt, die Wiese dreimal mäht,
Und doch bei seinem Wasserkruge
In ekeln Lappen steckt, mit Wurzeln kaum genährt,

Vor

---

*) Buivschoi, *der Gewesene, welches gemeiniglich dem Namen des bürgerlich todten Verwiesenen vorangesetzt wird.*

Vor Kälte klappernd, ausgezehrt;
Der, wenn ein Reisender auf naher Straſse fährt,
Sich seinem undankbaren Pfluge
Entreiſst, mit unabläſs'gem Fluge
Am schnellen Rade hängt, bis ihm vom kleinsten Werth
Ein Münzchen in die Mütze fährt
Das einzige, was ihm gehört,
Weil es sein Junker nicht erfährt.
Führt ihn in unsers Russen Hütte,
Der zwar von seinem kargen Feld
Das achte Korn mit Müh' erhält,
Doch der in seines Volkes Mitte,
Bei fetter Grütze, hellem Herd,
Noch einem Gaste winkt, und ihn beim Liede nährt:
Gewiſs, wenn er zu wählen hätte,
Dein Freier tauschte gleich mit der so sanften Kette.

»Allein des Eigenthums, zu welchem er gehört,
»Unfähig für sich selbst, besitzt doch Russens Bauer
»Den kärglichen Gewinn auf ungewisse Dauer,
»Und was er Jahre lang erspart,
»Liegt nur in seiner Hut, der Willkühr aufbewahrt.»
— Wahr ists, das Recht besteht; doch den Gebrauch des Rechtes
Verbannt der Schande Furcht. Wie mancher Unterthan

So manches Russischen Geschlechtes
Besitzt in Ruhe mehr, als mancher Edelmann
In freien Ländern zählen kann!
Wie manchem Gutesherrn, von Gläubigern gedrungen,
Wann Pracht und Spiel sein Gut verschlungen,
Ist, unberaubt und ungezwungen,
Der feil gebotnen Bauren Schaar,
Der er im übrigen ein güt'ger Vater war,
Durch einzlen Zuschuſs beigesprungen!
Der Länder Strich, die sich vom sand'gen Riga hin
Zur letzten der Kurilen ziehn,
Wo zwischen ungeheuren Strecken
Von Wildniſs harte Felder stecken,
Vertrüge der ein lockres Band
Des Rechtes, das dem Unbestand
Des Pflügers freien Lauf vergönnte,
Der zwischen sich und das versäumte Land
Gleich hundert Meilen werfen könnte?
Mit welcher schlaffferen Gestalt
Der Herrschaft, als der Allgewalt,
Vertrüge sich so vieler Nationen
Vereinigung, die Reussens Welt bewohnen?
Wo jeden fern zu holenden Entschluſs
Des Wortes Macht beflügeln, schärfen muſs.

Doch selbst die Allgewalt; bei so liebreicher Pflege,
Als die, die lange schon Rutenien beglückt,
(Es lange fort beglücken möge!)
Was hat sie, das den Edlen drückt?
Herr seiner Wahl, mit Reussens Heeren
Nach Siegen auszuziehn, den Chor
Der goldnen Höflinge zu mehren,
Als Richter Parten anzuhören,
Und, zieht er dunkle Ruhe vor,
Sein angeerbtes Gut zu pflügen,
Und vor dem warmen Herd zu liegen,
Fühlt er in jedem Stand' in stets wohlthät'ger Art
Der Allgewalt Allgegenwart.
Er fühlt sich schnell erhört, beschützet,
Wenn Übermacht und List ihn quält,
Fühlt sich im Unglück unterstützet,
Sieht reichen Lohn, wenn er dem Staate nützet,
Und nahe Gnade, wenn er fehlt.

In Reichen, wo Gebrauch und Titel stolzen Ständen
Mit des Regenten Macht fast gleiche Macht verleiht,
(Die sie so gern auf Trotz und Widerstand verwenden),
Da muſs der schwache Fürst auf strenge Förmlichkeit
Sich stützen, stets auf Stelzen steigen,
Und stets der lauschenden Verwegenheit

Die leicht vergeſsne, Würde zeigen.
Hier aber, wo vor des Monarchen Hand,
Vom Gröſsten wie vom Kleinsten anerkannt,
In gleicher Ehrfurcht alles bebet,
Wo alles Gnade wird, kein Anspruch sich erhebet,
Was wagt der Herr, wenn er, wie CATHARINA *pflegt,*
In der Gewählten kleinem Kreise
Den Zwang der Krone niederlegt,
Und nach geliebter Mütter Weise
Durch Freundlichkeit der Kinder Joch versüſst,
Von denen keines je der Ruthe Recht vergiſst.
Blutdürstig herrscht in andern Staaten
Die Rächerinn der Missethaten,
Die strenge Nemesis. Hier lindert sie
Der Strafe Maſs durch Menschlichkeit und Gnade.
Zufrieden, daſs hinfort der Böse nie
Den Menschen mehr, allein den Zobeln schade.
Doch nun auf mich zurück! Bei meinem stillen Plan
Was geht der Groſse mich, und was der Bauer an?
Mich, der ich meinen Weg, gleich weit von beiden, walle,
Und mir am besten da gefalle,
Wo, leichten Pflichten unterthan,
Ich meinem Sinne folgen kann.
Zweimahl hab' ich den Kreis der aufgeklärten Staaten

Durchwandert, stets bereit die gnügsamen Penaten
Zu pflanzen, wo mich, häuslichfrei,
Des Aberglaubens Tyrannei,
Der Vorurtheile Joch, der Steuren Bürde,
Der Grofsen Stolz nicht drücken würde:
Doch kein der Sonne nahes Land
Gab mir, was ich am Pole fand.
Hier wird Kalvins und Roms und Luthers Lehre
Zu keiner Schuld, die der Verfolgungsgeist
Im Schwefelrocke büfsen heifst,
Schliefst keinen aus von Gunst und Ehre.
Im nachbarlichen Gotteshaus
Geht jede Sekte hier einträchtig ein und aus.
Die Hirten selbst, gleich ihren Schafen,
(Ein seltner Fall!) vertragen, schätzen sich,
Und Niemand schmäht, wenn ich nicht wöchentlich
Bei einer Predigt — eingeschlafen.
Gleich fern von Lästerung und dummer Heiligkeit;
Beleidigt hier mein Ohr kein atheist'scher Bube;
Doch fliegt mir auch, um eine Fröhlichkeit
Am Sonntag, angestellt, kein Kiesel in die Stube. *)

---

*) In England, wo die freiesten Schriften erscheinen, gestattet der bigotte Pöbel auch nicht einen Saitenstrich am Sonntage.

Hier wagt kein neuernder Sophist
Den Satz, dafs Raub und Mord ein Recht des Menschen ist. *)
Hier brüllt bei keinem nassen Schmause
Ein Stentor aus dem Unterhause,
Der doch, so bald die Gunst ihm winkt,
Zur Heerde des Ministers überspringt.
Das beste Gegengift politischer Parteien,
Gehorsam, hier die allgemeinste Pflicht,
Stört die Vertraulichkeit gesellschaftlicher Reihen,
Und stört des Staates Ruhe nicht.
Der Grofse, der aus Rurichs Blute
Sich herbeweist, empfängt und suchet hier
Den Mann von Wissenschaft, von Kunst, von Kriegesmuthe
Mit gröfsrer Achtung und Begier,
Als dort der Krämer thut, der mit Dukaten prahlet,

---

*) *In dem Satze, dafs gewisse Rechte des Menschen unverjährbar sind, liegt nothwendig der Satz, dafs, wenn keine andre Mittel, sie wieder zu erlangen, da sind, auch Raub und Mord zum Rechte des Menschen gehören: eine Folgerung, deren Wirklichkeit wir leider! nur zu deutlich gesehen.*

*Und Glieder *) und Talent, wie Zimmt und Pfeffer*
zahlet.
Geburt und Reichthum ziert, allein bestimmt den Rang
Des Russen nicht. Ihn giebt ihm Dienst und Gnade.
Den Sohn des Gröfsten lehrt die Schule niedrer Grade
Erst Ehrfurcht und der Pflichten Zwang.
Unzollbar ist das Haupt des Edlen; doch die Rechte
Der Krone zahlt er ihr als Bürge seiner Knechte,
Und der nach ihrer Zahl vertheilte feste Schofs
Bleibt für den Armen klein, wird für den Reichen grofs.
Vom stillen Zolle, der des Prachtes Waaren drücket,
Die uns Paris und London schicket,
Bleibt jeder, der der Eitelkeit,
Der Sucht gebieten kann, so lang' er will, befreit.
Indessen wächst im ämsigen Gewerbe
Des Fremden Mammon ungestört,
Mit welchem er, und wo nicht Er, sein Erbe
Zum Lande, dem er einst den Rücken arm gekehrt,
Um keinen Zehenten gezwackt zurücke fährt.
Diefs alles fand ich nicht in den gepriesnen Reichen,
Die sich mit Rom und Griechenland vergleichen.

---

*) *Man sehe die Tabelle der Holländer, in welcher auf jedes Glied, welches man im Kriege für sie verlieren würde, ein Preis gesetzt war.*

Rom, Griechenland! die Namen lauten groſs:
Doch sagt, ob auch in ihrem Schooſs
Der freie Bürger stets der Freiheit Recht genoſs?
Ob Thorheit, Unbestand, ob Ehrsucht, ob Intrigen
Nicht höher auf dem Markt, als je bei Hofe stiegen?
Mir scheints; und wäre mir gleich itzt die Wahl verliehn,
Hier unter einem Antonin,
Den kein Gesetz an keiner Laune hindert,
Doch der des Joches Last durch weise Güte lindert,
Zu leben, oder dort im zwar noch freien Rom,
Wo aber toller Reden Strom
Die Väter und das Volk entzweite,
Und täglich jede der erbitterten Partei'n
Der andern Dolch und Feuer dräute:
Dann wahrlich! sollte mich der Schein
Des groſsen Worts, der Freiheit, nicht verblenden,
Mit hohen, mit gefügten Händen
Würd' ich mich zum Despoten wenden,
Um von der häſslichsten der Tyrannei'n,
Von der des Pöbels, fern zu sein.
»Was aber bist du denn im Staate?»
— Ein Glücklicher... Was brauch' ich mehr. —
»Du stimmest nicht im Forum, im Senate.»
— So besser! Mir behagt es sehr.

Wenn

Wenn mit Geschäften sich die Gierigen befassen,
Und mich in Ruhe dichten lassen.
»Doch Würde, Titel, Ordensband,
»Wie drückend für den tiefern Stand!»
— Diefs fühl' ich nicht. In meiner Rangtabelle
Seh' ich zufrieden meine Stelle,
Die mir das Glück, mein eigner Wille gab,
Und blicke nicht beschämt hinauf, nicht stolz hinab.
Grufs, Titel, ein Tribut vom leichtesten Gehalte,
Ist alles, was von mir Geburt und Stern erhält;
Nicht Hochachtung, mein bessres Taschengeld,
Mit dem ich nach Gefallen schalte.
»Allein wie toll ist es mit Hab' und Gut bestellt,
»Wie wenig hier, wie viel in jener Kasse?»
— Wohlan! Vertheile heut der Güter ganze Masse
Zu gleichen Loosen jeder Klasse,
Gieb jedermann vollkommne Macht
Des Eigenthums: ich wette, morgen
Hat Thor und Spieler schon das Seine durchgebracht,
Und mufs der Reiche schon um Zins dem Armen borgen.
Fest überzeugt, dafs Rang und Pracht
Ein leeres Herz nicht glücklich macht,
Zufrieden mit dem engen Segen,
Den mir das schmahl gerettete Vermögen

Der Gattinn, den ehrbare Sparsamkeit
Mir bei gemächlichem Gehalt verleiht,
Schreib' ich Horazens goldne Worte:
*Dieſs war mein Wunsch *), auf meines Tiburs Pforte.*
Und sage täglich froh zu mir:
Bescheidne Freiheit wohnet hier.

Du *siehst,* Erhabene! *mein Wort ist ungebrochen:*
Nur Wahrheit hab' ich Dir, *und nur von mir gesprochen.*

---

*) *Die sechste Satire des zweyten Buches fängt sich mit den Worten an:* Hoc erat in votis.

GALWINE,

IN SECHS GESÄNGEN.

ERSTER GESANG.

Vom schweren Schicksal einer Schönen,
Von ihrer Unschuld, und Gefahr
Und Rettung soll mein Saitenspiel ertönen.
Du, dessen Geist so reich an neuen Scenen,
So reich an süſsen Worten war,
Aus deiner Lieder tiefem Meere
Laſs, Ariost, mich dieses Bächlein ziehn:
So sollen dann zu deiner Ehre
Auch Deutscher Schönen Wangen glühn.
Vor grauen Jahren war im Schottenland
Ein Kloster, welches tief in einem Walde stand,
Dem heil'gen Dunstan zugehörte,
Und dessen feiste Schaar den Herrn, nach altem Brauch,
Mit kurzem Chor und langer Tafel ehrte;
Doch jeden fremden Ritter auch
Acht Tage lang nebst Roſs und Knappen nährte.
In diesem Kloster kam einmal
Des Nachts ein Ritter an, der Kost und Bett begehrte.
Die Mönche wachten noch, vereint im Speisesaal.

Gleich regen sich der Brüder Hände:
Der bindet ihm den Panzer los,
Der faſst den Schild, der schnallt ihm von der Lende
Das Schwert, der macht sein Haupt vom Helme bloſs;
Der geht nach Wein, und der nach Speisen;
Der eilt, dem Knecht für ihn und für das Roſs
Raum, Trank und Futter anzuweisen.

In einem stummen Kreise sitzt
Der edle Gast, und kaut, daſs ihm die Stirne schwitzt.
Zuletzt erhebt er seine Blicke,
Schickt seine Schüsseln satt zurücke,
Und leert noch für das Gotteshaus
Den letzten Becher dankbar aus.

Herr Ritter, spricht der Abt, je mehr ich Euch bemerke,
Je mehr verrathet Ihr ein hohes Blut;
Und geht Ihr mit so raschem Muth
Im Felde, wie bei Tisch, zu Werke,
So ist im ganzen Königreich
Kein Ritter Euch
An Tapferkeit und Stärke gleich.
Hat aber Euer Hunger sich verloren,
So stillt nun auch den Hunger unsrer Ohren,
Und zeiget uns gefällig an,
Wie man Euch nennt, wo Ihr geboren,
Woher Ihr kommt, was Ihr gethan.
Erzählt uns was von Abenteuern,
Von Riesen und von Ungeheuern:

Denn das Unglaubliche gefällt
Uns Pfaffen mehr, als alles in der Welt.
»Mein Nam' ist Reinhold. Meine Wiege
»Sah Frankreich. Wenig noch, und nicht des Namens werth
»Sind meine Thaten; doch begehrt
»Mein ganzes Herz nach edlem Kriege.
»Sagt mir, ist etwan dieser Wald
»Der Zauberer, der Räuber Aufenthalt?«
Solch eines Namens Glanz verhüllet
Bescheidenheit so wenig, als den Brand,
Der eine Stadt mit Flammen füllet,
Ein Tuch, dem Thore vorgespannt.
Längst hörten wir, wie viel der Proben Euch gerathen.
Doch glaubt mir, dieser Wald ist unwerth hoher Thaten.
Hier lohnet sie kein dankbar Wort;
Sie bleiben dunkel, wie der Ort.
Wenn aber nach berühmtem Streite,
Herr Ritter, Euer Wünschen geht,
Auf dessen Sieg zur edlen Beute
Ein Reich und eine Schöne steht:
So heisset diesen Tag willkommen,
So findet Ihr Gelegenheit
Zum schönsten Streit,
Den je ein Ritter unternommen
In alter und in neuer Zeit.
Die Tochter unsers Königes, Galwine,
Weit schöner noch, als Melusine,

Weit keuscher, als Lukretia,
Ist einem harten Tode nah,
Wenn sich nicht bald ein Ritter findet,
Der ihren stolzen Feind, den Ullin überwindet.
Der klagte sie vor allen Grofsen an,
(Es sei, dafs er aus Neid gelogen,
Es sei, dafs ihn der Schein betrogen)
Er habe selbst gesehn, wie sie nach dem Alten
An einem Seile den Galan
Bei stiller Nacht hinauf gezogen.
Und wirklich, dieses Landes Recht
Ist für das schwächere Geschlecht
Hierin zu streng' und ungerecht:
Denn jedes Weib, von jedem Stande,
So bald ein Ritter mit dem Schwert bejaht,
Dafs ihr ein Buhler sich genaht,
Und wenn zur Tilgung ihrer Schande
Sich binnen Mondes Frist kein andrer Ritter fand,
Wird, schuldig oder nicht, verbrannt.

Denkt Euch, Herr Ritter, nun des armen Vaters Lage,
Da bis zum neuen Monde für sein Kind,
Seit jener angestellten Klage,
Nur wenig Stunden übrig sind.
Die süfse Tochter ihm zu retten
Fleht zwar der König jedermann,
Wer nur die Waffen führen kann,
In allen Schlössern, allen Städten,

Mit Briefen und Petschaften an,
Verspricht die Hälfte seiner Lande,
Und große Titel, großes Gut,
Und (ist der Streiter nur von edlem Blut)
Galwinen selbst zum Ehebande.
Allein so groß und fürchterlich
Ist Ullins Name bei den Leuten,
Daß noch bis itzt kein Ritter sich
Erboten, wider ihn zu streiten.
Ihr, tapfrer Reinhold! wählt nunmehr
Den edelsten von beiden Kriegen:
Hier, wenn ihr wollt, ein ganzes Riesenheer
In ödem Dunkel zu besiegen;
Dort vor den Augen einer Welt,
Zum Schutz der Schönheit aufgestellt,
Mit wenig Hieben, wenig Streichen
Den schönsten Lorber zu erreichen,
Auch einen mächt'gen König Euch
Zu stätem Danke zu verbinden,
Auf Lebenszeit Euch groß und reich
Zu sehen, und als Gatte gleich
Um ein vortrefflich Kind den tapfern Arm zu winden.
Im übrigen erwähn' ich nicht,
Daß Euch so gar die Ritterpflicht
Auffodert, von bedrängten Schönen
Verleumdungen und Unrecht abzulehnen,
Zumal wenn sie, wie hier, die ganze Welt
Für Muster keuscher Sitten hält.

Nicht eher ſing der Ritter an zu ſprechen,
Als bis er reiflich nachgedacht:
Welch ein Gesetz! mit Feuer es zu rächen,
Wenn eine Zärtliche den Liebsten froh gemacht.
Die Spröden sollten Strafe fühlen,
Die nicht so treue Flammen kühlen.
Was Ullin von Galwinen spricht,
Abläugnen, dieses kann ich nicht;
Indem es leicht geschehen möchte,
Daſs ich für eine Lüge föchte.
Allein die Sache selbst, wenn keiner es erfährt,
Scheint mir im Grunde lobenswerth;
Und dieſs behaupt' ich mit dem Schwert,
Daſs auch die schuldige Galwine
Nicht Schande, nicht den Tod verdiene,
Und daſs ich den für ungerecht,
Für nicht gescheidt, für einen Narren achte,
Der solch ein toll Gesetz erdachte;
Daſs endlich für das zartere Geschlecht
Und für den Fall geheimer Küsse
Man künftighin ein beſsres Recht
Mit beſsrem Witze machen müsse.
Füllt gleicher Trieb zu süſser Lust
Des Mannes und des Weibes Brust,
Warum gereichet es, dieſs möcht' ich gerne wissen,
Der Schönen denn zur Missethat,
Wenn sie sich den begier'gen Küssen

Des

Des Mannes überlassen hat,
Der sich daran nach Lust ergetzet,
Und es sich noch für Ehre schätzet?
Nein, wahrlich! länger sollen mir
So tolle Rechte nicht bestehen.
Euch armen Mädchen ist allhier
Ein offenbarer Tort geschehen;
Allein in kurzem werdet ihr
Ein anderes Gesetz nach andern Gründen sehen.
Denn wer es ändern kann, und thut es nicht,
Der handelt wider seine Pflicht.
Diefs sind, ihr Herren! die Gedanken,
Die mich berechtigen Galwinen beizustehn.
Und werd' ich von der Bahn als Sieger gehn,
So sollen ewig mir die zarten Schönen danken.
Scheint euch, was ich behaupte, wahr?
Die Mönche lächelten: Herr Ritter, das ist klar!
Wohlan! so bald der Morgenstrahl die Höhen
Der Berge färbt, so lafst Bajarden fertig stehen,
Und weist mir einen Führer an,
Der mich zur Stelle bringen kann:
Dann hoff' ich von Galwinens Leben
Und Ullins Tod' euch bald Bericht zu geben.

ZWEITER GESANG.

Es kamen, aus Begier der Schönen Recht zu schaffen,
Sowohl der Ritter, als die Pfaffen
Der angesetzten Zeit zuvor,
Und er bestieg sein Roſs, eh sich die Nacht verlor.
Sie ritten durch den Wald. Mit hoher Wipfel Schatten
Begann der Tag sich angenehm zu gatten,
Der doch im Forste nie zu vollem Lichte kam;
Der Führer hatte gleich der Straſse weitem Bogen
Die Schnur des Pfades vorgezogen,
Als Reinhold ein Geschrei vernahm,
Das aus dem nahen Thale kam.
Er dreht das Roſs. Hinschlängelnd durch die Eichen
Trabt es die schräge Bahn, zerreiſst mit harter Brust
Das Netz von Ranken und Gesträuchen,
Und hüpft und wiehert schon, der nahen Schlacht bewuſst.
Noch ungesehn erblickt der Ritter
Durch das bewegliche Gegitter
Des Laubes einen grünen Raum.
Hier lag an einem weit belaubten Baum
Ein kniend Mädchen, der von jeder Seite
Ein Mörder mit dem Dolche dräute,
Indeſs sie die beschloſsne That
Nur zu verschieben bat.

Doch kaum dafs jener sich im Grimme
Daher auf raschem Gaule schwang,
Und seines Schwertes Blitz, der Donner seiner Stimme
Dem Mörderpaar in Ohr und Auge drang,
So flohen sie gebückt, sich in die Hecken
Des dunkeln Thales zu verstecken.
Zu grofs, den Feigen nachzugehn,
Blieb Reinhold bei dem Mädchen stehn.

Als ungewifs, ob sie kein Traum betriege,
Als traue sie dem Auge nicht,
Vermengen sich auf ihrem Angesicht
Mit Todesangst der Freude Züge.
Allein auch so verräth ihr Wuchs und ihr Gewand
Nicht schlechten Reiz und nicht gemeinen Stand.
Nimm, spricht der Ritter zu dem Knappen,
Sie hinter dich auf deinen Rappen.

Versichert, und zu sich gebracht,
Erlangt sie nun der Sprache Macht,
Und braucht sie gleich, nach langen Klagen,
Dem edlen Retter Dank zu sagen.
Doch Reinhold: Diefs ist meine Pflicht,
O junge Schöne! dankt mir nicht.
Das einzige, was ich begehre,
Ist, dafs mir Euer Mund erkläre,
Wen ich befreit, wer dieses freche Paar,
Warum auf Euch ihr Arm erhoben war.

Was Ihr von Bosheit je gelesen,

Was jemals Argos und Mycen
Von Meineid und von Wut gesehn,
Ist gegen das, was mir geschehn,
Sprach sie, Herr Ritter, nichts gewesen.
Mit Hafs und Blutdurst seinen Feind
Verfolgen, ist gemein in jedem Lande.
Doch wüten gegen seinen Freund,
Das ist nur hier erhörte Schande.
Um aber meinen Zufall Euch
In seinem ganzen Licht zu zeigen,
Mufs ich bis zu der Quelle steigen,
Und Euch von allem, ist es gleich
Zu meiner Schande, nichts verschweigen.

Von Kindheit an ward ich ernannt,
Des Königs Tochter zu bedienen.
Ich wuchs mit ihr heran, und stand
In grofser Gnade bei Galwinen.
Zu glücklich! wäre meine Brust
Von Amors Pfeilen frei geblieben,
Und hätt' ich zeitiger gewufst,
Wie ungetreu die Männer lieben.
Noch unerfahren ward mein Herz gerührt.
Der schönste Jüngling in dem Lande,
Der edel, reich, von hohem Stande,
Ein Herzogthum im Titel führt,
Der junge Galloway erklärte
Sich gegen mich so warm, und übte solche Kunst,

Dass ich ihm endlich meine Gunst
Mit aller Heftigkeit der ersten Gluth gewährte.
O! warum können wir allein
Die Mienen sehn, die Reden hören,
Und warum kann durch treuen Schein
Ein Falscher uns so leicht bethören?
Bestürmt durch seiner Bitten Macht,
Durch Jugend, Lieb' und Sehnsucht nach Vergnügen,
War ich auf einen Weg bedacht,
Um manche liebe lange Nacht
In meines Buhlers Arm mit Sicherheit zu liegen.
Galwine hatte den Gebrauch,
Um bald den Frost, die Schwühle bald zu fliehen,
Mit jedem andern Wetter auch
Ein andres Zimmer zu beziehen.
Aus ihrem innersten Gemache geht
Des luftigen Altanes Thüre
Nach einem einsamen Reviere,
Wo nur ein Überrest verfallner Häuser steht.
So oft sie nun (woran es keine Woche fehlte)
Zum Schlaf ein andres Zimmer wählte,
Und mir das Zimmer überliess
Das an den Erker stiess,
So zeigt' ich es durch meine Zofe
Dem schönen Herzog heimlich an.
Er stellte sich im öden Hofe,
Ich oben mich auf dem Altan,

Warf ihm ein Stufenseil, am Eisen festgebunden,
Hinab, er stieg zu mir herauf,
Dann liefsen wir den frohen Stunden,
Und unsern Küssen freien Lauf.

Wir hatten schon verschiedne Wochen,
In jeder Woche manche Nacht,
Von keinem Argwohn unterbrochen,
In Lust und Freude zugebracht.
Im Vollgenufs der süfsen Triebe
Ward ich noch heftiger entbrannt,
Und merkte nicht, ich Blinde! dafs die Liebe
Des Falschen mählich schwand.

Er wagte sich in eben diesen Tagen,
Mit Blicken, schmachtendem Betragen,
An die Prinzessinn selbst. Ob seine Glut erst dann,
Ob sie vor unsrer schon begann,
Weifs ich noch heute nicht zu sagen.
Doch seht, wozu der falsche Mann
Durch List und Bosheit mich verführte,
Wie er in meiner Brust so unumschränkt regierte.
Mich unterhielt er ungescheut
Von seiner neuen Zärtlichkeit,
Mich selber bat er, bei Galwinen
Durch meinen Fürspruch ihm zu dienen.
Zwar, sprach er, glaube nicht, dafs ich
Für ihren Reiz im Ernste brenne,
Noch dafs ich jemals, so wie dich,
Die gröfste Fürstinn lieben könne.

O! wie verwünsch' ich meinen Stand!
O! warum mufste mich das Glück so hoch erheben,
Dalinde? (so bin ich genannt)
Und warum kann ich meine Hand
Nicht dir mit meinem Herzen geben?
Doch kann ich wohl für unsre stille Glut,
Für unser Glück wohl besser wählen,
Als mich mit königlichem Blut,
Mit deiner Herrschaft zu vermählen?
Mir ist im ganzen Königreich
An Glanz und Schätzen keiner gleich;
Wie sollte mir des Vaters Wille fehlen,
So bald nur meinem Wunsche nicht
Galwine selber widerspricht?
Diefs sei demnach dein eifrigstes Bemühen;
Darauf verwende Fleifs und Kunst,
Der königlichen Tochter Gunst
Auf mich, auf deinen Knecht, zu ziehen.
Erlangst du diefs durch klugen Rath,
So schwör' ich dir, die treue That
Tief in mein dankbar Herz zu schreiben.
Dann fürchten wir kein Scheiden mehr,
Und können immer, wie bisher,
In stiller Liebe glücklich bleiben.

Ich, deren ganzer Sinn allein
Darauf gerichtet war, den Herzog zu erfreun,
Die ich ihm keinen Wunsch verwehrte,
Und jedes Wort von ihm als ein Gebot verehrte,

Ich suchte bei Gelegenheit
Den schönen Galloway und seine Zärtlichkeit,
Und seiner Waffen edle Proben,
Galwinen höchlich anzuloben.
Allein umsonst. Die Schöne war
Dem Rathe taub. Schon in das vierte Jahr
War sie für Ritter Hermann eingenommen,
Der mit dem Bruder jüngst (ein edles Deutsches Paar)
An Schottlands Ufer angekommen,
Und der sich in Turnier und Schlacht
Schon lange so berühmt gemacht,
Daſs ihn der Fürst, um seinen Heeren
Solch einen Führer zu gewähren,
Beschenkt mit Land und Volk, am Hofe bleiben hieſs,
Ihm täglich neue Gunst erwies.
Doch fester, als des Vaters Güte,
Verband die Tochter sein Gemüthe
Durch ihren Reiz, durch die Bescheidenheit,
Mit welcher sie den Vorzug ihm gewährte,
Der sich geschwind' in Zärtlichkeit,
Zuletzt in heiſse Liebe kehrte.
Unangenommen blieb demnach,
Was ich für meinen Herzog sprach.
Je mehr ich ihm zu dienen strebte,
Je dichter ich sein Lob in meine Reden webte,
Je mehr miſsfiel er ihr, je deutlicher erschien
Ihr Unmuth, ja zuletzt ihr Abscheu wider ihn.

Ich suchte nun mit Glimpf und Küssen
Den widerwärtigen Bericht
Dem armen Herzog zu versüſsen,
Und rieth ihm, daſs er weiter nicht
Sich eigensinnig um ein Herz bemühe,
Das schon für einen Andern glühe.

Es sei, daſs in sein heiſses Blut
Die Miſsgunst neues Feuer senkte,
Es sei, daſs seinen Übermuth
Die Schande der Verachtung kränkte,
Kurz, was nur List und Wut erdenken kann,
Zwei treu verbundne Seelen
Zu trennen und zu quälen,
Das wandte nun der Herzog an,
Um zwischen Hermann und Galwinen
Verdruſs und Argwohn auszustreun,
Und dazu fiel ihm endlich ein
Sich meiner Hülfe zu bedienen.

DRITTER GESANG.

Dalinde! fing er an, als er mich heimlich sprach,
Ich lebe deinem Rathe nach,
Und habe schon mein thörichtes Bestreben
Nach der Prinzessinn aufgegeben.
Was brauch' ich fremden Glanz von königlichem Blut?
Bin ich nicht grofs genug durch eignes Land und Gut?
Bringt es mir Glück, bringt es mir Ehre,
Wenn ich ein zärtlich Paar in seiner Neigung störe?
Ist denn Galwine schön für mich,
Und hab' ich nicht zum Kusse dich?
Wie konnt' ich Blinder nach Dalinden
Galwinen nur erträglich finden?
Galwinens ganzer Reiz erliegt
Vor Einem Blick, womit Dalinde siegt.
O! hätte mich mein Stern beglücken wollen,
So hättest du Galwine werden sollen.
In solchem Glanze, solcher Pracht
Möcht' ich dich sehn. Versuch' es einst, Dalinde!
Zum Spiele nur. Die nächste Nacht,
Wenn ich den Erker offen finde,
Und wenn, von festem Schlaf besiegt,
Galwine schon auf weichem Pfühle liegt,
Dann, mit der Fürstinn Schmuck und Kleide
Zum Scherz geschmückt, erscheine mir,
Und lafs mich sehn, ob ich in dir

Dalinden von Galwinen unterscheide.
Thu es, mein Kind! Erfindung würzt die Freude.
Ich, froh dafs er sein Herz mir wieder gab,
Lehnt' erst die Grille lachend ab,
Doch lachend wiederholt' er seinen Willen,
Und lachend gab ich ihm das Wort, ihn zu erfüllen,
Und hielt es, ohne mein Vergehn
Und seine Folgen einzusehn,
Als da das Übel schon geschehn.
Hier mufs ich Euch, Herr Ritter, offenbaren,
Was ich erst nach der Zeit erfahren.
Der falsche Galloway, auf meine Thorheit kühn,
Ging nun zum Ritter Hermann hin,
Und sprach: Ich sehe mit Verdrusse,
Dafs gleiche Lust nach gleichem Kusse
Mit einem Manne mich entzweit,
Dem ich mit wahrer Zärtlichkeit
Ergeben war, und stets zu sein verlange,
Und dafs ich nun von ihm so schlechten Lohn empfange.
Du, Bruder! weifst doch wohl, dafs mir
Galwine länger schon als dir
Ihr Herz und ihre Hand versprochen,
Und dafs uns nun in wenig Wochen
(Defs sind wir beide hoffnungsvoll)
Des Vaters Ja beglücken soll:
Warum denn störst du mich im Glücke?
Warum wirfst du verliebte Blicke

Galwinen, meiner Schönen zu?
Ich thäte redlicher, ich schwöre,
Wenn ich an deiner Stelle wäre,
An meiner du.

Und ich, sprach Hermann, wundre mich weit höher,
Da dir bekannt ist, daſs noch eher,
Als du den Wunsch auf sie gelenkt,
Sie Herz und Hand auf ewig mir geschenkt,
Und deine Liebe sie nur kränkt.
Mir ziemt es also, dein Betragen,
Dir gar nicht, meines anzuklagen.
Du hast der Freundschaft Recht verletzt;
Ich hätt' es nicht gethan, wärst du mir vorgesetzt.
Auch tracht' ich nur, in allen Ehren
Sie von dem Vater zu begehren.
Dich liebt der König, so wie mich;
Doch mich Galwine mehr, als dich.

O! rief der Herzog, hier liegt eben
Dein Irrthum, armer Ritter! Dir
Glaubst du Galwinens Herz ergeben,
Ich glaube, mir.
Wer Unrecht habe von uns beiden,
Kann der Erfolg allein entscheiden.
Sag' an, wie weit bist du mit ihr,
So sag' ich mein Geheimniſs dir,
Und wem sie gröſsre Huld gewähret,
Der bleibe künftig ungestöret.
Allein vor allem schwören wir,

Was wir uns beide hier erzählen
Auf ewig jedem zu verhehlen.
Sie schwuren. Hermann sagte rein und klar,
Wie weit er mit Galwinen war:
Daſs sie ihm längst versprochen und verschrieben,
Ihn ewig und getreu zu lieben;
Daſs sie zum Gatten ihn erwählt;
Daſs wenn der König je das Band verschmähen sollte,
Sie dann Zeitlebens unvermählt,
Von keinem andern hören wollte;
Doch daſs er hoffe, sich den Vater mit der Zeit
Durch Dienste, Muth und Tapferkeit
So zu verbinden, daſs er ihn der Küsse
Der Tochter würdig finden müsse.
So, fuhr er fort, steh' ich mit ihr,
Und glaube nicht, daſs auſser mir
Ein anderer, wie er sich immer nenne,
Sich eines mehrern rühmen könne.
Und mehr begehr' ich nicht, und hab' es nie begehrt,
Bis mir dazu die Kirche Recht gewährt,
Und weiſs, daſs, wenn ich mehr begehrte,
Galwine mir es nicht gewährte.
Wie weit zurück! rief Galloway.
Bekennen sollst du mir, ich sei
Weit glücklicher als du zu preisen!
Dich neckt sie nur, sie liebt dich nicht;
Sucht dich mit Worten abzuspeisen,
Und nennet dich, wenn sie von deiner Liebe spricht,

Nur ihren Seladon im Eisen.
Ganz andre Proben giebt sie mir
Von ihrer Zärtlichkeit, als Tändeleien.
Ich darf im Bette neben ihr,
Oft Eine Nacht, oft zwei von dreien
Mich aller ihrer Reize freuen.
Diefs, denk' ich wohl, verwehrt sie dir.
Geh, blöder Hermann! weiche mir.
Das kann und darf ich dir nicht glauben,
Du lügst, sprach Hermann aufgebracht,
Und hast es alles nur erdacht,
Mich meiner Hoffnung zu berauben.
Zu schimpflich ihr, für mich zu kühn
Ist deine Rede.
Wohlauf! Lafs uns die Schwerter ziehn!
Behaupte, was du logst, durch Fehde!
Unbillig ists, fing jener an,
Unnöthig auch, dafs ich mich schlage,
Da ich von allem, was ich sage,
Dich selber überzeugen kann.
Gleich einem Blitze schlägt diefs Wort den Ritter nieder.
Ein kalter Schauer fährt ihm durch die Glieder.
Erstarrt und mit beklemmter Brust
Steht er, sich seiner kaum bewufst.
Bestürmt von Zweifel und von Grimme
Spricht er mit unterbrochner Stimme:
Ja, kann ich selbst der Falschheit Zeuge sein,
So zwing' ich meine Glut, so sei die Falsche dein.

Doch wähne nicht, dafs ich dir traue,
Bevor ich alles selbst mit meinen Augen schaue.
Gut, sagte Galloway, dazu verbind' ich mich,
Und wenn es Zeit ist, ruf' ich dich.

Den Tag darauf liefs ich den Herzog wissen
Die nächste Nacht sei Raum zu neuen Küssen.
Ich komm', antwortet' er; des Schmucks erinnre dich!
Hermannen sucht' er drauf, und rieth ihm, dafs er sich
In eines der zerfallnen Häuser schleiche,
Und dafs sein Blick nicht von dem Erker weiche.

Hierüber regte sich bei jenem ein Verdacht;
Ein öder Ort? allein? um Mitternacht?
Von wem gelockt? zu welchem Zwecke?
Zu sehen was unmöglich ist?
Ich irre sehr, liegt unter dieser Decke
Nicht Eifersucht und arge List.
Sein jüngrer Bruder wird, gebeten
(Man nennt ihn Ullin) mitzugehn.
Ob hundert wider ihn auch treten,
Auch Hunderten kann er mit diesem widerstehn.
So weit die Faust den Kiesel schnellet,
Weis't er ihm seinen Stand von sich.
Hier, Bruder, steh' und schweig', und wenn mein Pfeifen gellet,
Dann rasch hervor! und schütze mich.
Er selber lauscht auf seiner Stelle,
Und siehet bei des Mondes Helle,
Wie Galloway vermummt sich vor den Erker schleicht,
Sein Zeichen giebt, und wie die Thüre weicht.

Ich selbst, unkundig des Betruges,
Tret' auf den Erker leichtes Fluges.
Weiſs ist mein Kleid und länggeschweift,
Die Säume rings mit Gold gestreift,
Mein Haar mit Perlen überhäuft.
Galwinen nur war dieser Anzug eigen,
Auch trat ich stolz einher, so prächtig mich zu zeigen.
Vielleicht aus Furcht, es möchte hier
Dem Bruder heimlich Leid geschehen,
Vielleicht aus bloſser Neubegier,
Wie sie natürlich ist, den Handel auszuspähen,
Schlich Ullin unterdeſs gemach
Ihm bis auf wenig Schritte nach,
Und blieb im Schirme düstrer Mauern stehen.
Sie beide sahen dann auf dem Altan
Im Mondschein und von fern mich für Galwinen an;
Der ich an Wuchs und Bildung gleiche,
So sehr ich auch an Reiz ihr weiche.
Jedoch der Ältre nur erkannte den Galan.
Die Leiter fällt, der Herzog steigt hinan.
Ich mit Umarmungen und Küssen
Eil' ihn an meine Brust zu schlieſsen;
Da er mit schlau gespielter Glut
Noch zärtlicher als jemals thut,
Er fleht, daſs ich ihn mit mir führe;
Wir gehn hinein, und er verschlieſst die Thüre.

VIER-

VIERTER GESANG.

Bestäubt, mit starrem Blick stand Ritter Herrmann da,
Als er in meinem Arm den Nebenbuhler sah.
Ists möglich, murmelt er; Galwine? . . . .
Mit solchen Reden, solcher Miene
Kann eine solche That bestehn?
So mancher Eid! . . . . Mich so zu hintergehn!
Sie so verbuhlt! Und ich ertrage . . . .
Nein! endet euch, verhaſste Tage!
Nein, du mein Schwert, gestatte nicht,
Daſs nach so hart verletzter Pflicht
Mein schwaches Herz vielleicht noch für die Falsche schlage!
Er zieht den Stahl. Doch in dem Augenblick
Hält Ullin seinen Arm zurück.
» Elender, halt! kömmst du von Sinnen?
» Welch eine That willst du beginnen?
» So sollte dich dein edles Blut
» Die Ungetreue zu vergieſsen zwingen?
» Eh mag der Weiber ganze Brut
» Der Ocean hinunterschlingen!
» Zur Rache sei dein Schwert bereit,
» Nicht zum Beweise höchster Liebe.
» Die sterbe, die gefehlt; doch deinen Tod verschiebe
» Auf edlere Gelegenheit.

»Mach' ihre Schande kund, und brauche dann dein Eisen,
»Ihr Laster zu beweisen.»

Gehindert, nicht geheilt durch das was Ullin spricht,
Läſst Hermann zwar die That, allein den Vorsatz nicht;
Gebietet den verbiſsnen Schmerzen,
Zeigt sich mit heitrer Stirn, und leichterm Herzen.
Allein die Nacht bricht er im Stillen auf.
Umsonst erforscht man seinen Lauf.
Acht stumme Tage fliehn. Es spricht von seiner Reise
Der Hof, die Stadt auf manche Weise.

Doch jetzo kömmt ein Wandersmann
Erschrocken bei Galwinen an.
Mit blasser Wang' und trüber Miene
Beginnt er: Welch ein Wort, Galwine,
Muſs ich dir melden! Hermann ist nicht mehr.
Sie sinkt. Darauf erzählet er:
Ich ging am Ocean, der Irrland trennt, einher.
Da sah ich einen Ritter kommen,
Enthelmt und ohne Schwert,
Und ohne Schild und ohne Pferd;
Ihm hatte tiefer Gram der Augen Glanz benommen.
Er grüſset mich, wir stehen still.
»Freund, hast du Zeit zu thun, warum ich bitten will?»
— Ja, gern. — »So folge mir.» — Wir gehen.
Besteigen einen Fels, der in die Fluten ragt,
Er geht bis an den Rand, und sagt
Sich wendend: Wenn die That geschehen,

So zeige sie Galwinen an,
Und sprich, diefs hat dein Freund gethan,
Weil er zu viel gesehen.
Dann holt er aus, und stürzt hinab,
Und schäumend öffnet ihm die Welle
Das Grab, und schliefst das Grab.
Ich fliehe die verhafste Stelle,
Und eile, sonder auszuruhn,
Hierher, Euch alles kund zu thun.

O Gott! wie ward Galwinens Herz zerrissen!
Was that, was sprach sie nicht auf den bethränten Kissen!
Sie schlug die weifse Brust, zerrifs mit zarter Hand
Ihr schönes Haar, ihr köstliches Gewand.
O Hermann! könnt' ich dich vom Tode doch erflehen,
So rief sie, dafs ich mein Vergehen
Erführe! Bester Mann, was hast du denn gesehen?

Indessen läuft das Wort vom Hofe nach der Stadt,
Und alles, was nur Augen hat,
Beginnt, vom Grofsen bis zum Kleinen,
Den Tod des Ritters zu beweinen.
Am heftigsten tobt Ullins Schmerz,
Und Wut und Rache füllt sein Herz:
»Was liegt mir an des Fürsten Gnade,
»Was an Galwinen, was daran,
»Ob ich den Hafs des Landes auf mich lade?
»Genug, wenn ich den Tod des Bruders rächen kann.«

Zur Stunde, da der Grofsen Menge
Den Saal erfüllt, durchströmt er das Gedränge,
Und tritt zum König hin mit kühnem Angesicht.
Herr! spricht er laut, mit einer Zähre
Begnügt sich Hermanns Schatten nicht.
Er fodert Blut. Verzeih es meiner Pflicht,
Wenn ich ein theures Blut begehre.
So wisse denn, dein Kind allein,
Galwine kann und mufs diefs Opfer sein.
Er liebte sie. Diefs darf ich offenbaren,
Weil seine Wünsche rein und redlich waren,
Und weil auch ihm Galwinens Mund
Nur tugendhafte Glut gestund.
Doch ach! indem er sie so keusch und zärtlich glaubte,
Sah er, und ich zugleich, mit eignen Augen an,
Wie sie dem nächtlichen Galan
Den Leib zu grober Lust erlaubte.
Drauf meldet er, was sich auf dem Altan
Mit dem Vermummten zugetragen,
Den er (ein Glück für ihn) nicht nennen kann.
Das zu bewähren, trägt er an,
Mit jedem, wer nur will, den Todeskampf zu wagen.
Wie schmerzhaft dieses Donnerwort
Drei Herzen auf einmal durchbohrt,
Wer sagt, wo ich die Züge finde?
Der Vater hört von seinem Kinde,
Was ihm bisher unmöglich schien,

Und alle Rechte zwingen ihn
Sein eigen Blut zum Tode zu verdammen.
Galwine sieht des treuen Hermanns Wahn
Und den gekränkten Ruf mit gröſserm Schrecken an,
Als selbst die martervollen Flammen.
Doch das Bewuſstsein meiner That,
Die alles dieſs gestiftet hat,
Erweckt in meinem bangen Herzen
Den gröſsten aller dieser Schmerzen.
    Entschlossen war ich schon, so groſs auch die Gefahr,
So sicher mir die Schande war,
Dem armen Königo zu Füſsen
Das schreckliche Geheimniſs aufzuschlieſsen.
Doch, Galloway, verrieth' ich dich?..
    Seit mehrern Tagen hatte sich
Mein Freund am Hofe nicht gezeiget.
So bald der Mond am Himmel steiget,
Geh' ich verhüllt nach seinem Hause hin,
Erzähl' ihm was geschehn, und kniend bitt' ich ihn
In eine seiner festen Städte
Noch diese Nacht zu fliehn,
Damit ich ohne Furcht für ihn
Galwinens Haupt durch mein Geständniſs rette.
    Doch ganz verschieden war sein Rath
Von dem, wozu ich mir Erlaubniſs bat.
»Dalinde, wie verzagt? Ein kleines Ungewitter
»Zieht leicht vorbei.

»Scheint Ullin dir ein Mann, mit dem kein Ritter
»Beherzt genug zu fechten sei?
»Wenn Ullin fällt, so fällt mit ihm die Klage,
»So regt sich weiter keine Frage
»Von unserer Begebenheit.
»Erbietet sich kein Ritter zu dem Streit,
»Siegt Ullin gar, so ist es immer Zeit
»Die Sache schriftlich zu gestehen,
»Und durch geheime Flucht dem Tode zu entgehen.
»Vertrau dich meiner Hut allhier,
»Damit man nicht nebst anderm Hofgesinde,
»Zum Beichten dich durch Eid und Pein verbinde.
»Am sichersten bist du bei mir,
»Und wie der Fall es fodert, handeln wir.«

Ich, lange schon gewohnt auf seinen Wink zu gehen,
Ich lasse, was er will, geschehen;
Fast ohne Nahrung, ohne Ruh
Bring' ich den ganzen Monat zu.
Erst gestern tritt er, düstrer Miene,
Herein. Wo, ruf' ich, ist Galwine?
»Noch lebt sie. Fürchte nichts. Doch du, mein Kind,
»Darfst länger nicht bei mir verweilen.
»Hör' an! Ich habe wenig Meilen
»Von hier ein Schloss. So bald die Nacht beginnt,
»Soll dich von allen meinen Leuten
»Das treuste Paar dahin begleiten.«

Der Ungetreue, der Barbar,

Der mir so vieles schuldig war,
Schickt mich (Gott weifs, aus welchem Grunde,
Gewifs aus Furcht, es möchte meinem Munde
Ein ihm gefährlich Wort entfliehn; —
O, dafs ich dieses Wort doch gleich gesprochen hätte!),
Schickt mich, anstatt nach einer sichern Stätte,
Gerade nach dem Tode hin.
Diefs war den Beiden aufgetragen,
Von denen Ihr, gelockt durch meine Klagen,
Noch kaum zu rechter Zeit
In diesem Walde mich befreit.
Ich weifs, dafs ich den Tod verdiene;
Ich selber klage mich des Schwertes würdig an.
Das Leben wünsch' ich nur so lange noch, Galwine!,
Als nöthig ist, damit ich deines retten kann.

Das wollen wir vom Himmel hoffen,
Spricht Reinhold. Lieb ists mir, dafs ich dich angetroffen.
Entschlossen war ich schon in diesen Kampf zu gehn,
Auch wenn Galwine schuldig wäre.
Itzt werd' ich für der Unschuld Ehre
Mit sicherem Gewissen stehn.
Grofs ist, Dalinde, dein Vergehn;
Doch habe diefs mein Wort: läfst mich der Himmel siegen,
So droht auch keine Strafe dir.

»Grofsmüthiger! habt tausend Dank dafür!«
So sprechend reiten sie, und sehn schon mit Vergnügen
Die königliche Stadt in blauer Ferne liegen.

»Scheint Ullin dir ein Mann, mit dem kein Ritter
»Beherzt genug zu fechten sei?
»Wenn Ullin fällt, so fällt mit ihm die Klage,
»So regt sich weiter keine Frage
»Von unserer Begebenheit.
»Erbietet sich kein Ritter zu dem Streit,
»Siegt Ullin gar, so ist es immer Zeit
»Die Sache schriftlich zu gestehen,
»Und durch geheime Flucht dem Tode zu entgehen.
»Vertrau dich meiner Hut allhier,
»Damit man nicht nebst anderm Hofgesinde,
»Zum Beichten dich durch Eid und Pein verbinde.
»Am sichersten bist du bei mir,
»Und wie der Fall es fodert, handeln wir.«

Ich, lange schon gewohnt auf seinen Wink zu gehen,
Ich lasse, was er will, geschehen;
Fast ohne Nahrung, ohne Ruh
Bring' ich den ganzen Monat zu.
Erst gestern tritt er, düstrer Miene,
Herein. »Wo, ruf' ich, ist Galwine?
»Noch lebt sie. Fürchte nichts. Doch du, mein Kind,
»Darfst länger nicht bei mir verweilen.
»Hör' an! Ich habe wenig Meilen
»Von hier ein Schloss. So bald die Nacht beginnt,
»Soll dich von allen meinen Leuten
»Das treuste Paar dahin begleiten.«

Der Ungetreue, der Barbar,

Der mir so vieles schuldig war,
Schickt mich (Gott weiſs, aus welchem Grunde,
Gewiſs aus Furcht, es möchte meinem Munde
Ein ihm gefährlich Wort entfliehn; —
O, daſs ich dieses Wort doch gleich gesprochen hätte!)
Schickt mich, anstatt nach einer sichern Stätte,
Gerade nach dem Tode hin.
Dieſs war den Beiden aufgetragen,
Von denen Ihr, gelockt durch meine Klagen,
Noch kaum zu rechter Zeit
In diesem Walde mich befreit.
Ich weiſs, daſs ich den Tod verdiene;
Ich selber klage mich des Schwertes würdig an.
Das Leben wünsch' ich nur so lange noch, Galwine!,
Als nöthig ist, damit ich deines retten kann.
Das wollen wir vom Himmel hoffen,
Spricht Reinhold. Lieb ists mir, daſs ich dich angetroffen.
Entschlossen war ich schon in diesen Kampf zu gehn,
Auch wenn Galwine schuldig wäre.
Itzt werd' ich für der Unschuld Ehre
Mit sicherem Gewissen stehn.
Groſs ist, Dalinde, dein Vergehn;
Doch habe dieſs mein Wort: läſst mich der Himmel siegen,
So droht auch keine Strafe dir.
»Groſsmüthiger! habt tausend Dank dafür!«
So sprechend reiten sie, und sehn schon mit Vergnügen
Die königliche Stadt in blauer Ferne liegen.

FÜNFTER GESANG.

Sie traben fort. Ein Wandrer naht
Von Edinburg, und meldet ihnen
Die neuste Nachricht von Galwinen.
Erst gestern Abends ist, erzählt er, in der Stadt
Ein fremder Ritter angekommen,
Der einen leeren Schild, und graue Rüstung hat,
Und noch den Helm nicht abgenommen.
Wenn man, wer ist dein Herr? zu seinem Knappen spricht,
So sagt auch der, ich kenn' ihn nicht.
Der Ritter nun erbietet sich, Galwinen
Im Kampfe mit dem Schwert zu dienen.
Die Schlacht soll heute vor sich gehn,
Gleich kommt ihr recht, sie anzusehn.
Die Reiter spornen rasch die Pferde,
Und laut erschallt vom Huf die Erde.
Zum Morgenthore fliegt ihr Lauf.
Es ist gesperrt. Man ruft den Wächter auf,
Und fragt ihn, was am hellen Tage
Diess ungewohnte Sperren sage?
Die ganze Stadt, erwiedert er,
Ist heute von Bewohnern leer.
Sie gingen hin, den Kampf zu sehen,
Den Ullin und ein fremder Held bestehen.

Wohl-

Wohlan, spricht Reinhold, laſs mich ein.
Ein Ritter bin auch ich, und dieser Troſs ist mein.
Die Brücke fällt, sie gehn, die Brücke hebt sich wieder.
Dalinde steigt am ersten Gasthof nieder,
Und Reinhold sprengt in Einem Satz
Durch öde Straſsen hin bis an den Waffenplatz.
Das Volk umsteht die Bahn in dichtem Kranze.
Er sieht von fern, wie die geborstne Lanze
In leichte Splitter springt,
Er hört wie Schwert auf Schwert, auf Schild und Panzer klingt.
Schon färbt das Blut den Stahl bei den behenden Schlägen.
Er jagt und ruft: Gebt Raum! Vor dem gebäumten Gaul
Ist keiner zum Entweichen faul.
Sechs Ritter stehn mit bloſsen Degen,
Wo sich der Schranken Eingang schlieſst;
Vor ihnen Galloway, der seiner List genieſst.
Gebieterisch läſst er dem Ritter sagen:
Du störst die Fehde, tritt zurück!
Doch er: In diesem Augenblick
Hab' ich ein wichtig Wort dem Fürsten vorzutragen.
Stracks vor die Bühne führt man ihn.
Voll Neugier drängt sich alles hin.
Er spricht: Erlauchter Herr! vor allem untersage,
Daſs sich dieſs edle Paar nicht weiter schlage.
Denn ungerecht ist dieser Krieg,
Unbillig beider Tod und Sieg.
Der Eine hält für wahr, was er getäuscht gesehen,

Er lügt, und weiſs es nicht, und sah, was nicht geschehen.
Der nehmliche Betrug, der ihn itzt kämpfen macht,
Hat seinen Bruder umgebracht.
Der Gegner, ohne Kund' auf welcher Seite
In dem verwirrten Streite
Recht oder Unrecht sei, vergieſst sein tapfres Blut
Aus Ritterpflicht, aus Edelmuth,
Nur deine Tochter zu befreien.
Ich komme her das Dunkel zu zerstreuen,
Der Unschuld bring' ich Heil, der Niederträchtigkeit
Den Tod. Doch, Herr! erst hemme diesen Streit.

Auf eines solchen Mannes Rede
Gebeut der Fürst, und hemmt die Fehde.
Die Groſsen und der Ritterstand
Stehn neben ihm zu jeder Hand,
Und hinter ihnen lauscht die bunte Menge
Des Volkes, Kopf an Kopf, in wimmelndem Gedränge.
Vor allen hebt der Ritter an
Umständlich und getreu zu offenbaren
Was ihm Dalinde kund gethan,
Und wie und wo er es erfahren,
Und daſs er, auch dem mindesten Verdacht
Und Zweifel vorzubaun, sie selber mitgebracht.

Man ruft den Herzog aus den Schranken
Zur Königsbühn'. Er kömmt voll ahnender Gedanken,
Vernimmt was Reinhold ausgesagt,
Und trotzt, und straft ihn kühner Lügen:

Von wem bin ich denn angeklagt?
Soll einen Herzog eine Kammermagd
Um Glauben und um Ruf betriegen?
Nein, frecher Ritter! nur das Schwert allein
Kann wider mich ein gült'ger Zeuge sein.
Auch den Beweis, fällt Reinhold ein,
Bin ich entschlossen, dir zu geben.
Wer von uns beiden lügt, der büfs' es mit dem Leben.
Die Waffen haben wir, die Schranken sind bereit:
Warum verschieben wir den Streit?
O! welche Hoffnung, welche Freude
Für König, Hof und Volk, dafs nach so langem Leide
Galwinens Unschuld siegen soll!
Doch langsam, traurig, unmuthsvoll
Geht Galloway zum blut'gen Balle.
Den Wangen fehlt das Blut, den Augen Glanz und Schein;
Und bei der Zinken drittem Schalle
Schliefst er den Helm, und legt zum Rennen ein.
Mit anderm Eifer, andrer Hitze
Fafst Reinhold seinen Speer, und zielt mit harter Spitze,
Der besten Stöfse wohl bewufst,
Gerade nach des Gegners Brust.
Sein Stofs betriegt ihn nicht. Wo sich der Panzer endet
Und nach dem Arme hin sich seine Krümme wendet,
Trifft Galloway'n der scharfe Stahl,
Und dringt, umspritzt von blut'gem Strahl,
Den Rücken durch. Der Ritter sendet

Ihn drauf hinweg mit starkem Arm.
Er fliegt drei Klafter fort zur Erde,
Und macht den Sand mit seinem Blute warm.
Auch Reinhold springt von seinem Pferde,
Dem er den Zugel überläfst,
Und hält mit schwerem Fuſs den Überwundnen fest.
Vom Haupte streift er ihm den Helm zurücke,
Und findet ihn entstellt, und ohne Macht
Zu neuer Schlacht.
Mit kläglichem und feuchtem Blicke
Sieht Galloway den Sieger an,
Reicht ihm die Hand, und bittet dann
Daſs er, gerührt durch seine Reue,
Im Namen aller ihm die schwere Schuld verzeihe.
Hierauf bekennt er noch, vom ganzen Hof umringt,
Den schändlichen Verrath, der ihn zu Falle bringt.
Allein zu heftig strömt die Wunde;
Nur halb vollbringt er noch mit schwachem Munde
Die Rede, dehnt sich, schnappt, und kalt und bleich
Verläſst ihn Stimm' und Geist zugleich.

Nun tönen laut zu Reinholds Ehre
Der Pauken, der Trompeten Chöre.
Doch ihren Donnerton besiegt
Der Jubel, der gen Himmel fliegt.
Wer aber wagt es, das Entzücken
Des bangen Vaters auszudrücken?
Gewiſs empfände seine Brust

Wenn er nach schwer erkämpftem Siege
Von neuem seinen Thron bestiege,
Nicht halb die Lust,
Als da er wonnevoll zur reinen Tochter blicket,
Und den bethränten Kuſs auf ihre Wange drücket.
Von Achtung und von Dankbarkeit
Wird für den Held kein Zeichen unterlassen,
Der ihn so hoch durch seinen Sieg erfreut.
Doch weiſs der König kaum vor Freude sich zu fassen,
Als Reinhold seinen Helm vom Haupte zieht,
Und er den alten Freund, der Ritter Perle sieht.
Er dankt mit aufgehabnen Händen
Der Vorsicht, die so hold ihm war,
Bei dieser dringenden Gefahr
Ihm diesen Retter zuzusenden.
Noch unerkannt und in bescheidner Ruh
Stand, seit dem unterbrochnen Streite,
Der graue Ritter auf der Seite,
Und sah der Sache schweigend zu.
Auch diesen bittet nun der König sich zu nennen,
Und wünscht ihn von Gesicht zu kennen.
»Er hat mir in der Noth den ersten Trost verliehn,
»Nicht unbelohnt entlass' ich ihn.«
Der Ritter läſst das Haar aus seinem Helme flieſsen
Und wirft sich zu des Königs Füſsen.

SECHSTER GESANG.

Wie täuscht sich, wer im Herzen spricht:
Nie kömmt mein Laster an das Licht!
Wenn alle Zungen um ihn schweigen,
So müssen selbst die Steine zeugen.
Dem Bösen sieht die Vorsicht lange nach:
Doch endlich mufs er durch ein neu Vergehen
Sich selbst verklagen, selbst die Schmach,
Die niemands Auge sah, gestehen.
Nur Einem Zeugen war des Herzogs schnöde That
Bekannt, und diesen aus der Welt zu schicken,
Schien ihm ein sichrer Weg sie ganz zu unterdrücken.
Doch eben dieser schlaue Rath
Wars, der den Frevel ruchtbar machte
Und über ihn Verderben brachte.
Wer aber ist der Mann, der sein entblöfstes Haupt
Des Hofes Blicken nun erlaubt?
O! jeden, der es hört, entzücke
Die Lust, die wild aus aller Augen brach,
Als nun beim ersten Blicke
Galwine Hermanns Namen sprach.
Ja, Herrmann ist es, dessen Ende
Galwinens Herz so tief gerührt,
Er, den zu rächen, Ullins Hände

Die Waffen wider ihn geführt,
Er, den, weil man ihn todt vermeinte,
Der König, und der Hof, und alles Volk beweinte.
So täuschte denn der Wandersmann?
Nein. Was sein Auge sah, das zeigt' er treulich an:
Denn Hermann war, vom Schmerz bezwungen,
Vom jähen Fels ins Meer gesprungen.
Doch wie man leidend oft den fernen Tod begehrt,
Und, naht er, grauend wiederkehrt:
So hatte Hermann in der Welle
Bereut, die Thorheit zu begehn,
Und sich nach einer trocknen Stelle,
Geschickt im Schwimmen, umgesehn.
Hier überdacht' er nun bei kaltem Blute
Der Liebe Raserei,
Ging mit gesetztem Muthe
Noch naſs und triefend durch den Sand,
Und lenkte waldwärts seine Schritte
Nach eines Eremiten Hütte.
Bei diesem weilt' er still und unbekannt,
Bis er vielleicht erfahren möchte,
Ob sein Bericht, Galwinen zugesandt,
Ihr Kummer oder Freude brächte.
Zuerst erfuhr er, daſs der Gram,
Womit sie seinen Tod vernahm,
Ihr selber, die er untreu glaubte,
Zum Leid des ganzen Volks, beinah das Leben raubte,

Und bald darauf die Botschaft gar,
Daſs Ullin, zu dem Tod der Flammen
Die schöne Fürstinn zu verdammen
Mit lauter Klag' erschienen war.
Dieſs, that es gleich der Bruder ihn zu rächen,
Däucht' ihn doch Grausamkeit, Verbrechen.
Der halbe Monat floſs vorbei,
Und Hermann hörte, daſs Galwinen
Zu retten niemand noch erschienen,
Weil Ullins Tapferkeit den Kühnsten schrecklich sei,
Und weil, beim Ruf von seiner Rittertreue,
Man wider den gerechten Stahl
Für Unrecht aufzustehn sich scheue.
Nach langem Denken, langer Wahl,
Entschlieſst er sich mit einemmal
Galwinens Mitleid zu vergelten,
Und Ullins Klage falsch zu schelten.
Wie könnt' ich dulden, fragt' er sich,
Daſs einer Schönen Blut um meinetwillen flösse?
Wo wäre noch ein Glück für mich,
Wenn sie vor mir die Augen schlösse?
Noch immer bleibt sie doch die Göttinn meiner Brust,
Mein Trost, mein Leben, meine Lust.
Es sei nun unrecht oder billig,
Für sie bin ich zu sterben willig.
Zu sterben? Ja! dieſs ists allein,
Was ich begehre; nicht zu siegen.

Ich

Ich will, ich will im Kampf erliegen.
Noch froher würd' ich mich dem Tode weihn,
Vergäß' ich erst, zu welcher Pein,
Zu welcher Schmach, wenn ich erblasse,
Ich die Geliebte hinterlasse.
Doch dann, (dieß tröstet mich) dann sieht sie deutlich ein,
Daß der, den sie so hoch beleidigt,
Sie bis in seinen Tod vertheidigt;
Da der, für den sie mich betrog,
Das Schwert nicht aus der Scheide zog.
Auch selbst an dem, der diesen Brand entzündet,
Auch an dem Bruder räch' ich mich.
Wie wird er jammern, wenn er sich
Getäuscht im wilden Vorsatz findet,
Wenn er, der mich zu rächen denkt,
Erkennt, daß er das Schwert in meine Brust gesenkt.

Dieß hatte Hermann nun beschlossen,
Und sich mit schlichtem Kampfgewehr
Und einem Gaul versehn. Ihm war von ungefähr
Ein Waffenträger aufgestoßen:
Mit diesem war er unerkannt
In größter Eil herbeigerannt,
Und hatte gleich, nachdem er angekommen,
Den Streit mit Ullin unternommen.
Dieß wußte nun mit edler Art
In aller Großen Gegenwart,
Nicht ohne der Prinzessinn helle Zähren,

Der treue Ritter zu erklären.
Ihn drückt der König an die Brust,
Und schwört ihm, daſs er gleiche Lust
Ob seiner Wiederkunft empfinde,
Als ob dem hergestellten Kinde.
Und er gesteht, und alle stimmen ein:
Es könne kein Beweis der Liebe gröſser sein,
Als der, die Schöne treulos schätzen,
Und dennoch sich für sie dem Bruder widersetzen.

Aus eigner Neigung, eignem Rath,
Zugleich der Groſsen Bitte zu erfüllen,
Insonderheit um Reinholds willen,
Der dringender als alle bat,
Beschloſs der König nun, (o! mahlt euch ihr Vergnügen!)
Galwinens Hand in Hermanns Hand zu fügen.
Zu sehr gelegner Zeit läſst eben Galloway,
Der letzte Zweig aus dem Geschlechte,
Ein Herzogthum durch sein Erblassen frei,
Ein schönes Land, das nach dem Lehenrechte
Dem Oberherrn zurücke fällt,
Von dem es nun der neue Sohn erhält.

Dann Reinhold dieſs: An diesem frohen Tage
Vergönne, Herr, daſs ich noch eine Bitte wage.
Nicht billig ists, daſs einen Kuſs
Der Tod des Mädchens büſsen muſs.
Ich fodre heut zu meinem Lohne,
Daſs man in Eurem Reich fortan

Der Haut der armen Mädchen schone,
Wenn sie aus Zärtlichkeit vielleicht zu viel gethan.
Auch lasst, Herr König, gleich Dalinden
Den Schutz des mildern Rechts empfinden.
Der König sieht die Grossen an, und lacht,
Und jeder nickt und ruft: Das hab' ich längst gedacht.
Dalinden wird die Schuld verziehen,
Nur auferlegt den Hof zu fliehen;
Zugleich ein reichlich Nahrungsgeld
Auf jedes Jahr ihr festgestellt.
Doch sie, mit reuigem Gewissen
Die Schuld des Lebens abzubüssen,
Zog in ein weit entferntes Land,
Und wählte sich den Nonnenstand.

ALCINENS INSEL.

IN ZWEI BÜCHERN.

Envoi à Madame de Krook.

Ce n'est que de l'enchantement,
Et vous remarquerez souvent,
Que je me moque et du poeme,
Et du lecteur, et de moi-même.

ERSTES BUCH.

Wer von dem väterlichen Herde
Sich nicht entfernt,
Wer auf der weit gedehnten Erde
Nicht viele Dinge kennen lernt,
Der höret oft unsinnige Berichte
Mit kindischem Vertrauen an;
Oft, wenn er sie nicht glauben kann,
Hält er die Wahrheit für Gedichte.
Desgleichen, bleibt ein träger Geist
Nur an des Dichters Worten kleben,
Und will er sich zur Lehre nicht erheben,
Auf die vergebens ihn die kluge Fabel weis't,
So glaubt er bald, daſs ein Palast von Stahle,
Wenn es Merlin gebeut, auf einem Teiche schwimmt;
Bald fragt er mit dem Kardinale,
Woher doch Ariost so tolle Possen nimmt. *)

*) Der Kardinal von Este, als ihm Ariost seinen Roland überreichte, soll ihn gefragt haben: Woher, zum Henker, Meister Ludewig, habt Ihr all das tolle Zeug genommen?

Ein alter Zauberer (auch Zauberer veralten.
Zwar ihnen ist vergönnt betriegende Gestalten
Und einen Schein der Jugend anzuziehn;
Allein der Jugend Kräfte zu erhalten,
Allein dem Tode zu entfliehn,
Ist keinem Zauberer verliehn.)
Der Alte nun erwartete sein Ende,
Das ihm die Sterne kund gethan;
Ein Jüngling neben ihm hielt weinend seine Hände,
Und hörte noch die letzten Lehren an:
Mein Sohn, mein Rüdiger! seit deinen ersten Jahren
Ward mir dein Unterricht vertraut.
Ich habe dieses Schlofs durch meine Kunst erbaut,
Um dich durch Einsamkeit und Fleifs vor den Gefahren
Sich überlafsner Jugend zu verwahren.
Auch hat mich bis auf diese Zeit
Die dir geschenkte Mühe nie gereut,
Und deines Geistes erste Proben
Verläugneten den Ruf des Himmels nicht,
Der dich, wie dein Planet verspricht,
Zu grofsen Dingen aufgehoben.
Mich ruft der Tod von deiner Seite.
Herr deines Wandels künftighin,
Kannst du durch Tugenden, durch Tapferkeit im Streite
Der Völker Augen auf dich ziehn;
Du kannst, der Wollust träge Beute,
Den Augen aller Welt entfliehn.

Allein

Allein den Trieb zu grofsen Werken
In deinem Herzen zu bestärken,
Und wider die Gefahren, die dir droh'n,
Dich zu versichern, hab' ich schon
Das Nöthige bereit, dir solches beim Erblassen
Als ein Geschenk zu hinterlassen.
Nimm diesen Ring. Vom Vater auf den Sohn
Kömmt er vom weisen Salomon.
Mit diesem kann kein Zauber dich bethören.
Will' eine Feie dich durch Blendwerk hintergehn,
So wird des Ringes Druck dich ihre Falschheit lehren,
Und alles wirst du dann in wahrem Lichte sehn.
Auch habe diesen Schild. Du siehst, ein brauner Schleier
Umhüllet und verdunkelt ihn.
Entziehst du ihm den Flor, so strahlt ein solches Feuer
Auf die betäubten Feinde hin,
Dafs sie zu Tausenden vor seinem Glanze fliehn.
Doch nur zu würdigen Gefahren
Erinnre dich ihn aufzusparen.
Noch eine Gabe nimm, von gröfsrer Kostbarkeit:
Um über alle Namen jeder Zeit
Den deinigen emporzuschwingen,
Und, wo sich nur Gelegenheit
Zum Ruhme weis't, dich schleunig hinzubringen,
Hab' ich ein Thier von seltner Art
Erzielt. Mit einer wilden Stute
Hat, auf mein Zauberwort, ein Drache sich gepaart.

Der Sohn aus dem vermischten Blute
Ist halb ein Drache, halb ein Pferd,
Ein Hippogryph. Ihn heben breite Flügel,
Und ihm gebeut der kluge Zügel;
Er steigt, er sinket, schwebt und fährt,
Wie nur sein Reiter es begehrt.
Doch lerne, Rüdiger, vorher die Kunst des Zaumes,
Und suche nicht zu schnell das Feld des hohen Raumes.
Zuletzt, mein Sohn, hab' ich auch an dein Herz gedacht.
Mit edler Liebe dich zu nähren
Und schlauen Reizen alle Macht
Auf deine Triebe zu verwehren,
Hab' ich zu deiner Wünsche Gegenstand
Ein schönes Kind, voll Zucht und Muth ernannt.
Itzt steht sie unter einer weisen Feie,
Die bildet ihr das Herz und den Verstand,
Macht deinen Namen ihr bekannt,
Füllt sie für dich mit Zärtlichkeit und Treue.
Willst du sie sehn? Wirf einen Blick
Auf diesen Spiegel hin, und fühle ganz dein Glück.
Der Jüngling steht betroffen vor dem Bilde,
Sieht es, bedeckt mit Panzer, Helm und Schilde,
Sieht einen edlen Reiz, ein sanftes Angesicht,
Und einen Blick, der Liebe spricht.
Sein Auge hängt an dem Korallenmunde:
Der Jüngling starrt, erröthet, und erblaſst;
Sein Herz arbeitet unter süſser Last,

Und freuet sich der tiefen Wunde.
Sohn! spricht der Zauberer, erhabne Leidenschaft
Nützt einem Herzen mehr, a's aller Sprüche Kraft.
Doch halte Maſs. Die klügste Liebe
Gränzt an die Thorheit. Allzuheft'ge Glut,
Ob noch so edel, schwächt den Muth.
Befiehl den Wünschen, und verschiebe
Die Ärnte deiner zarten Triebe,
Bis mancher Sieg in mancher Schlacht
Dich Bradamantens würdig macht.

Bestürmt von Traurigkeit, von Danke, von Verlangen,
Drückt Rüdiger den Mund auf die gesunknen Wangen
Des Zauberers. Doch unterm Kuſs erliegt
Der Greis, sein leichter Geist zerfliegt.
Ein Donner kracht zugleich: es sinken, es verschwinden
Die Werke seiner Kunst, der säulenreiche Saal,
Der Gärten Pracht, der Mauren Stahl,
Der hohe Fels, auf welchen sie sich gründen,
Zusammt der goldnen Thürme Zahl.

Wie, wenn aus Ätnens Eingeweide
Die heiſse Lave sich ergieſst,
Und ihr ein trotziges Gebäude
Den ungefähren Weg verschlieſst,
Sie anfangs seinen Fuſs, sich theilend, rund umflieſst,
Dann, wie der Sichelstreich, es plötzlich in sich schlinget,
Und auf den ebnen Raum mit grassem Strome dringet:
So bleibt auch nicht die kleinste Spur

Vom Schlosse, das der Blitz durchfuhr.
Der Jüngling findet sich auf einem öden Raume,
Mit Schild und Ring an Arm und Hand,
Und Hippogryph, mit Sattel und mit Zaume,
Befestigt an dem nächsten Baume,
Haut ungeduldig in den Sand.

Auf einem rohen Steine sitzend,
Das Haupt in beide Hände stützend
Spricht er: »Das Wichtigste bleibt doch noch unerfüllt.
»Was nützt mir Gaul und Ring und Schild,
»Fehlt mir die Schöne, deren Bild
»Im Spiegel mir erschien, mein Herz mit Liebe füllt?«
Doch, stille! hör' ich nicht den Hufschlag naher Pferde?
Ich wette, Rüdiger! die Schöne nah't sich dir.
Sie kömmt, unwissend, daſs sie hier dich finden werde;
Die kluge Feie, neben ihr,
Lenkt, als von ungefähr, der Rosse Lauf zu dir.

Sie kömmt; sie sehn sich an mit Staunen, mit Entzücken.
Ihr pochend Herz ruft beiden zu:
Sie ists! Er ists! Die Züge kennest du!
Der innre Ruf mahlt sich in ihren Blicken
Verschiedentlich. Die Flamme bricht
Mit voller Macht aus Rüd'gers Angesicht;
Hingegen mischet sich in ihren Zügen
Jungfräulichkeit und Würde zum Vergnügen.
Die Feie sieht mit Lust in der gelungnen Glut
Hier klugen Zwang, dort heiſsen Muth.

Auf beider Lippen stockt die Rede.
Der weisen Feie Mund hilft der Verwirrung auf,
Die Worte nehmen ihren Lauf,
Hier minder kühn, dort minder blöde.
Was nur die Liebe särtliches,
Und dringendes, und heiliges,
Was sie für Hoffnungen, für Bitten und für Eide,
Was sie nur reines hat, das wechseln beide.
Nimm, Bradamante! nimm, als meiner Treue Pfand,
(So Rüdiger) den Ring von meiner Hand,
Und lafs mich künftig, dir ergeben,
Dein eigen, mit und bei dir leben.
Er meldet ihr des Ringes Eigenschaft;
Rühmt ihr den Schild, und seine Wunderkraft;
Weis't ihr den Gaul, den starke Schwingen heben,
Lobt seinen Wuchs und nützlichen Gebrauch.
Und sie: Doch, Rudiger! gehorcht er auch?
Der Jüngling, stolz auf seinen Drachenschimmel,
Verspricht die Probe, nur in niederm Raum.
Er lös't die Riemen von dem Baum,
Steigt in den Sattel, fafst den Zaum,
Fliegt auf, und fliegt, und fliegt bis an den Himmel.
Wohin? wohin, o Rüdiger?
Kürze deinen Zügel!
Rüdiger!
Stehe fest im Bügel!
Mäfsige die Flügel!

Sink' auf jenen Hügel!
Rüdiger!
Ruft ihm die Schöne nach. Und er,
Unmächtig Zaum und Trense zu verwalten,
Bedacht allein im Sattel sich zu halten,
Geblendet und betäubt,
Fliegt, wie die Lust den Vogel treibt.
Schon lange reicht der Schönen Lehre
Nicht an sein Ohr. Sie sieht, mit banger Zähre,
Ihn nur als einen Punkt, der durch die Sonne schiefst,
Bis er zuletzt im blauen Äthermeere
Zerfliefst.

So wie der junge Gaul nach lang bewohntem Stalle,
Wenn er im Lenze nun der freien Luft geniefst,
Mit frohen Sätzen, lautem Schalle
Die bunte Wiese wieder grüfst;
Muthwillig jagt er mit dem freien Hufe
Den Staub empor; die Mähne hingestreut
Rennt er, und neckt die Hand, die mit der Halfter dräut,
Und fliehet vor des Hirten Rufe:
So schwärmt im dünnen Element
Der Hippogryph. Er widersteht dem Zuge
Der ungewohnten Hand, und schiefst mit kühnem Fluge
Bis ans gewölbte Firmament.
Wirft je der Ritter von dem Pferde
Die Blicke nach der tiefen Erde,
So übersieht er weit herum

Ein Königreich, ein Kaiserthum;
Wie Äderchen sieht er die Flüsse laufen,
Und Städte gleichen Ameishaufen.

Das Eiland hat er nun bereits zurückgelegt,
Auf dem Enceladus die Last des Berges trägt.
Das Ufer sieht er schon, wo Dido's Reich geblühet;
Er sieht den dürren Sand, in dem der Neger glühet,
Die grassen Felsen sieht er aufgehäuft,
Nach welchen Afrika verengt zusammenläuft,
Und überschifft mit raschen Schwingen
Die Meere, die des Ganges Gold verschlingen.
Die Völker, deren Himmelskreis
Der Flug durchschneidet, stehn erstaunt ob dem Gesichte,
Und nennen es, von später Buſse heiſs,
Den Boten schwerer Strafgerichte.

Weit von der Straſse, die der Schiffer hält,
Liegt einer Insel weites Feld,
Von heitrer Sonne stets begrüſset,
Von sanften Wellen stets geküsset,
Ein Kleinod der Natur, ein reizerfüllter Ort:
Nach diesem lenkt der Gaul des matten Fluges Bogen.
Kein Wunder, da er nun in einem Striche fort
Drei tausend Meilen weit geflogen.
Allein so schnell, als er,
Fährt auch kein Blitz aus Jovens Hand daher.

In Kreisen sinkt der Gryph, und schlägt die bunten Flügel.
So bald sichs wagen läſst, springt Rüd'ger aus dem Bügel,

Und knüpft den Gaul, mit Schweifs und Schaum
Bedeckt, an einen Myrtenbaum.
Nicht weit davon, wo eine Quelle plaudert,
Und über Kiesel rollt, und unter Blumen zaudert,
Wirft sich der Ritter hin, entblöfst die heifse Hand,
Legt Helm und Schild und Degen in den Sand,
Und dreht das Angesicht dem kühlen West entgegen,
Von dessen Hauche sich der Linden Wipfel regen.
Er löscht mit der geschöpften Flut
Der Lippen Brand, der Augen Glut,
Und plätschert in dem flüssigen Kristalle,
Damit die Schwulst des Blutes falle,
Das, durch die Last der Waffen aufgebracht,
Der Adern Zweige strotzen macht.
Nun irrt sein Blick durch saatenreiche Felder,
Geschwollne Hügel, dunkle Lorberwälder.
In ebnen Fluren ahmt der Bach
Mäanders Labyrinthe nach,
Rauscht zwischen angenehmen Gängen
Von Zedern und von Pomeranzenholz.
Die reichen Bäume stehn, auf Frucht und Blüthe stolz,
Die sich auf ihren Ästen mengen.
Der Nachtigallen sichres Lied
Bricht aus dem Laub' hervor. Die laue Luft durchzieht
Der Rose Duft, die immer wieder blüht,
Und keinen Nord erlebt und keinen Winter sieht.
Im Rosmarin, im quendelreichen Grase

Hüpft der Kaninchen Brut, sitzt der vergnügte Hase.
Die Stirne von Geweihen schwer,
Liegt wiederkäuend an des Lammes Seite
Der stolze Hirsch, und, nie des Jägers Beute,
Jagt die gefleckte Gems' umher.

Indem des Ritters Blick das reiche Feld durchflieget,
Thut plötzlich Hippogryph, der bei dem Baume lieget,
Durch falschen Schrecken aufgebracht,
Solch einen Satz mit solcher Macht,
Dafs die verletzte Myrte kracht,
Und bis zur Erde sich der zarte Wipfel bieget.
Die Blätter schneien auf den Stofs;
Doch reifst der Gaul sich nicht vom Baume los.

Wenn die gefräfs'ge Glut den Tannenklotz ergreifet,
So siehst du, wie der Saft zu regem Schaume schwitzt,
Und die gedehnte Luft, die tief im Marke sitzt,
Hörst du, wie sie durch feuchte Poren pfeifet:
So schwitzt und pfeift der Baum, und ein vernehmlich Ach
Tönt aus dem hohlen Stamme nach.
Der Ritter sieht, sich wundernd, nach dem Orte,
Von dem der Seufzer kömmt; dem Seufzer folgen Worte:
»Bist du, wie die Gestalt es zu versprechen scheint,
»Gefällig, und der Härte feind,
»So löse deinen Gaul von meinem Stiele.
»Ich, der ich Qual genug von innen fühle,
»Ich brauche nicht noch äufsre Pein,
»Um deines Mitleids werth zu sein.«

Der Ritter stutzt, die Rede hörend,
Knüpft Hippogryphen ab, und sich zum Baume kehrend
Spricht er: »Wer du auch immer sei'st,
»Ein menschlicher, ein höh'rer Geist,
»Vergieb, wenn ich, unwissend, daſs die Rinde
»Des Baumes einen zarten Sinn,
»Ein fühlend Wesen deckt, am Schaden schuldig bin,
»Den ich so tief als du empfinde.
»Erzählst du mir, was dir begegnet sei,
»So bleibe stets dein Laub von Nord und Hagel frei;
»Und ist mit Worten oder Waffen
»Dir Rath und Hülfe zu verschaffen;
»So schwöre, so gelob' ich hier,
»Bei meiner Schönen schwör' ich dir,
»(Nichts kann den Jüngling stärker binden)
»Zu jedem Dienste sollst du mich entschlossen finden.«
Du legst mir auf, o Ritter! meiner Pein
Gesenkte Hefen aufzurühren;
Doch deinen Antrag auszuführen
Wird leider dir unmöglich sein,
Erwiedert ihm der Baum. So wisse denn: Vor Zeiten
Sah Gallien, das schöne Land,
Mich Britten von Geburt für seine Rettung streiten,
Und Adolph ward ich dann genannt:
Mein Vetter ist der Ritter von Anglante,
So sind auch Reinhold, Bradamante
Von Montauban mit mir verwandt,

Und ohne Zweifel dir bekannt.
Zu lange wär' es, hier zu melden, edler Ritter,
Was für ein Zufall mich nach Indien gebracht.
Mit mir war Reinhold und ein Dritter,
Und eben waren wir bedacht,
Der langen Irre Lauf zu enden,
Und uns Europen zuzuwenden.
Wir traben manche Stadt vorbei.
Ein prächtiger Palast erhebt sich an dem Meere:
Wir fragen, wem er zugehöre?
Und man erwiedert uns, daſs er Alcinens sei.
Sie selbst, die Zauberinn Alcine,
Saſs an dem Ufer ganz allein.
Sie sang: und Thunnen und Delphine
Und tausend Fische, groſs und klein,
Erhoben sich nach ihres Liedes Weise,
Und sprangen wimmelnd auf den Sand,
Und sonder Angel, ohne Reuse,
Fing sie die Feie mit der Hand.

Im Laufe hält das Schauspiel uns zurücke:
Sie grüſst uns mit geneigtem Blicke.
Ich, ihrer Augen festes Ziel,
Ich merkte bald, daſs ich vorzüglich ihr gefiel.
Sie bittet uns, wenn wir verweilen können,
Ihr in dem Schlosse den Besuch zu gönnen.
Die Andern, bange vor der List
Der Zauberinn, die weit berüchtigt ist,

Entschuld'gen sich so gut sie können,
Alcine sieht mich an, und mein Gesicht
Sagt ihr, ich billige der Freunde Weigern nicht.
So könnt ihr wenigstens mir nicht versagen,
Spricht sie, nur eine Fahrt an jenen Fels zu wagen,
Der nahe bei dem Ufer liegt.
Hat euch der Fische Spiel vergnügt?
Ein andres sollt ihr dort zu sehn bekommen,
Dergleichen keiner sieht,
Wenn er die ganze Welt durchzieht.
Sie ruft. Ein prächtig Both kömmt auf uns zu geschwommen,
Und ohne Ruder, ohne Steuermann
Langt es vor unsern Füſsen an.
Ich schwinge mich voll Neugier von dem Pferde.
Zwar mit bedeutender Geberde
Und sanftem Stoſse warnt mich Reinhold noch, und spricht:
Was thust du, Bruder? traue nicht.
Allein der Wind zerstreut die Lehren.
Ich lasse mich durch nichts in dem Entschluſse stören.
Die Ritter bleiben stehn, und mich allein
Nimmt mit der Zauberinn der goldne Nachen ein.
Wir fliegen ohne Wind, dem Pfeile gleich, vom Lande:
Nicht nach dem Felsen; in die offne Flut.
Noch ruft mich Reinhold von dem Strande;
Zu spät. Sein Mitleid und sein rascher Muth
Stürzt ihn vom Ufer in die Flut.
Ein fert'ger Schwimmer kömmt er durch die Wogen

Dem leichten Kahne nachgezogen.
Allein Alcine winkt: und schnelle Nacht
Steigt an den Horizont, der Donner kracht,
Und Überdrufs und Ungewitter
Entfernen den getreuen Ritter.

In meiner kurz vorhin so sichern Brust erwacht
Auf einmal Argwohn, Leid und Reue.
Gleich aber ist die schlaue Feie
Auf unfehlbar'n Rath bedacht:
»Du kömmst ein Wunder anzusehen?
»O schöner Jüngling! glaube mir,
»Das Wunder ist bereits geschehen.
»Mein scheuer Blick verräth es dir.«
Ein süfses Schmachten, schöne Züge,
Ein schlauer Ruf zu leichtem Siege
Erfüllen mich mit kühner Glut.
Wir brennen mitten in der Flut,
Und der Genufs der höchsten Freude
Versiegelt die getauschten Eide.

Wir hatten einen Tag und eine Nacht
(Für uns ein Augenblick) im Bothe zugebracht,
Als wir an dieses Ufer fuhren.
Geliebter! sprach die Zauberinn,
Diefs ist mein Reich, diefs sind die Fluren,
Wo ich, vor diesem Königinn,
Nunmehr mit abgelegtem Range
Dir zu gehorchen nur verlange.

Ihr ganzer Hof, in reicher Pracht,
In hellen Farben, leichter Tracht,
Umfloss uns bald mit fröhlichem Empfange.
Und jedermann war nur bedacht
Mit Tänzen, Spielen und Gesängen
Die schnellen Stunden zu verdrängen.
Das Herz Alcinens war nunmehr
Für jeden außer mir verschlossen.
(Denn manche hatten schon vorher
Der geilen Feie Gunst genossen.)
Mich liebte, mir vertraute sie
Die Herrschaft über sich, die Herrschaft ihres Staates,
Ich war die Quelle klugen Rathes,
Von meiner Seite wich sie nie.
Gleich heftig liebt' ich sie hinwieder;
In dem Besitze solcher Macht,
In dem Genusse solcher zarten Glieder
Gab ich den Waffen und der Schlacht,
Dem Ruhm und Gallien auf ewig gute Nacht.
Was nur den Sterblichen vom Glücke
Vertheilt gewähret werden kann,
Das alles traf ich in Alcinens Blicke
Versammelt und erhöhet an.
Die süßen Reize zu betrachten,
Geküßt nach neuem Kuſs zu schmachten,
War einzig mein Geschäft und meine Ruhmbegier;
Und Wünsche, Hoffen und Gedanken

Verloren alle sich in ihr,
Und endigten sich all' in ihr,
Und keiner überflog die Schranken.
Doch ach! was hilft es mir,
Die Wunde wieder zu entzünden,
Für die kein Mittel auszufinden?
Du, junger Ritter, merk' es dir!
Als ich in ihrer Gunst, in meinem Glücke
Am festesten zu sitzen schien,
Zog sie das Herz von mir zurücke,
Und gab es einem andern hin.
Zu spät erkannt' ich sie, die Ungetreue,
Die sonder Kampf, und ohne Reue
Liebt und nicht liebt, sich bindet, sich befreit:
Zwei Monde währte meine Herrlichkeit.
Dem neuen Buhler zu Gefallen
Stieſs mich die Falsche fort, sah mich verächtlich an;
Wie sie mit vielen schon gethan,
Aus gleichem Unbestand mit allen.
Allein damit die Welt auf den Bericht
Der dienstentlaſsnen Buhler nicht
Zu laut von ihrer Geilheit spreche,
Verändert sie gemeiniglich
Sie bald in Thiere, bald in Bäche,
Und bald in Bäume, so wie mich.
Dieſs ist der Grund vom widrigen Geschicke,
Durch welches ich hier eingekerkert bin.
Dieſs sind die Sitten, dieſs die Tücke

Der lasterhaften Zauberinn.
Diefs, Ritter, diene, dich zu warnen, zu belehren.
Auch glaube nicht, dafs etwan ihr
Der Herrschaft Rechte zugehören;
Durch Meineid nur regiert sie hier.
Der wahre König dieser Lande
Bestimmte seinen Thron in seinem Testament
Der Tochter, die sich Logistille nennt,
Der einzigen aus ehelichem Bande.
Alcine, die geheime Frucht
Verbotner Liebe, lasterhafter Sucht,
Mit einer Buhlerinn gepflogen,
(Mit einer Schwester sagt man gar)
Ward insgeheim und manches Jahr
Im Fleifse schwarzer Kunst erzogen.
Zu ihrem Antheil gab der Vater ihr
Ein kleines Schlofs und sein Revier.
Alcine, mifsvergnügt mit dem zu engen Sitze,
Sie, aller Laster, alles Bösen Pfütze,
Sie richtete nunmehr ihr Sinnen, ihr Bemühn,
Darauf, durch Schmeicheln, Klagen, Reizen und Erbarmen,
Durch geile Lust, ertheilt mit offnen Armen,
Der Schwester Freunde von ihr abzuziehn,
Die, keusch und edel, ein Exempel
Verwandter Tugenden, und alles Guten Tempel,
Alcinen ihre Laster oft verwies,
Und sie vor Strafe warnen liefs.

Von

Von Scheelsucht und von Haſs erhitzet,
Von ihrem Anhang unterstützet,
Und kühn auf ihre Zauberein,
Entschloſs Alcine sich zum Kriege,
Nahm Städte, Land und Schlösser ein,
Und überzog mit schnellem Siege
Das ganze Reich, in welchem itzt
Das echte Blut der königlichen Ahnen
Nur eine kleine Zahl getreuer Unterthanen,
Und eine Festung noch besitzt.
Auch diese wäre schon Alcinens Beute,
Wenn nicht das Meer von jeder Seite
Des eingefreſsnen Landes engen Strich
Wie zwischen Albion und Skotien benetzte,
Und wenn nicht jedem Sturme sich
Die kluge Königinn so tapfer widersetzte.
Was von Alcinen mir bekannt,
Hast du, o Ritter, nun vernommen,
Der du in dieses Zauberland
Durch einen neuen Weg gekommen.
Ich zweifle nicht, sie wird mit dir
Nicht besser, als mit allen handeln.
Den its'gen Buhler wird sie neben mir
In einen Stein, in einen Bach verwandeln;
Du wirst dir an der weichen Brust
Der glücklichste der Menschen scheinen;
Doch bald darauf die kurze Lust

In ewiger Gefangenschaft beweinen.
Und leider! hoff' ich nicht,
Dafs meine Warnung, mein Bericht,
Dich wider die Gewalt so schöner Züge
Zu härten, zu vertheidigen genüge.
Indessen thu' ich meine Pflicht.
Vielleicht, wo tausend unterlagen,
Bist du bestimmt den Sieg davon zu tragen.
Der Ritter dankt dem Paladin, verspricht
Den ihm gegebnen Unterricht
Auf das genauste zu erfüllen;
Bedauert, sonderlich um Bradamantens Willen,
Den unbequemen Pflanzenstand,
In dem ihr Vetter sich nun schon ein Jahr befand;
Doch kann er itzt zu seinem Besten
Nichts weiter thun, als ihn auf befsre Zeit vertrösten.
Zugleich befragt er sich, ob kein geheimer Pfad
Zu Logistillens Gränzen führe,
Auf welchem man (diefs scheint der klügste Rath)
Den Sitz Alcinens nicht berühre.
Ein rauher Weg, versetzt der Myrtenbaum,
Geht zwar durch Sümpfe, Sand und Heiden,
Und über Felsen, welche kaum
Sich von den Wolken unterscheiden:
Doch glaube nicht, dafs dich Alcinens Schaar
Auch diese Strafse
Unangefochten ziehen lasse.

So gierig wirft sich nicht der Aar
Auf das Gefieder
Des Himmels nieder,
Als diess Geschmeiss auf einen Wandrer fällt,
Der sich an diese Strasse hält.
Und kämen sie zu ganzen Heeren,
(Ihm Rüdiger) so weiss ich mich zu wehren.
Gehab dich wohl in deiner Myrte Schooss,
Und werde bald der engen Scheide los!
Alcinens Gränzen auszuweichen,
Und Logistillens Herrschaft zu erreichen,
War in des Gaules Leichtigkeit
Ein Mittel sicher und bereit.
Allein es sei, dass auf den raschen Schwingen
Von neuem in das dünne Reich zu dringen,
Gewitzigt durch den ersten Flug,
Der junge Held Bedenken trug;
Es sei, dass Liebe zu Gefahren
Und Abenteuern ihn
Bewog die Strasse vorzuziehn,
Wo sie gewiss und häufig waren:
Genug, er windet um die Hand
Des unbestiegnen Gaules Zügel:
Ihm folgt das Pferd mit eingelegtem Flügel,
Und Rüdiger verlässt den Strand,
Und schreitet tiefer in das Land.

Von einem angenehmen Hügel,
Den er bereits erstiegen hat,
Erblickt er nun Alcinens reiche Stadt,
Um die, vom Graben rings umgeben,
Die goldnen Mauren sich erheben.
Zwar Vieler Meinung trennt sich hier
Von meinem Urtheil. Das, was mir
Ein echtes, dichtes Gold geschienen,
Das dünkt den Meisten unter ihnen
Ein alchymistischer Betrug.
Jedoch genug!
In diesen Streit will ich mich nicht vertiefen;
Wer es nicht glauben will, mag es am Steine prüfen.

Der ungereizte Ritter flieht
Den sanften Weg, der durch die Fluren schleichet,
Und an die stolze Pforte reichet,
Und wählt den rauhen Pfad, der sich zum Berge zieht.
Beim ersten Schritte sieht er einen tollen Haufen
Von Mifsgeburten ihm entgegen laufen.

Nie sah man eine Schaar
So häfslich und so wunderbar.
Der kömmt mit einer Affenfratze,
Von unten bis zur Brust ein Mann;
Dort bellt ein Hundekopf, hier schnaubet eine Katze;
Der kriecht auf einer Bärentatze;
Der setzt ans Jägerhorn den langen Schnabel an;
Der jagt auf einem ungezäumten Pferde,

Und jenen bringt ein Esel rückwärts her;
Auf einem Kranich reitet der,
Den trägt ein Wolf, und jener stampft die Erde
Mit einem Ziegenfuſs; der treibt sich nackt umher,
Und jener hat, statt eines Kleides,
Mit Federn sich beklebt; hier hüpft ein blöder Greis,
Dort schleicht ein Kind, an Bart und Haaren weiſs;
Hier Mann, da Weib, und dort in einem beides.
Zu Waffen haben sie, der einen Rost, ein Seil;
Der eine Pfanne, der ein Beil;
Sie kommen an mit langen Speeren,
Mit Hacken, Sicheln, Krücken, Scheeren.
Der Hauptmann, unter dem der bunte Haufen steht,
Trägt seine Backen dick, den Ranzen aufgebläht;
Er sitzt auf einer groſsen Schnecke,
Und langsam regt er sich vom Flecke.
Das Auge schwer, vom Wein erhitzt,
Wankt er, mit jedem Arm auf einen Knecht gestützt,
Ein Dritter wischt den Schweiſs ihm von der Stirne,
Und fächelnd kühlt sein Antlitz eine Dirne.

Der Miſsgeburten eine, halb ein Schwein
Und halb ein Mann, grunzt Rüdigern entgegen:
»Wohin, o Thor? zur Stadt hinein!« —
Dieſs thu' ich nicht, fällt ihr der Ritter ein,
(Und zeigt ihr den entblöſsten Degen)
So lang' ich tauge den zu regen.
Das Unthier schwenkt den ungeheuren Speer:

Doch ihm gebricht die Zeit ihn einzulegen.
Zu schnell ist über ihm der tapfre Rüdiger
Mit seiner Balisarde her:
Sie sinket durch des Schweines Rüssel nieder,
Und unterm Nacken zeigt sich ihre Spitze wieder.
Dann fafst er seinen Schild, stürzt sich voll Muth,
Und hauend links und rechts, in die verhexte Brut,
Mäht Eselsohren, Löwenglieder.
Hier liegt ein Affe, dort ein altes Weib;
Dem spaltet er den Kopf, und dem den ganzen Leib,
Und eine Hälfte fällt mit jedem Stiefel nieder.
Allein zu grofs ist ihre Schaar,
Zu vielfach die Gefahr,
Es hätte bei dem ungeheuren Schwarme
Ägäon noch zu wenig Arme. *)

Warum, o Ritter, bleibt dein Schild
Noch unenthüllt?
Vergifst du ihn in des Gefechtes Hitze?
Ist diese Brut unwürdig seiner Blitze?

Itzt öffnet sich der Festung reiches Thor.
Zwei Nymphen reiten aus der Stadt hervor,
Auf zahmen Rehen. Ihre Felle
Sind, gleich dem Hermeline, weifs.
Ein sanfter Glanz, gelinde Helle
Umfliefst die Schönen, als ein Kreis.

---

*) Ägäon, den die Götter, wie Homer sagt, Briareûs nennen, hatte hundert Arme.

So wären (könnten sie gehüllt in Körper gehen)
Der Liebreiz und die Schönheit anzusehen.

Gleich da die tolle Schaar den Ritter hart bedrängt
Und ihm den Raum zu Hieb und Stich verengt,
Erscheint das Paar. Vor ihrem ernsten Blicke
Zieht sich mit Ehrerbietigkeit
Der Mißgeburten Brut zurücke.
Der frohe Ritter sieht, daß seiner Mattigkeit
(Und eben noch zu rechter Zeit)
Der Nymphen Ansehn beigesprungen,
Und von Verwunderung, von Dankbarkeit durchdrungen,
Sucht er in kräft'gen Worten nun
Den Schönen beides darzuthun.
Sie, freundlich und mit holder Miene,
Entrichten ihm die Grüße der Alcine,
Die seiner Arbeit und Gefahr
Von ihren Mauern Zeuge war,
Und ihnen beiden aufgetragen
Den frechen Haufen zu verjagen,
Zugleich auf ein vertraulich Fest
Ihn nach dem Schlosse bitten läßt.
Der Ritter, eingedenk des warnenden Bescheides,
Der aus der Myrte Schooß erscholl,
Noch wärmer eingedenk des Eides,
Der ihn auf ewig binden soll,
Und doch beschämt und zweifelvoll,
Den Ruf unhöflich auszuschlagen,

Hält lange mit der Antwort ein,
Und wanket zwischen Ja und Nein.

Der Nymphen eine, die die Herzen
Der Männer kennt, die anders nicht
Als aus verstiegner Liebe Pflicht
Ein angebotnes Glück verscherzen,
Bedient sich der gewohnten List.
Sie sieht, daſs nach dem harten Kampfe
Der Ritter, noch in vollem Dampfe,
Auf einen Trunk begierig ist.
Sie zieht aus einer Satteltasche
Den Zauberwein, versperrt in eine goldne Flasche,
Der jede Liebe löschen kann,
Und bietet ihn dem Ritter an.
Halt ein, o Rüdiger, mit den zu schnellen Zügen!
So wie der falsche Wein den heiſsen Dunst dir stillt,
So wird dir Bradamantens Bild
Aus dem berauschten Sinne fliegen.
Halt ein! — Es ist zu spät. Schon ist die Flasche leer.
O Rüdiger! wohin ist deine Treue?
Für dich ist keine Bradamante mehr.
Geh hin, ein Knecht der geilen Feie!

Entschlossen eilt er itzt den Weg zur Stadt hinan.
Zu deutlich haben uns die Dichter vorgesungen,
Wo Venus aus der Flut entsprungen,
Sonst schwüre man,
Daſs diese Fluren sie entstehen sahn.

Hier

Hier ziehen, Arm in Arm geschlungen,
Das Herz von grauen Sorgen leer,
Die müſs'gen Liebenden umher.
Sie wählen Blumen, flechten Kränze,
Und denken nur an Spiel und Tänze.
Nie setzt hierher der Überdruſs,
Der Mangel nie den dürren Fuſs.
Man sieht in diesen Lustrevieren
Mit heitrer Stirne stets den jungen Mai regieren.
Der Mädchen und der Knaben Chor
Versammelt sich zu schlauen Scherzen,
Zerstreuet sich zur Kühlung süſser Schmerzen.
Hier quillt aus dem belebten Rohr
Ein schmeichelhaftes Lied hervor;
Dort hört man das Gemurmel kühler Quellen
Zu zweier liebenden Gelispel sich gesellen.
Dort sieht man in der Wipfel dünnes Laub,
Mit Vögeln untermischt die Liebesgötter fliegen:
Die freuen sich ob ihren Siegen,
Und jene lauschen auf den Raub;
Die neuen Pfeile schnitzt der eine,
Der andre schleift sie spitz am schnell gewälzten Steine.
Ein falbes Pferd, mit Golde reich geziert,
Wird hier dem Ritter vorgeführt.
Der andre Gaul, gewohnt den Wolken zuzustreben,
Wird einem Knaben übergeben,
Der seinem Eigensinn mit Mühe widersteht,

Und laufen muſs, wenn er im Schritte geht.
Sie reiten durch gepflanzte Gänge
Von Zedern nach dem Thore hin,
Und sehn die schöne Zauberinn
Bereits in weichlichem Gepränge
Dem neuen Freund' entgegen ziehn.

ZWEITES BUCH.

Oft hör' ich euch, ihr Schönen, sagen,
Und in der That nicht ohne Recht,
Die Wenigen vom weiblichen Geschlecht,
Die wahre Neigung in dem Busen tragen,
Sind weit getreuer, lieben mehr,
Als der getreuste Mann, liebt er auch noch so sehr.
Ich weiſs nicht, wer zur Ausflucht geiler Triebe
Den spitzen Unterschied erdacht,
Den mancher zwischen Brunst und Liebe
Und zwischen Herz und Körper macht:
Als wären wir in Einer zwei Personen;
Als könnte Tag und Nacht beisammen wohnen;
Als könnte hier das Herz getreu und rein,
Mit feilen Küssen dort der Leib besudelt sein;
Als ob die Treue sich nicht auf den Leib erstreckte;
Als ob das Herz nicht in dem Körper steckte.
Nein, öffentlich erklär' ich hier:
Vor dieser Lehre grauet mir,
Und will mich eine Schöne wählen,
So schwöre, so gelob' ich ihr,
Sie kann auf Herz und Körper zählen.
Das männliche, das weibliche Geschlecht
Hat in der Liebe gleiches Recht.

Wer ist von uns, der es erträglich fände,
Wenn seine Galate durch gleicher Schlüsse Spiel
Eröffneten Genuſs, verschlossenes Gefühl,
Den Meineid und den Eid verbände?
Wer diesen Widerspruch zu seinem Schutze nimmt,
Der macht die Liebe zur Sirene,
Die, bis zum Gürtel eine Schöne,
Unedlerer Natur von unten, schwimmt.
Auch Rüdigern sogar kann ich es nicht verzeihen,
Obgleich sein Herz durch Zaubereien
Verderbt, er nicht sein eigen ist,
Daſs er den Rath, den Adolph ihm ertheilet,
Daſs er den kaum geschwornen Eid vergiſst,
Und an der Feie Busen eilet.
Die Pforte, deren strahlend Licht
Die goldnen Mauern unterbricht,
Hat links und rechts zwei diamantne Säulen,
Die unter sich die Last des gleichen Bogens theilen,
Alcinens Wappen steht in einen Schild geschnitzt,
Der von Smaragden und Rubinen blitzt.
Das Pflaster in den breiten Straſsen
Ist Marmor. Jede Seite ziert
Der Häuser bunte Schnur, von Jaspis aufgeführt,
Aus denen sich Gesang und Freude hören lassen.
An alle Fenster fliegt der Schönen rege Schaar,
Da sie den Ritter kommen hören,
Mit freiem Busen, rosenreichem Haar,

Und schöner noch, wenn sie bescheidner wären.
Den Mittelpunkt der Stadt nimmt Schlofs und Garten ein,
Und eine Stadt ist dieses Schlofs allein.
Aus ihren Thoren kömmt mit brünstigem Verlangen
Den edlen Fremden zu empfangen,
Von ihrem Hof' umringt, die Zauberinn gegangen.

Der Gärten Schmuck, des Schlosses Pracht,
Ob sie gleich alles übersteigen,
Läfst Rüdiger fast aufser Acht,
So reizet ihn das freundliche Bezeigen
Alcinens, und die Ehrerbietigkeit,
Mit der die ganze Schaar sich seiner Ankunft freut.
An Alter und an feiner Miene
Sind sich die Jünglinge, die Mädchen alle nah;
Doch unter ihnen glänzt Alcine
Wie an dem Himmel Cynthia.

Der Haare langes Gold, ein Theil in freiem Fluge,
Der andre mit gelindem Buge
Zurückgeführt, und künstlich aufgestellt,
Umschreibt der kleinen Stirne Feld.
Der regen Locken sanfter Schatten
Erhöht der Wangen Paar, auf welchen sich
Die Rosen mit den Liljen gatten.
Der dunkeln Braunen schmahler Strich
Herrscht über Augen, deren Schwärze
Die hellsten Strahlen von sich schiefst,
Bei deren Ernst, bei deren Scherze

In Kummer jenes Herz, in Wonne diefs zerfliefst.
Die Nase sinkt aus ihrer Mitte
In unverbesserlichem Schnitte.
Der kleine Mund stets glühend, wie benetzt,
Liegt zweien Grübchen eingesetzt.
Die dünnen Lippchen zeigen und verschliefsen
Der gleichen Perlen Doppelrang,
Und bilden jenen Zauberklang,
Mit dem die süfsen Wörtchen fliefsen.
Wenn aus dem heitern Angesicht
Ihr holdes Lächeln bricht,
So scheinen sie den Himmel aufzuschliefsen.
An Weifse gleich dem Schnee, der im Gebirge fällt,
Steht hier der runde Hals, und sanft geschwellt
Der volle Busen, der im neidischen Gewande
Arbeitet, weicht und widerstrebt,
Der letzten Welle gleich am Strande,
Wenn sanfte Luft die Fluten hebt.
Ein zarter Arm vermindert sich gelinde,
Wo er zur kleinen Hand sich fügt;
Kein Äderchen, das höher liegt,
Kein Beinchen störet ihre Ründe.
Ein schmahler und doch weicher Fufs
Macht der sichtbaren Reize Schlufs.
Die, welche tiefer noch im reichen Kleide stecken,
Kann auch ein Argus nicht entdecken;
Allein durch einen Theil in ihrem Urtheil fest,

Ergänzt die Phantasie den schönern Überrest.
Oft zieht Alcine die begier'gen Blicke
Als blöd', als überrascht, von Rüdigern zurücke.
Was ihm von ihrer Lüsternheit
Der Myrtenbaum erzählt, wird in den Wind geschlagen.
Wie kann mit solcher Züchtigkeit
So schwarzes Laster sich vertragen?
Wohl aber mufs der Paladin
Für seinen Undank, sein Verschulden
Die Strafe (noch zu leicht für ihn;
Er lebt!) im engen Kerker dulden;
Da giebt ihm Zorn und Rachgier ein,
So arge Lügen auszuspein.
Von der so werthen Bradamante,
Die schon vorhin der Zauberwein
Aus ihres Ritters Brust verbannte,
Fällt ihm auch nicht der Namen ein.
Alcine wäscht durch neue Zauberein
Die letzten Züge noch aus seinem Angedenken,
Um ihm ihr eigen Bild allein
Und unauslöschlich einzusenken.

Das reiche Fest, mit dem Ägyptens Königinn
Den grofsen Latier empfangen,
War nicht so reich, (wenn ich ein gült'ger Richter bin,)
Als das, mit dem der Zauberinn
Erhelltes Schlofs und schwere Tische prangen.
In angenehmer Harmonie,

In raschen, in gedämpften Gängen
Hört man der Flöte Hauch sich zu den Saiten megnen.
Auch fehlt es nicht an Sängern, die
In sanft einschleichender, in muntrer Melodie,
Manch schlüpfrig Bild verliebter Phantasie.
Kallisten unter Jovens Küssen,
Und Daphnens Laub zu mahlen wissen.
Kaum sind die Tafeln abgebaut,
So setzt man sich in buntem Kreise
Zum Spiele, da man nachbarlich und leise
Sich ein Geheimnifs anvertraut.
Ein Spiel, bequem verliebten Seelen:
Hier können sie sich ihre Glut erzählen,
Und frei von Zwange, von Verdacht,
Für die Zusammenkunft der Nacht
Sich Zeichen, Ort und Stunde wählen.

Auch Rüdiger hat schon geredet, schon gehört.
Er lächelt, da nunmehr Alcine
Das lange Spiel, als müde, stört.
Er scheidet mit geheimnifsvoller Miene.
Ihm geht bis an sein Schlafgemach
Die muntre Menge vor und nach.
Das prächtigste der stolzen Zimmer
Ist für den edlen Gast bereit.
Der Kerzen und der Spiegel Schimmer
Verjagt der Schatten Dunkelheit.
Begierig auf das kleinste Zeichen,

Steht

Steht beim Entkleiden ihm die Schaar der Diener bei.
Wetteifernd, wer der erste sei,
Ihm diess zu nehmen, das zu reichen.
Zuletzt sinkt er, der Rüstung los,
In der geschwollnen Flaumen Schooss,
Und heisst nunmehr die Knechte weichen.
Mit wachem Ohre liegt er da,
Und wartet bis von allen Seiten
Sich Finsterniss und Schlaf verbreiten,
Und hofft sich seinem Glücke nah.
Wenn der geringste Laut die tiefe Stille störet,
Hebt er das Haupt empor, und hält den Athem an.
Zu hören glaubt er oft, und hat doch nichts gehöret,
Beseufzt den Irrthum, rafft sich dann
Vom Lager auf, und öffnet sacht die Thüre,
Und guckt hinaus, und findet alles leer.
Aus ihrer Kammer geht nunmehr
Die schöne Feie, rechnet er,
Und zählt, wie mancher Schritt von dorther zu ihm führe:
Und zählt umsonst. Oft wird er ungewiss,
Ob ihn Alcine wirklich liebe?
Oft sinnt er, welche Hinderniss
Sich zwischen Frucht und Finger schiebe?
Alcine weiht indess geraume Zeit
Dem Fleisse süsser Reinlichkeit.
Sie kömmt in leichte weite Seide
Gehüllt, entkleidet in dem Kleide,

Durch einen Weg, den sie verschlossen hält,
Und der ihr Schlafgemach mit Rüdigers verbindet,
Der ungeduldig sich auf seinen Federn windet.
Da plötzlich sich die Göttinn vor ihn stellt,
So fährt er auf, und stürzt sich von dem Bette,
Als ob er Schwefelbrand in allen Adern hätte.
Kein Epheu kann so zäh und fest
An dem umstrickten Baume kleben,
Als, Lippen Lippen aufgepreſst,
Sich beide Liebenden umweben.
Das Auge saugt des nahen Auges Licht;
Die Zunge flieht die Zunge nicht;
In gleichem Taumel sinken beide,
Und schwimmen in dem See des Reizes und der Freude.

Es bleibt Alcinens neuer Brand
Im Schlosse zwar nicht unbekannt:
(Wer will der Liebe Glut verhüllen?)
Doch schleicht die Zeitung nur im Stillen,
Und scheut sich jedes Ohr zu füllen.
Der schlaue Hof begegnet Rüdigern
Als seinem Ersten, seinem Herrn,
Und jedes sucht sich bei Alcinen
Durch Achtung gegen ihn den Vorzug zu verdienen.
Von Freude, Lust, und Zeitvertreib
Bleibt keine Gattung ungeschmecket.
Im Tage dreimal wird der Leib
Mit Kleidern andrer Art bedecket,

Und dreimal wird der Tag durch andre Freude neu:
Spatziergang, Bad und Gasterei,
Und Tanz und süſser Harfen Töne,
Und Spiel der Schranken, Spiel der Scene.
Oft legt man sich an einer Quelle Rand,
Und lies't des Alterthums verliebte Sprüche;
Oft jagt man durch das ebne Land,
Erspäht des blöden Hasen Schliche;
Oft steht der kluge Hund dem albernen Fasan;
Oft klebt dem zähen Leim der Amsel Fittig an;
Oft stören sie die Heimlichkeit der Fluten
Mit Netzen und bespeis'ten Ruthen.

O Rüdiger! so fröhlich nicht, wie du,
Bringt ihre Tage Bradamante zu.
Dich suchend irrt sie nun durch Berge, dunkle Wälder,
Durch Höhlen, Lager, öde Felder,
Fragt jeden, ob er doch vom Ritter nichts gehört,
Der durch die Luft auf einem Rosse fährt?
Und jeder spricht mit einem Achselzuge,
Er wisse nichts von diesem Fluge.

Nach Rath und Trost ist ihre Feie schon
Zum Grabe des Merlin gezogen,
Den sie vom düstern Acheron
Beruft, und der ihr sagt, wo Rüd'ger hingeflogen.
O welch ein Zagen! da die Schöne nun erkennt,
Welch ungeheurer Weg von ihr den Ritter trennt,
Und daſs er gar in neuer Liebe brennt!

Allein die Feie stillt die Wunde
Zugleich mit sanfter Arzenei,
Zeigt ihr, dafs Rüdiger im Grunde
Nicht ungetreu,
Verblendet, nicht er selber sei.
Zuletzt verheifst sie ihr mit Schwüren,
Den Freund ihr bald zurückzuführen.
O! hätte Rüdiger an seiner Hand
Den Ring gehabt, vor dem die Zauber nicht bestehen,
Und den er dir, ein übereiltes Pfand
Der Liebe, gab, nie wäre diefs geschehen.
Du, gieb mir ihn! Ich reise diese Nacht,
Und bin in Indien, so bald der Tag erwacht.

Nicht nur den Ring, ihr Herz, ihr Leben
Ist Bradamante willig hinzugeben,
Empfiehlt sich ihrer Treue, reicht ihr ihn,
Und schickt dem Ritter tausend Grüfse hin.

Kaum blinkt am Himmel Hespers Kerze,
So steigt die Zauberinn auf ihren Gaul;
Roth an dem einen Fufs ist er und an das Maul,
Im übrigen gleicht er dem Pech an Schwärze.
Den Ring, den ihr die Schöne gab,
(Denn schädlich wär' er itzt) zieht sie vom Finger ab,
Und eilt mit hingestreuten Haaren,
Die gräfslich in die Winde fahren,
Die Füfse blofs, den Gürtel abgelegt,
Auf ihrem Gaul, der keinen Sattel trägt.

Vor ihrem Blick entsteigt zugleich (mit solcher Schnelle
Flog sie) der Morgen und Alcinens Reich der Welle.
Hier ändert sie die weibliche Gestalt,
Und macht sich wunderbar! zum Manne;
Erhöht ihr Maſs um eine Spanne.
Erscheint an Gliedern jung, an Jahren alt.
Der hohen Stirn sind Runzeln angeflogen,
Die Wangen deckt ein langer Bart;
Sie gleicht an Stimme, Gang und Art
Dem todten Zauberer, der Rüdigern erzogen.
So schleicht sie sich in einen Zedernhain,
Und wartet da, bis Rüdiger allein,
Und, von Alcinen unbegleitet,
Den leichtern Zutritt ihr bereitet.
Von ungefähr (denn selten sieht man ihn
Mit unbesetzter Seite siehn)
Erscheint er, wie sie's wünscht, in dem gewölbten Gange.
Es zeugt sein köstliches Gewand
Von Üppigkeit und Müſsiggange.
Den starken Arm umgiebt ein weibisch Band,
Befestiget mit einer goldnen Spange.
Bis zu des Busens Mitte fällt
Der Edelsteine Schnur, die sich am Nacken hält.
Er trägt, nach Art der Indier und Mohren,
Zwei Perlen in durchstochnen Ohren.
In krausen Locken spielt sein Haar,
Und duftet von Arabischen Gerüchen:

Ein Frauenknecht, der jüngst ein Ajax war,
So von dem Heldenthum, so von sich selbst gewichen.
Von seiner vorigen Natur
Bleibt nichts gesundes mehr, bleibt ihm der Name nur.
Auf einmal sieht er itzt im Gehen
Den falschen Alten vor sich stehen,
In jenen tiefen Ernst gehüllt,
Für den er stets Verehrung hegte,
Mit jenem Blick, von Zorn erfüllt,
Den er als Kind zu scheuen pflegte.
Noch schrecklicher, als jemals, steht er da,
Er, den doch Rüdiger vor kurzem sterben sah.
So, spricht der Zauberer, erfüllst du meine Lehren?
Ist dieses meiner langen Zucht
Und meiner weisen Liebe Frucht?
So hat das Mark der Tieger und der Bären
Dich in der Wiege darum nur genährt?
So hab' ich dich in Höhlen und Gebirgen
Mit Löwen kämpfen, Drachen würgen,
Und Stiere zähmen, darum nur gelehrt,
Damit mein Schüler einst der schändlichen Alcine
Zum Liebling, zum Adonis diene?
Ist diess, was mir seit langer Zeit
Von deiner künft'gen Tapferkeit
Die Punkte, Ziffern und Aspekten,
(Zu langen Fleiss hab' ich der eitlen Kunst geweiht!)
Was die Orakel mir entdeckten?

Ist diefs das so gewünschte Jahr,
Bezeichnet mit so groſsem Siege?
Fürwahr! fürwahr!
Ein schöner Anfang edler Kriege!
Ein schönes Heer, ein rühmlich Feld!
In würd'gen Waffen ein vollkommner Held!
So wirst du bald die Gröſsten überwinden,
So wird der Ruhm Alcids vor deinem bald verschwinden.
Unwürdiger! Es sei, daſs deinen trägen Muth
Nichts edles, nichts erhabnes rühre:
Allein wo bleibt die erste Glut?
Wo bleiben die so theuren Schwüre?
Giebt Niederträchtigkeit dir auch zur Falschheit Recht?
Und hab' ich dir im weiblichen Geschlecht
Die trefflichste gewählet, nur um Alcinen
Zum Spotte, zum Triumph zu dienen?
Was liebst du denn so sehr an deiner Zauberinn?
Ist es ihr zärtlich Herz, ist es ihr treuer Sinn?
Und hast du nicht gesehn, wie sich ihr Lieben endet?
Ists ihre Schönheit? Blinder! merkst du nicht,
Daſs ihr veraltetes Gesicht
Dich nur mit falschem Scheine blendet?
Wo ist der Ring, der jedes Wunder bricht?
Gebrauch' ihn, und erröthe, wenn du kennest,
Für welchen Reiz du schon so lange brennest!
Die weise Feie sieht entzückt,
Daſs tiefe Scham bereits das Herz des Ritters drückt.

Ja, fährt sie fort, seitdem mein Auge sich geschlossen,
Ist ohne Thorheit dir kein Augenblick verflossen.
In ungezähmter Glut entbrannt,
Verschenktest du die Gaben meiner Hand;
Aus jungem Stolze zu verwegen,
Trug dich der Hippogryph dem Firmament entgegen;
Und Adolphs treuer Rath verlor,
Gleich einer Schelle, sich in deinem Ohr,
Bis du zuletzt dich in der Laster Pfütze
So tief gestürzt und eingewühlt,
Daſs ich dich keiner Rettung würdig hielt.
So hat, selbst in der Schatten Sitze,
Dein Unsinn meine Lust gestört.
Doch hat sich meine Gunst noch nicht von dir gekehrt.
Dir zu begegnen füllt nun wieder
Mein Geist die abgelegten Glieder.
Hier ist der Ring, den du so lang' entbehrt,
Dir schickt ihn Bradamante wieder.

So bald das edle Gold des Ritters Finger drückt,
Und ihn dem Zaubertraum entrückt,
So ändert sich um ihn das Schaugerüst der Nymphe:
Die Gärten sind ein grasser, öder Wald,
Der Wölfe Nest, der Drachen Aufenthalt,
Entstellt durch Nebel und durch Sümpfe,
Aus denen das Geheul der gift'gen Kröte schallt.
Er hört aus stinkenden Gebüschen
Die Schlangen ihm entgegen zischen.

Statt

Statt des Palastes sieht er itzt
In eines Felsen Schoofs die düstre Höhle liegen,
An deren Thor die geile Wölfinn sitzt,
Der Eber wühlt, und die Harpyen fliegen.
Sich selbst erblickt der arme Rüdiger
Unfläthig, aufgebläht, in Fellen geiler Ziegen.
Ihm drückt ein schwer und eisern Band,
Der Knechtschaft Zeichen, Hals und Hand,
Auch die Gestalt des Zauberers verschwindet,
Da sie des Ringes Macht empfindet.
In ihrer eignen Form, wie es ihr Absehn war,
Stellt sich ihm nun die Feie dar.

Ihr schneller Anblick füllt ihn so mit Scham und Schrecken,
Daſs er der Erde fleht, ihn klaftertief zu decken.
Allein gefällig, sanft und mild
Beschwört ihn die verständ'ge Feie,
Daſs er ihr den Betrug verzeihe,
Mit welchem sie sich in das Bild
Des todten Zauberers gehüllt,
Das einz'ge Mittel, ihn mit Nachdruck zu ermahnen,
Und ihr den Eingang in sein Herz zu bahnen.
»Hat aber dich nunmehr der Tugend Ruf gerührt,
»Hat meine Rede dich in dich zurückgeführt,
»So laſs mich, Jüngling! deiner Schönen
»Mit wenig Worten noch erwähnen.
»O! hättest du die Angst bedacht,
»Den herben Gram, das zarte Leiden,

»Das ihr dein Flug, das ihr dein Scheiden,
»Dein langes Abseín ihr gebracht;
»O! hättest du zugleich erfahren,
»Wie prächtig ihre Siege waren,
»Wie sie der Feinde Macht zerstört:
»O Sohn! kein Zauber, keine Feie,
»Kein Leibreiz hätte deine Treue
»Von Bradamanten abgekehrt.
»Noch ist es Zeit zu kluger Reue.
»Doch ziehest du nicht gleich den Fuſs
»Aus dieser Laster zähem Schlamme,
»Erstickt ein muthiger Entschluſs
»Nicht unverzüglich diese Flamme:
»So hoffe keine Wiederkehr
»Zur Tugend, zu dem Ruhm, zu Bradamanten mehr.«

Entzaubert bittet Rüdiger die Feie,
Daſs sie nun vollends ihn befreie.
Und sie: Wohlan! beginne denn die That.
Der Wachsamkeit Alcinens zu entgehen,
Werd' ich dir stets mit klugem Rath
Unsichtbar an der Seite stehen.
Zugleich verschwindet sie, und Rüdiger verheiſst
Bereiten Arm, entschloſsnen Geist.

Ihm kömmt Alcine nun auf dornenvollen Wegen
Aus ihrer Höhle Schlund' entgegen.
Sie kömmt, ein altes, hagres Weib:
Fünf Spannen kaum hat der gekrümmte Leib,

Mit schlapper Brust ein häſsliches Gerippe,
Ein triefend Aug', ein seltnes graues Haar;
Des Kiefers ganzer Rest, der morschen Zähne Paar,
Drückt auf die eingebogne Lippe;
Zur tiefen Nase ragt das vorgeworfne Kinn;
Die Arme hangen, schwarz und dünn,
Und der so leichte Leib macht doch die Knie sinken,
Und die geschleppten Füſse hinken.

Das Kind, das eine reife Frucht
Versteckt, und dann vergiſst, wohin es sie verstecket,
Wenn es nach ein'ger Zeit den Ort besucht,
Und sie von ungefähr entdecket,
So wundert sichs, die Birne faul und weich,
Nicht mehr, wie neulich, fest und gleich
Zu finden, faſst sie kaum beim Stiel, und sonder Reue
Wirft es sie hin, zur Speise für die Säue:
So wundert sich itzt Rüdiger
Ob der vorhin so reizenden Megäre,
Und wünscht gewiſs nichts herzlicher,
Als daſs er hundert Meilen von ihr wäre.

Alcine wird ihn kaum gewahr,
So spitzt sie schon zum derben Kusse
Den blassen Mund, und zum gewohnten Gruſse
Streckt sie die Brust, die Arme dar.
Beim Anblick der verbuhlten Alten
Kann sich des Ekels Rüd'ger kaum enthalten.
Doch auf der Feie leisen Rath

Empfängt er sie, wie er vor diesem that.
Denn jene will, daſs er die Küsse,
Die er aus Wollust gab, durch Zwang und Ekel büſse.
  Auch in der Höhle stellt sich Rüdiger,
Als schien ihm alles wie vorher.
Er scherzt, und miſst im Scherz die Weiche,
Und glaubt sich fetter als vorhin;
Will, daſs man ihm die Waffen reiche,
Zur Probe sie einst wieder anzuziehn.
Auch eilt er zu dem Stalle hin,
Und faſst den Hippogryph. Doch ihm ermahnt die Feie,
Daſs er den Eigensinn des leichten Thieres scheue;
Sie weis't ihm Adolphs Pferd, den schwarzen Rabikan,
(Noch immer steht er hier) als sichrer an.
Sie räth ihm drauf, daſs er zu Logistillen fliehe.
Den Hippogryph erhältst du morgen in der Frühe.
Auch deinen Ring vertraue mir,
Er soll mir dienen, daſs ich hier
So manchen Zauber noch zerstreue,
Und aus dem Myrtenbaum den Paladin befreie.
Sie unterhält den Jüngling noch
Von vielen Dingen, die zu seiner Lehre dienen,
Und er verläſst nunmehr das ekle Loch,
Das ihm so lange Zeit ein Paradies geschienen,
Eilt durch die Stadt, ein elend, kothig Nest,
Zum Thor, und findet es durch Baum und Wache fest.
Er fällt mit angesporntem Pferde

Die Hüter an, macht sich mit Balisarden Raum,
Wirft die betäubte Schaar zur Erde,
Steigt ab, und hebt den schweren Baum.
Schon einen guten Weg hat er durchstrichen,
Eh noch Alcine weifs, dafs er entwichen.

Auch heuer giebt es noch genug,
Auch unter uns, von solchen Feien,
Die, eben nicht durch Zaubereien,
Allein durch Lügen und Betrug
Die eigne Häfslichkeit verkleistern,
Und unsrer Herzen sich bemeistern.
O glücklich! wem, wie Rüdigern,
Sein guter Stern
Der Klugheit edlen Ring verliehen,
Der die Verblendungen zerstört,
Der, wenn ein Irrthum ihn bethört,
Ihn drückt, und ihn ermahnt Alcinen zu entfliehen.

Im Rücken hört nun Rüdiger
Der Glocken Ton, der Trommel Schläge;
Er sieht das Volk auf seinem Wege
Sich waffnen, und vermuthet, dafs nunmehr
Alcine seine Flucht vernommen,
Und in der ersten Wut ihr Heer
Versammelt, solcher vorzukommen.

Sein Urtheil trügt ihn nicht. So bald die Zaubrinn
Erfährt, dafs er entweicht, fällt sie vor Schrecken hin,
Zerreifst das Kleid, zerkratzt die Wangen,

Nennt tausendmal sich blind und schändlich hintergangen;
Beruft des Reiches ganze Macht,
Und rüstet sich zu heifser Schlacht.
Des Heeres Hälfte schickt sie nach dem Wege,
Auf welchem der Verräther flieht;
Der Schaaren andre Hälfte zieht
Der Schiffe Segel auf, und macht die Ruder rege.
Die dichte Flotte deckt das Meer,
Und rasend fährt mit ihr Alcine selbst einher,
Und schwört, auch in der Hölle Gründen
Den Ungetreuen aufzufinden.

Der Ritter, der indefs auf dem erkannten Pfad
Sich Logistillens Reiche naht,
Setzt über Felsen, durch Gesträuche,
Bald nah dem Himmel, bald dem Schattenreiche.
Ein kahles Feld stampft er zuletzt,
Das zwischen Berg und Meer sich in die Länge ziehet,
Und ohne Schirm am Mittagsstrahle glühet,
Vom Winde nie gekühlt, von keinem Quell benetzt.
Des Berges Rückschlag mehrt die Hitze;
Es siedet Luft und Sand. Im dürren Tannenwald
Regt sich der stumme Vogel nicht vom Sitze.
Der Grille heisres Lied erschallt
Betäubend, einsam durch den Wald.
Der heifse Panzer drückt des Ritters feuchte Glieder,
Die Zunge starrt, von bittrem Durste schwer,

Verdrufs und Mattigkeit schlägt seine Kräfte nieder,
Und traurig reitet er einher.
Ein alter Thurm steht hart am Rande
Des Meeres in dem öden Sande.
Und Rüdiger erblickt, als er vorübertrabt,
Drei Mädchen, die sich in den Schatten
Des alten Thurms gelagert hatten,
Und die ein frischer Wein aus goldnen Krügen labt.
Es lachen aus geflochtnen Körben
Auch Früchte mancher Art, die Gold und Purpur färben.
Sie fliehen hier des Tages Glut.
Indessen wartet auf der Flut
Ein Fahrzeug, bis ein Wind erwache,
Der ihm das Segel schwellen mache,
Das itzt noch unbeweglich ruht.

Da sie den Ritter kommen sehen,
So bittet ihn die Eine still zu stehen.
» Ist Euer Sinn so sehr auf Euren Weg erpicht,
» Dafs Euch der kühle Schatten nicht
» Nach seinem Schirme lockt, das Antlitz abzuwischen,
» Der kühle Wein nicht reizt, die Lippen zu erfrischen?«
Sie naht sich ihm, fafst seines Rosses Zaum,
Die andre füllt mit rothem Schaum
Den weiten Becher an, und reizt den dürren Gaum.
Doch er, den Tracht und Sitten lehren,
Dafs sie Alcinen zugehören,
Erwiedert ihnen nicht ein Wort,

Und spornt den Gaul zu schnellerm Trabe fort.
So schleunig kann, das Meer zu stören,
Kein Sturm und Wirbel sich empören,
So schleunig faſst der Zunder nicht
Den Funken, der aus hartem Kiesel bricht,
Als Zorn und Schmerz die erste füllen;
(Sie hält sich für kein schlecht Gesicht)
Als Schimpf und Spott von ihrer Zunge quillen.
»Kein Ritter kannst du sein, nichts edles ist in dir.
»Gestohlen hast du Pferd und Waffen.
»Ein Lügner und ein Bube scheinst du mir,
»Und hast mit Metzen nur zu schaffen.«
Bei allem Schimpfen bleibt der Ritter taub und kalt,
Und hört, daſs hinter ihm itzt die Trompete schallt.

Schon ist er angelangt, wo die gepreſsten Wellen
Dem Reich Alcinens Gränzen stellen,
Und gegen über liegt die Festung aufgeführt,
Wo Logistille noch regiert.
So bald er sich am Ufer zeiget,
Begierig nach der Überfahrt,
Erscheint ein alter Mann mit einem grauen Bart,
Der jenseits einen Kahn besteiget,
Und, als dazu gerufen und bestimmt,
Mit dopplem Ruder, ihm entgegen schwimmt,
Und ihn und seinen Gaul in seinen Nachen nimmt.
Der Ritter freut sich der gelegnen Reise.
Indem der Ruder Schlag den Nachen weiter schiebt,

Be-

Bespricht er sich mit seinem Greise,
Dem Klugheit und Erfahrung Ansehn giebt.
Der lobt ihn, daſs er mit Verstand und Muthe
Alcinens Klauen noch entkam,
Eh ihm der Schlag der Zauberruthe
Die Macht ihr zu entfliehn benahm,
Und daſs er nun zum bessern Reiche
Der klugen Königinn entweiche,
Wo reine Sitten, heilige Gebräuche,
Und wahres Glück und wahre Reize blühn,
Die nie ermüden, nie die Reue nach sich ziehn.
Da wirst du beſsre Künste lernen,
Als Tänze, Tafel, Spiel und Kuſs;
Wie sich dein Geist vom Irdischen entfernen,
Zum Himmlischen erheben muſs,
Wie edle Seelen schon auf Erden
Des göttlichsten Vergnügens theilhaft werden.

So redend fahren sie, von beiden Ufern weit,
Als plötzlich tausend Wimpel sich erheben,
Man hört das Volk, das auf den Schiffen schreit,
Und alle Segel sind den Winden übergeben.
Alcine kömmt mit ihrer ganzen Macht,
Sie kömmt, auf Rache zwar, auf Liebe mehr bedacht.
Nichts liegt ihr mehr an Land und Leuten,
Nur ihr verlornes, liebstes Gut,
Nur Rüdigern will sie erbeuten.
Seit dem sie lebt, hat solche Wut

Ihr stolzes Herz noch nie erhitzet.
Sie treibt die Ruder an, sie schlagen, daſs die Flut
Bis an der Schiffe Schnäbel spritzet.
Schon hat sie Rüd'gers Kahn erblickt,
Schon ist zu diesem theuren Fange
Aus seinem Range
Ihr eigen Schiff hervorgerückt.
So wie das junge Huhn, das pickend sich verweilet,
Wenn warnend es der Ruf der bangen Henne schreckt,
Die schon den Rest der Brut mit sichrem Flügel deckt,
Indem es ihr zu spät entgegen eilet,
Vom schnellen Habicht überrascht,
Sich unter ungeheuren Schwingen siehet,
Und nun umsonst die harte Klaue fliehet,
Die den bestimmten Raub erhascht:
So, denkt Alcine, soll in wenig Augenblicken
Das ungeheure Schiff den Nachen unterdrücken.
O Rüdiger! nun säume nicht
Mit deinem Schilde dich zu schützen.
Er thuts. Er läſst sein scharfes Licht
Der Zauberinn entgegen blitzen.
Es stockt das Schiff. Das eitle Ruder schlägt
Umsonst die träge See: sie stehet unbewegt.
Wohin des Schildes Strahlen langen,
Da fällt das blinde Volk vom Borde, von den Stangen.
Indem der Ritter so den Feind von sich verbannt,
Erreicht er den gewünschten Strand.

Er findet Logistillens Heere
Und ihre Schiffe schon bereit zur Gegenwehre.
Auf einem hohen Thurme wacht
Ein Hüter stets bei Nacht und Tage,
Der, wenn der Feind sich zeigt, mit schnellem Hammerschlage
Die nahe Glocke schwirren macht.
Die Anzahl und die Kraft der Schläge
Verstärkt er nach der Gröſse der Gefahr:
Und augenblicklich wird die Schaar,
Die jedes Zeichen ruft, in schönster Ordnung rege:
Denn alles ist vorher bestimmt,
Wen jeder Schlag, zu was er ihn begehret,
Wo jeder seine Stelle nimmt,
Und keiner wird vom andern je gestöret.
So deckt auf Einen Wink den Strand ein fertig Heer,
Und eine Flotte läuft gewaffnet in das Meer.
Den Ritter freut die Zucht, der Anblick dieser Leute.
Er wird dem Feldherrn vorgeführt,
Und bittet ihn um einen Theil am Streite,
Der ihm, der Quelle dieses Kriegs, gebührt.
Zugleich erblickt er an des Feldherrn Seite
Noch einen Ritter, dessen Tracht
Und goldner Speer ihn stutzen macht.
Auch dieser eilt mit zärtlichem Verlangen
Hinwieder nach dem jungen Helden hin.
Ich, spricht er, bin der Paladin,
Den, in der Myrte längst gefangen,

Durch deinen Ring nunmehr die Feie frei gemacht,
Und auf dem Hippogryph mit sich hieher gebracht.
Du wirst sie, wenn wir überwinden,
In Logistillens Schlosse finden.
Die Ritter küssen sich, und wählen ihren Stand:
Das Schiff wählt Rüdiger, und Adolph wählt das Land.
Der Feldherr, überzeugt, daſs eigne Rache
Den Tapfersten noch tapfrer mache,
Verspricht sich viel von ihrer Hand.

Und nun beginnt der Streit. Alcinens Schiffe schieſsen
Wie Pfeile her, und drücken schon den Strand.
Sie drehn die Seiten an das Land,
Die dichten Schaaren auszugieſsen.
Allein der tapfre Widerstand
Der Speere, die entgegen ragen,
Der Steine, die, von Schleudern abgesandt,
Den Kommenden die Stirne schlagen,
Macht jeden faul den Sprung zu wagen,
Und wer ihn wagt, der beiſst den Sand.
Die Feuerkränze, die den Brand
In die gepreſsten Schiffe tragen,
Erfüllen sie mit Angst. Es brennt die ganze Flut.
Das noch gesunde Schiff flieht vor dem Schiff in Flammen,
Verwirrung jaget sie zusammen,
Verbreitet und vermehrt die Glut.
Alcine sieht, (ein Zuwachs neuer Wut)
Sieht und erkennt an seiner goldnen Lanze,

Den Adolph, der, noch gestern eine Pflanze,
Durch eine höh're Macht befreit,
Nun Furcht und Tod in ihre Schaaren streut.

Doch ach! bereite dich zu einem härtern Streite
Alcine! siehst du nicht, daſs von der andern Seite
Die dichte Flotte dich umflieſst,
Und zwischen Feind und Feind verschlieſst?
Der Schrecken jagt die Deinen von dem Lande,
Vom Lande wieder in das Meer.
Dein mattes Heer
Sieht keinen Weg zum Siege mehr,
Auch nicht zur Flucht; sieht nichts als Tod und Schande.
Wer ist es, dessen kühner Mast
Gerade nach Alcinens Flagge dringet,
Der ihren Bord mit scharfem Haken faſst,
Und Brand und Tod hinüber bringet?
Er ist es, er, den ihre Rache sucht,
Der Ungetreue, der Betrieger;
Er kömmt, doch nicht als Opfer, nein! als Sieger.
Sie flieht nun seinen Blick. Zu schneller Flucht
Besteiget sie das Both, deckt sich mit einer Wolke,
Und flieht, die einzige von ihrem ganzen Volke.

Sie sieht sich um, und sieht den kaum verlaſsnen Mast
Von hoher Flamme schon ergriffen.
Kaum daſs das Meer die Leichen faſst.
Des Heeres Rest versinkt mit den versohrten Schiffen
Nicht einer rettet sich. Ihr gänzlicher Verlust

Ist alles, was ihr folgt. Doch ihre wunde Brust
Empfindet weniger den Untergang der Ihren;
Als den Verdrufs dem Liebsten zu verlieren;
Ihn rufet, ihn beweinet sie,
Nennt sich zum Unglück nur geboren:
»Ich hätte deinen Tod geschworen?
»O Rüdiger! o glaub es nie!
»Komm wieder! komm und lafs dich überzeugen,
»Alcine bleibe stets dein eigen.
»Doch taub ist alles um mich her.
»Du hörst mich nicht, o Rüdiger!
»Nie wirst du wieder zu mir kehren;
»Nie werd' ich mehr
»Die sanften Züge sehn, die süfse Stimme hören!
»So endet denn, o Sterne! meine Noth.
»Fluch meinem allzu langen Leben!
»O! gebt mir wenigstens den Tod,
»Könnt ihr mir Rüdigern nicht wiedergeben.»

Den Feien ist ein Tag gesetzt,
Vor welchem sie nicht sterben können,
Sonst würde sich Alcine jetzt
Gewifs, der Dido gleich, verbrennen;
Sonst wäre, wie Kleopatra,
Sie gleich mit einer Schlange da:
Allein umsonst ist ihr Verlangen;
Sie stürbe nicht von tausend Schlangen.

Umstrahlt von ihren Thaten siehn

Indeſs der Ritter und der Paladin
Nach Logiſtillens Schloſse hin.
Schon haben sie den Berg erreichet,
Auf dessen Gipfel das Gebäude sitzt.
Kein Schloſs ward je gesehn, das ihm an Schönheit gleichet,
Das fester wider Feinde schützt.
Zwar nicht von Golde sind die Mauren,
Die, hoch und sicher, ewig dauren:
Allein der harte Stein, (ein Stein, dem keiner gleicht;
Kein Demant, kein Rubin hat so besondre Gaben;
In unsern Gegenden wird er auch nicht gegraben)
Der Marmor nun, von dem die Mauren aufgeführt,
Hat die Natur, daſs er den Wind, der ihn berührt,
Von jedem Dunste säubert und befreiet,
Und in das innre Schloſs nur reine Lüfte streuet.
Auch hat er diese Kraft; daſs er der Sonne Licht
Am Tage saugt und in sich schlieſset,
Und wenn dem Horizont der Sonne Schein gebricht,
Die Strahlen wieder von sich schieſset.
So weit man auf der See das Schloſs entdecken kann,
Glänzt es wie tausend lichte Sterne.
Im ganzen Hause stecket man
Kein Licht und keine Fackel an,
Braucht weder Lampe, noch Laterne.
Die harte Pforte, stets bewacht,
Eröffnet sich nach langen Fragen:
Woher? wie alt? worauf bedacht

Man seinen Fuſs hierhergetragen?
Und wehe dem, der hier zu lügen denkt!
Die Erde weichet unter seinen Füſsen,
Er fällt, in einen Pful versenkt,
Und muſs in Dampf und Nacht die Falschheit lange büſsen.
Wer aber redlich, rein und wahr
Sich angezeigt, dem öffnen sich die Thore.
Ein Weib begegnet ihm in einem leichten Flore,
Und hält ihm einen Spiegel dar.
Der zeigt mit wunderbaren Farben
Nicht nur des Leibes Mängel an,
Er zeigt, was sonst kein Spiegel kann,
Der Seele Flecken, Schwulst und Narben.
Wer sich hierin beschaut, der kennet sich
Vollkommen innerlich und äuſserlich.
Kein Schmeichler reizt ihn mehr, sich trefflicher zu denken,
Und kein Verleumder, sich zu kränken.
Die Ritter, da sie sich im hellen Spiegel sehn,
Stehn erst, vom Schrecken übernommen,
Doch werden (hoffen sie) die Flecken bald vergehn,
Und danken Gott, daſs sie noch so davon gekommen.
Die Gärten, die das Haus umziehn,
Stehn nicht mit der Natur im Streite,
Verrathen keinen Zwang, kein ängstliches Bemühn.
Hier wiederholt die linke Seite
Die rechte nicht. Die Gänge ziehn
Sich nicht in unfruchtbarer Breite

Nach

Nach ekler Schnur einförmig hin.
Auch dreht sich hier in schlau verschlungnen Zügen
Kein Labyrinth, den Wandrer zu betriegen.
Der Garten mahlt den Reiz, den Reichthum der Natur,
Verbindet Hügel, See und Grotte, Wald und Flur,
So daſs versteckter Fleiſs des Zufalls Schein erreichet,
Daſs Eine Scene nie der andern Scene gleichet.
Ein Garten für das Herz, ein Garten für den Geist,
Der bald ein sanftes Thal voll süſser Ruhe weist,
Bald durch den Strom, der sich vom Fels ergeuſst,
Durch hoher Tannen Nacht in süſse Schwermuth reiſst.
Der Baukunst und des Meiſsels Meisterstücke
Begegnen unversehns dem Blicke.
Es stehen in verschiedner Tracht
Nach Licht und Schatten angebracht,
Hier Pflanzen aller Art, die zu Gebrauch und Wonne
Die wärmere, die kältre Sonne
In allen Zonen blühen macht.
Ein ewig junger Frühling lacht
In diesen göttlichen Revieren.
Nie wird die Linde hier der Blüthe Schmuck verlieren;
Verwittwet siehet nie der Stiel
Die Blume, die zur Erde fiel;
Nie kann der Wiese Kleid [illegible]
Die [illegible] weiſs,
Durch keiner Sprüche Macht, allein durch klugen Fleiſs,
Des Sommers Glut, des Winters Eis

In stätem Gleichgewichte zu erhalten.
In ernster Schönheit glänzt der herrliche Palast.
Kein toller Überfluſs verschwendet hier die Säulen.
Ein leichtes Ebenmaſs herrscht in den edlen Theilen,
Das auch ein kunstlos Auge faſst.

Ein ehrerbietiges Entzücken,
Verwunderung ergreift den Geist
Der Ritter, da sich ihren Blicken
Nun Logistille selber weist.
Ihr Helden! euer Antheil am Gefechte
(So redet sie) hat meinen Dank erweckt.
Von eurem Leben und Geschlechte
Hat auch das Nöthige die Feie mir entdeckt.
Ich freue mich der edlen Gäste;
Verweilt so lang' ihr wollt in dieser Feste;
Seht mein Gebiet als eures an,
Und zählt auf jeden Dienst, den ich euch leisten kann.
Dann lobt sie Ritterschaft und arbeitvolle Jugend,
Ermahnt die Jünglinge zu Ruhm und Tugend,
Zum Schutz der Unschuld und zu keuscher Gluth;
Der Nahrung für den Heldenmuth.
Je forschender auf ihr der Ritter Blicke liegen,
Je gröſsrer Reiz erscheint in ihren Zügen;
Und auſser dem, was Logistille lehrt,
Scheint ihnen nichts mehr schön, und nichts mehr liebenswerth.
Zur Ehrfurcht mischt sich Zuversicht und Liebe;
Doch weit entfernt von wildem Triebe,

Der sich mit Furcht und Hoffnung nährt.
Der Wunsch verirrt sich hier nach keinem großen Glücke,
Und sättigt sich allein am Blicke.

Die muth'gen Jünglinge, der Königinn
Ihr dankbar Herz, den umgewandten Sinn,
Und ihre Tapferkeit zu zeigen,
Erbieten sich die Schiffe zu besteigen,
Um nach Alcinens Gränzen hin
Gerechte Rache, Furcht und Tod zu tragen,
Und die unwürd'ge Zauberinn
Aus ihrem Sitze zu verjagen.
Die Feie mäßigt das erhitzte Paar:
Begnügt euch, daß Alcinens Waffen
(So spricht sie) euer Arm gewachsen war;
Doch hoffet nicht durch eure Siege gar
Das Laster aus der Welt zu schaffen.
Es lebt so lange dieses Eiland steht.
Beglückt genug, wer ihm für sich entgeht.
Hier giebt sie Rüdigern den Ring zurücke,
Mit der Erinnerung, daß er nunmehr
Durch die versprochne Wiederkehr
Die schöne Freundinn bald beglücke.
Zur Reise wird der dritte Tag ernannt.
Die Feie zähmt indeß mit schärferem Gebisse
Den Gaul, weis't Rüdigern, wie er die Hand,
Wie er den Fuß gebrauchen müsse.
Erfreut ob der erlernten Kunst

Empfiehlt er sich in Logistillens Gunst.
Der Paladin bleibt nicht zurücke,
Er scheidet mit gerührtem Blicke,
Und beide Ritter nimmt darauf
Des zahmen Vogels Rücken auf.
Die kluge Feie hat, sie selbst zurück zu bringen,
Ein Both berufen, das am Ufer liegt.
Ein Both, das mit den schnellen Schwingen
Auch Hippogryph nicht überfliegt.
In dieses Both, nach freundlichem Ermahnen
An das befreite Paar, steigt sie mit Rabikanen.

Der hohen Ritter erster Blick
Fällt auf Alcinens Reich zurück:
Doch stumm und einsam liegt die Höhle,
Und weis't, dafs ihr Alcine fehle,
Die nun, des Grames Raub, die ekle Stelle flieht,
Wo sie den Ritter sah, den Ritter nicht mehr sieht.
Sie wählen sich die nächste Strafse,
Durch welche Rüdigern vorhin der Vogel trug.
Den Paladin ergetzt der hohe Flug;
Er lobt, und lobt doch nie genug,
Wie schön es sich am Himmel reisen lasse.
Sie fliegen und erkennen itzt
Das tiefe Terraskon, das an der Rhone sitzt.

Auf einer abgelegnen Wiese
Erkennt schon Rüdiger am Gaul und an der Tracht
Die Freundinn, der in scharfer Schlacht

Gleich itzt ein ungeheurer Riese
Des Sieges Hoffnung wanken macht.
Zwar schwingt sie kühn den klugen Degen
Zu häufigen, zu harten Schlägen;
Allein ihr Hieb, der sich am Stahle bricht,
Erreicht des Riesen Gürtel nicht.
Der Ritter lenkt des Gaules Schwingen
Dahin, der Freundinn beizuspringen,
Die, da sie Hippogryphen sieht,
Sich stärker fühlt, von neuem Muthe glüht.
Der Vogel sinkt, wo beide fechten.
Doch überflüſsig ist der Beistand deiner Rechten,
O Rüdiger! der Ring, der dir den Finger drückt,
Hat schon gewirkt, eh du das Schwert gezückt.
Es ist kein Riese mehr, mit dem die Schöne streitet,
Ein altes Weib ist es an seiner Statt,
Das einen magern Esel reitet,
Zu Waffen eine Zacke hat.
Dem Ritter scheint der Alten Miene
Nicht unbekannt. Ja wohl! es ist Alcine,
Die nun mit neiderfüllter Brust,
Weil Rüd'ger ihr nicht weiter werden sollte,
Sich für den schmerzlichen Verlust
An Bradamanten rächen wollte.
Verzweifelnd, unter lautem Hohn
Jagt sie, so schnell sie kann, davon.

Voll Dank umarmt nun Bradamante
Den Ritter, der in Liebe wieder brennt,
Und ihr den edlen Adolph nennt,
Den sie, als Kind, vor Zeiten kannte.
In diesem Augenblick kömmt Rabikan
Mit Bradamantens Freundinn an.
Was Dank und Liebe sagen kann,
Das sagen alle dieser Feie
Für ihre Gunst und ihre Treue.

GRYPHON UND ORILLE.

IN ZWEI BÜCHERN.

ERSTES BUCH.

Von allen Übeln, die den Leib
Und die den Geist befallen können,
Weiſs ich kein ärgeres zu nehnen,
Als Liebe für ein böses Weib.
Zwar edle Flamme führt schon eine Menge
Von Qualen mit sich: doch laſs ihre Pein
Die gröſste sein,
Dir sei die Schöne hart und strenge,
Der langen Glut, die dich versehrt,
Sei alle Labung, aller Trost verwehrt,
Verschwendet sei dein Fleiſs, sie mag dich fliehn, verachten,
Thut sie es nur aus keuscher Pflicht,
Dann, Jüngling, o! dann magst du schmachten,
Magst sterben, klage nicht.
Der klage wohl, der in den Stricken
Unwürd'ger Schönheit liegt,
Der weiſs, daſs eben die, die mit so süſsen Blicken

Unwiderstehlich ihn bekriegt,
Ein häfslich Herz, erfüllt mit schwarzen Tücken,
Zum göttergleichen Reize fügt.

Ich mufs es wissen, ich, der ich in Amors Orden
Ach! Meister vor der Zeit geworden;
Ich, jeder Pein und jeder Lust,
Nach langem Dienste, mir nur allzu wohl bewufst.
Bei allen den so vielen Wunden,
Die mir sein scharfer Pfeil versetzt,
Hab' ich nie solche Qual empfunden,
Als da mich Phrynens Blick verletzt,
Vor welcher mich mit weisem Zwange
Vernunft und Tugend fliehen hiefs,
Und der ich täglich mich aus Sinnlichkeit, aus Hange
Zu der gewohnten Lust, von neuem überliefs;
Die, wenn ich schmachtend sie an meinen Busen drückte,
Auf List und Ränke sann, mein Schmachten nicht empfand;
Bei welcher, wenn mein Mund unreine Küsse pflückte,
Ich Ekel in der Freude fand;
Bei der die Eifersucht, die mir am Herzen nagte,
Der Plagen kleinste war; zu der ich meinen Trieb
Erröthend nur gestand, den harten Dienst beklagte,
Und dennoch stets im harten Dienste blieb.
Allein zuletzt, entschlossen zu gedeihen,
Rifs ich die schwachen Arzeneien
Vom tiefen Krebse weg. Mit strenger Hand
Schnitt ich ins faule Fleisch, und brannte das gesunde:

Bis endlich auf die breite Wunde
Die todte Narbe sich gespannt.
So liebte Gryphon einst Orillen,
Die Lügnerinn, um welcher willen
Er in dem üppigen Byzanz
Des kriegerischen Ruhmes Glanz,
Die Pflicht der Ritter, aus den Augen setzte,
Und nur mit Küssen sich ergetzte.
An Wuchs und Schönheit konnte zwar
Der beste Pinsel kaum Orillen überwinden;
Allein ein Herz, so falsch als ihres, war
Auch nicht bei Tausenden zu finden.
Nur Gryphon glaubt sie gleich dem Golde rein,
Hält ihren Ruf für Lästerungen,
Läſst keinen Rath und keine Warnung ein,
Und wo Beweise sind, sieht er Entschuldigungen.
Zwar riſs sein klügrer Bruder Aquilant
Auf kurze Zeit ihn aus der schnöden Kette,
Durchzog mit ihm Ägyptens Strand,
Nahm seinen Weg durch Davids Land,
Zu sehn, ob nicht Gebet auf heil'ger Stätte
Die Tugend ihm zu heilen hätte.
Als Gryphon nun zuletzt, des Mahnens müde, schwieg,
So schien dem Bruder dieses Schweigen Sieg.
Und, allen Rückfall zu vermeiden,
Schlägt er ihm vor, ihr Vaterland,
Das noch der Maure drückt, hinfort mit tapfrer Hand

Zu schützen, und sogleich von Salem abzuscheiden.
Sie küssen sich, und jeder geht
Zur Kammer, wo das Bett für ihn bereitet steht.
Dem Bruder gram, der ihm Orillen
Gewaltsam durch Entfernung raubt,
Sich selber gram, dafs er des Bruders stolzem Willen
Zu viel, zu schnelle Macht erlaubt,
Und doch von Ehre hingerissen,
Wälzt Gryphon sich auf den gesunknen Kissen,
Und schickt zur Stadt des Konstantin
Statt seiner, tausend Seufzer hin.
Durch eines Fiebers Wut entkräftet,
Das wenig hoffen, alles fürchten hiefs,
Lag dasumal, als er Byzanz verliefs,
Die Freundinn an das Bett geheftet.
Seit aller dieser Zeit erfuhr er nicht,
Ob ihres Lebens schwaches Licht
Erloschen sei, ob es zu neuem Glanz gediehen:
Und so unwissend soll er diese Gegend fliehen?
Sein Diener selbst, der treue Bertolan,
Der ihr zur Aufsicht und zum Dienste nachgeblieben,
Hat nirgends sich gezeigt, nicht einen Brief geschrieben.
Allein auch welcher Bote kann
Den Irrenden in Wäldern, Bergen, Gründen,
In Osten oder Westen finden?
Vertieft in diese Zweifel, diese Pein,
Liegt er, und sucht den Schlaf. Und da nun die Gedanken

Schon zwischen Traum und Wahrheit wanken,
Tritt unversehns ein Wandersmann herein.
Der Ritter fährt begierig in die Höhe,
Blinzt, fragt, eh er ihn kennt, wie es Orillen gehe? —
»Ach, leider!« — Wie? sie lebt nicht mehr? —
»O! wollte Gott, sie wäre nicht im Leben,
»So hätt' ich Euch (Ihr liebt sie allzu sehr!)
»Die bittre Nachricht nicht zu geben.«
Der Bote meldet drauf, daſs sie nach kurzer Zeit,
Nachdem auf den entfärbten Wangen
Die Rosen wieder aufgegangen,
Uneingedenk der ersten Zärtlichkeit,
Erpicht auf Wollust und Vergnügen,
Und müde, noch so jung allein zu liegen,
Sich einen neuen Buhler aufgesucht,
Und mit ihm von Byzanz entwischt;
Daſs Bertolan und er des falschen Paares Spuren
Zwar nachgesetzt, sie aber nicht ereilt. —
»Da wir in Damiett erfahren,
»Daſs Ihr in Salem itzt verweilt,
»Bin ich durch die gesalznen Wogen
»Mit gutem Wind' hierher geflogen,
»Und kommend hab' ich itzt die Nachricht eingezogen,
»Daſs man ein Paar, den beiden gleich, gesehn,
»Die eben nach Damaskus gehn.« —

Wie, wenn nach langem Ziehen und Bestreben
Des Baues Höhe man ein schwerer Stein erreicht,

Doch eh man Zeit gewinnt ihn einzuheben,
Die Klammer weicht,
Der Stein zurücke stürzt, und mit dem schlaffen Stricke
Die Schaar danieder plumpt: so stürzt im Augenblicke
Als er erfährt, daſs ihm die Buhlerinn entrinnt,
Der Ritter hin, und schlägt Gebete, Reinigungen,
Des Bruders Ruf und Vorstellungen,
Und Gallien und Mauren in den Wind.
Er waffnet sich in solcher Stille,
Daſs er auch nicht einmal den Schlaf des Bruders stört,
Und rennt den Weg, auf dem Orille
Mit ihrem neuen Buhler fährt.
Beständig wiederholt er Sporn und Schläge;
Auch fliegend scheint der Gaul ihm träge;
Er schwört, daſs seiner Rache Ruf
Die Welt erfüllen soll, so breit sie Gott erschuf.

Schon sieht er vor sich hin auf dem besonnten Wege
Ein Paar. Sie sind's; um sie ein dichter Troſs.
Gesticktes Gold bedeckt Orillens blaue Seide,
In hellen Waffen, reichem Unterkleide
Drückt neben ihr der Freund ein steifes Roſs.
Sie reiten sanft, bequem, vertieft in süſse Rede.
Schnell, wie der Pfeil, jagt Gryphon, ruft: Zur Fehde!
Schon hat sie, rückwärts sehend, ihn erblickt,
Sich mit dem Buhlen schnell zu Lügen angeschickt.
(Ein Ritter, würdig ihrer Liebe:
Sie geil, er feig, und beide falsch, wie Diebe.)

Sie dreht sich um, und unterdrückt
Die Angst, den Schrecken, das Gewissen;
Ihr Herz erbebt, die schlaue Stimme nicht,
Und Freude weis't ihr kühnes Angesicht;
Sie eilt mit offnem Arm, empfängt mit dichten Küssen
Den Zürnenden, drückt ihn an ihre Brust,
Hängt lang' an ihm als stumm vor Lust;
Dann eine falsche Zähre findend
Und süfsen Ton mit süfser Art verbindend,
Spricht sie: O du, mein Leben! du, mein Licht!
So quälst du dir ergebne Herzen?
Ein ganzes Jahr leb' ich in Einsamkeit und Schmerzen,
Und schon das zweite läuft, und mein gedenkst du nicht?
Sprich, schwurst du mir nicht unter tausend Küssen,
Sechs Monde nur sollt' ich dich missen?
Ich zählte jede Woche, jeden Tag,
Und dennoch, als ich noch ein Raub des Fiebers lag,
Noch in Gefahr des Lebens schwebte,
Vernahm ich, dafs du dich nach Syrien gewandt;
Ein mir so hartes Wort, dafs ich mit eigner Hand
Das Herz mir zu durchbohren strebte.
Allein was du nicht warst, das war
Mein Stern, besorgt für mich in der Gefahr;
Und doppelt fühl' ich dieses heute,
Fürs erste hat er hier den Bruder mir gesandt,
Auf dessen weisen Widerstand
Ich Gift und Stahl verliefs, an dessen tapfrer Seite

Ich durch so manches fremde Land
Auf deiner Spur mit sichrer Ehre reite?
Und dich nun, meiner Wünsche Gegenstand.
Ja, hätt' ich heute nicht dich noch umfangen,
Gestorben wär' ich vor Verlangen!

Mit solcher Kunst und so verstellt
Rechtfertigt sich das Weib, scheint ihn so treu zu lieben,
Weiſs auf ihn selbst die Schuld so klar zu schieben,
Daſs er, was sie ersinnt, für sichrer hält,
Als was Sankt Lukas und Johann geschrieben.

Der gute Gryphon hört den Vorwurf mit Geduld,
Vermindert durch Entschuldigungen,
So gut er kann, die ausgelogne Schuld,
Und überhäuft mit Liebkosungen
Orillen, die so keusche Frucht,
Und ihn, den Hüter ihrer Zucht.
Mit ihnen teabt er fort, und unter andern Fragen
Entfährt ihm die, was für ein Rath
Sie beide denn bewogen hat,
Sich nach Damaskus hin zu schlagen.
»So geht es oft. Mich suchtet ihr,
»Und flohet weiter weg von mir.«

Gewiſs ist Euch nicht unbekannt geblieben,
Was für ein prächtiges Turnier
Der Sultan dieses Landes ausgeschrieben,
(So hebt der falsche Bruder an)
Bei welchem jedermann,

Er

Er sei dem Kreuz; er sei dem Monde zugethan,
Aus diesem oder fremdem Lande,
Nur Krieger, und von edlem Stande,
Sich stellen und sich üben kann!
Und in und außer diesen Mauern
Ist sicheres Geleit, so lang die Spiele dauern.
Die Rede ging, es hätten Euch
Die Felder Salems aufgenommen.
Und meine Schwester dachte gleich:
Unfehlbar wird mein Freund zu diesen Spielen kommen;
Da, wenn er nur von Kampf und Ehre hört,
Er Flügel hat, und durch die Lüfte fährt.
Und Gryphon: Dennoch muſs ich euch gestehen,
Ich dachte nicht, dieſs Fest und diese Stadt zu sehen.
Doch sind wir nun schon einmal hier,
Wohlan! so gehe denn auch mir
Des Sultans Ruf auf sein Turnier.

Will man im Orient die gröſsten Städte zählen,
In denen Überfluſs an Volk und Reichthum ist,
Wo Macht und Herrschaft wohnt, so wird man gröblich fehlen,
Wenn man Damaskens Lob vergiſst.
Sie sitzt, die stolze Stadt, in einer weiten Fläche.
Es wässern ihr zwei brüderliche Bäche
Die Gärten und der Mauern Fuſs.
Die Bäume stehn im Winter unentlaubet,
Und ein gelinder Hügel raubet
Ihr nur Aurorens ersten Gruſs.

Doch prächtiger als sonst ist, zu dem nahen Feste,
Sie nun von innen ausgeziert.
Tapeten schmücken die Paläste;
Der Ärmere hat Bogen grüner Äste
Um Thor und Fenster aufgeführt.
Mit Gras und Blumen sind die Strafsen übergossen,
Aus denen süfser Duft und süfse Kühle dringt.
Hier hört man Saitenspiel, das zu dem Tanze klingt;
Dort übt der Adel sich auf reich geschmückten Rossen.
Doch was der frohen Stadt die gröfste Zierde bringt,
Ist, meinem Urtheil nach, der Reihn der Frauenzimmer,
Die, häufig und in stolzem Schimmer,
In Fenstern, auf Altanen stehn,
Gesehn zu werden, und zu sehn.

Der angelangte Trupp durchzieht mit sachtem Schritte
(Die Ritter links und rechts, die Griechinn in der Mitte)
Die Strafsen der belebten Stadt,
Und sehn erstaunt, was sie für Schätze hat.
Ein edler Maure tritt mit freundlichem Bezeigen
Heraus, heifst sie willkommen sein,
Und ladet alle dringend ein,
In seiner Wohnung abzusteigen.
Ein prächtiger Palast, Bedienung, wie sichs schickt
Für solchen Wirth und solche Gäste,
Und, da die Fremden Bad und Rauch erquickt,
Ein reicher Tisch zum Abendfeste.

Wenn ich von Adam an bis auf den heut'gen Tag

Mir einen Zeitpunkt wählen sollte,
In welchem ich am liebsten leben wollte,
So wär' es (was nun auch ein Andrer denken mag)
Nicht der, der frommen Patriarchen,
Nicht der, Assyrischer Monarchen,
Nicht der, des freien Griechenlands,
Des stolzen Roms, der Skauren, der Katonen,
Noch der Homere, der Maronen,
Nein, sondern der der Perionen,
Der Amadisse, der Gryphonen.
Mit einem Wort, des Ritterstands.

Welch eine Lust! nächst Gott und Kaiser
Sein eigner Meister sein, entlegne Länder sehn,
Und ohne Geld in alle Häuser,
Als wären sie dein eigen, gehn;
Mit dunkeln Schriften aus Athen
Und Latien sich nie den Kopf zerbrechen,
Von Ränken und Prozessen nichts verstehn,
Und mit dem Schwerte sich das Urtheil selber sprechen.
Erhabner Muth, Gerechtigkeit
Und Treue war in jener goldnen Zeit
Des Ritters erste Schuldigkeit.
Verdammt zu dunkler Selbstzufriedenheit
Ward damals manche That begangen,
Weit gröſser noch als die, mit denen weit und breit
Ehrgeizige Geschichten prangen.
Zwar freilich gab es dasumal

Auch Riesen, Drachen, Ungeheuer,
Und Zauberer und tausend Abenteuer;
Dagegen aber gab es auch gefeyten Stahl,
Und Ringe, die den Zauberdunst vertrieben,
Und Schwerter, die durch Stein und Eisen hieben,
Und Hippogryphe, deren Flug
Die Ritter bis zum Monde trug.
Doch was ich sonderlich zurücke wünschen möchte,
Ist in dem reizenden Geschlechte
Der damals so getreue Sinn;
Da gegen eine Lügnerinn,
Orillen gleich, sich überall Amanden,
Marfisen und Forlisen fanden,
Die Reiz und treuen Muth verbanden.
Nun aber hat, seitdem die Ritter aufgehört,
Sich der Orillen Brut vermehrt,
Und war es dazumal von Zehnen Eine,
So sind es itzt von Zehnen Neune.

Allein, indem sich mein Gesang verirrt,
Vergess' ich meine satten Helden.
Beim Becher bittet unser Held den Wirth,
Ihm doch umständlicher zu melden,
Wann das Turnier beginnt, ob es ein jährlich Fest,
Ob nun zum ersten mal der Fürst es halten läfst;
Was für ein Vorfall ihn getrieben,
Sein Asiatisch Volk nach Franken Art zu üben?
Und jener: Niemals hat vorhin

Damaskus solch ein Fest gefeiert,
Nun aber wird es künftighin
Mit jedem vierten Mond' erneuert.
Es hebt sich morgen an, und Sultan Noradin
Errichtet es, um niemals zu vergessen,
Daſs es ein Ritter war, durch dessen Beistand ihn
Und seine Frau der Oger nicht gefressen.

Zu wissen ist, daſs Sultan Noradin,
Nachdem er Jahre lang der schönen Zimbelinde
(In Cypern herrscht ihr Haus) geheimen Trieb geweiht,
Und endlich sie begehrt, erhalten, und gefreit,
Unlängst mit seinem Hofgesinde
In Famagust zu Schiffe ging,
Getrieben von so günst'gem Winde,
Daſs seinen vollen Stoſs das hohle Segel fing.
Doch da wir nun schon weit vom Ufer fliegen
Und die Karpat'schen Wellen pflügen,
Steigt unversehns die falsche Flut
Zu solcher ungezähmten Wut,
Daſs selbst dem Schiffer Rath und Hoffnung fehlen.
Vom Ruder überwältigt, läſst es sich
Rebellisch seinen Strich
Im brausenden Gewässer selber wählen.
Da wir drei Tage nebst so mancher Nacht
In stäter Furcht des Todes zugebracht,
Erreichen wir, umringt vom weiblichen Gewinsel,
Und müd' und naſs, das Ufer einer Insel.

Ein grünes Feld, ein frischer Bach
Scheint uns bequem die Zelte zu errichten,
Und zwischen nachbarlichen Fichten
Spannt unser Volk von Segeln sich ein Dach.
Die Feuer werden hier den Töpfen beigeschoben,
Auf Teppichen die Tische dort erhoben;
Und Neradin mit einem Knechte dringt
Indess nach einem nahen Thale,
Zu sehn, ob etwa zu dem Mahle
Ein Wild ihm vor den Bogen springt.
Wir sitzen fröhlich auf der Erde,
Und rathen, welch ein Wildbret er
Von seiner Jacht uns bringen werde.
Schnell sehn wir, dass vom Ufer her
Mit ungeheuer langen Schritten
Ein grasses Unthier auf uns rennt,
Das man den Oger nennt.
Und jeder mag den Himmel bitten
Es nur aus anderer Bericht
Zu kennen, aus Erfahrung nicht.
Es scheint ein Berg, der längs dem Meere streichet,
So übermäsig gross und dick,
Dass ein von unten auf geworfner Blick
Des Leibes Länge kaum erreichet.
Ein Rüssel ist sein Maul, und borstig seine Haut.
Anstatt der Augen stehn mit braunem Beine
Zwei tiefe Höhlen ihm verbaut,

Und Klauen hat er, gleich dem Schweine.
Er kömmt, und schnüffelt einem Hunde gleich,
Der itzt die Spur entdeckt, und wir, von Schrecken bleich,
Zerfallen in die Flucht, drehn uns, von Angst betäubet,
In Kreisen, wie der Wind den Sand in Wirbel treibet.
Sein Blindsein, unser Sehen hilft uns nicht;
Ihn leitet der Geruch so sicher, als das Licht.
Vor seinen Schritten zu entrinnen
Ist schwerer, als den Lauf dem Ostwind abgewinnen.
Von Zehnen Einer ists vielleicht,
Der schwimmend nach dem Schiff entweicht.
Die andern alle kriegt der Oger feste,
Die er, ein Bündelchen, im Arme hält,
Und ohne daſs ihm einer nur entfällt,
Füllt er sich Schoofs und Busen mit dem Reste,
Auch aus dem Hirtensack, in welchem viele gehn,
Läſst der den Kopf, und der die Füſse sehn.

Nach seiner Höhle schleppt uns dann der Blinde,
Die er nicht weit davon in einem Felsen hat;
Von Marmor ist die weite Rinde,
Weiſs, wie ein unbeschriebnes Blatt.
Da sitzt sein Weib, doch nicht so gräſslich,
Des Lichtes nicht beraubt, so grausam nicht, als er.
Um sie stehn Frauen, Mägdchen her,
Von allen Gattung, groſs und klein, und schön und häſslich.
Recht über dieser Höhle hängt
Im obern Felsen eine enkette

Von mindrer Höhe, gleicher Weite,
Ein dunkles Loch, das täglich seine Beute,
Und, wenn die Sonne weicht, sein häufig Vieh empfängt,
So häufig, dafs er nie die Stücke zählet.
Er selber hütet es; doch zum Vergnügen mehr,
Als zum Gebrauche. Ziegen schlinget er
Nur, wenn ihm Menschenfleisch, sein liebster Bissen, fehlet.
Zu bald erfahren wir den gräfslichen Geschmack
Des Unholds. Ehe wir die Höhle noch erreichen,
Vermindert er den vollen Pack
Um drei, die durch den Hals ihm so wie Klöfse schleichen.
Den Stall verschliefst ein grofser Stein,
Den rückt er weg, entläfst die Ziegen und die Böcke,
Und schiebt uns insgesammt hinein.
Im Finstern hören wir, wie draufsen zum Geblöke
Der heisre Ton des Hornes sich gesellt,
Das er, geknüpft an einem Taue hält.
Indessen kömmt, mit Wilde reich beladen,
Der Sultan an den Strand und ahndet seinen Schaden.
Ein tiefes Schweigen herrscht umher,
Todt ist die Glut, die Zelte leer,
Und das Geräth liegt hin und her
Zerstreut. Zuletzt erblicket er
Den kleinen Rest, der sich an Bord geflüchtet,
Und schon die Segel zieht, und schon die Anker lichtet.
Allein so bald sie Noradinen sehn,
So fliegt ihr Both zum Ufer, ihn zu holen.

Hier

Hier erst vernimmt er, was geschehn,
Und wie der Oger ihn bestohlen.
Er schwört, ihm unablässig nachzugehn,
Und seiner Zimbelinde Leben
Zu retten, oder seines hinzugeben.
Er eilt durch den noch frisch gestampften Sand
Dem Felsen zu, den ich genannt,
Und wo uns jedes Rauschen, das wir hören,
Der Gang des Ogers scheint; der kömmt, uns zu verzehren.
Zum Glücke war, da Noradin
Zur Höhle kam, das Weib des Riesen sonder ihn.
O! ruft sie, Fremder, kannst du fliehn,
So fliehe; flieh', eh dich die Zacken
Des unbarmherz'gen Ogers packen.
Er packe, packe nicht, mir ist es einerlei:
So Noradin. Entfliehn ist mir Verderben.
Nicht Irrthum, Vorsatz leitet mich herbei,
Mit meiner Gattinn hier zu sterben.
»Sie sterben? — Fürchte nichts für sie!
»Der Oger sättigt sich mit Weiberfleische nie.
»Sieh mich, und die hier um mich stehen.
»Stets ist er gegen uns gefällig, wie ein Kind,
»So lange wir ihm zu entgehen
Nicht trachten. Aber die, die sich zu retten sinnt,
Hat üble Zeit. Wenn er sie nicht lebendig
In eine Gruft verschliesst, so lässt er sie beständig
In schweren Ketten gehn,

Und nackt an heißer Sonne stehn.
Unabgesondert schloß er heute,
Wie er sie fing, die reiche Beute,
Die Männer mit den Weibern ein;
Kömmt er zurück, so wird sein erstes sein,
Geschlechterweise sie zu trennen.
Ihm dient die Nase sie zu kennen.
Die Weiber läßt er mir, die Männer nimmt er sich,
Und viere jeden Tag frißt er gemeiniglich.
Dir weiß ich keinen Rath zu geben,
Dich mit der Gattinn zu befrein.
Genug, nichts drohet ihrem Leben;
Damit kannst du zufrieden sein.
Was wir hier dulden und genießen
Das habe sie mit uns gemein.
Doch du vertrau dich deinen Füßen:
Der Oger, wenn er kömmt, durchspürt das ganze Haus
Und merket auch die kleinste Maus.

Er aber: Eher soll des Ogers Schlund mich fassen,
Als ich die Gattinn hier verlassen.
Das Weib, das ihn so eigensinnig treu,
So elend sieht, denkt nach, wie ihm zu rathen sei.
Ihr fällt zuletzt ein Mittel bei.

In einer innern Höhle liegen
(Der stäte Vorrath für das Haus)
Gewürgte Böcke, todte Ziegen.
Sie sucht den feistesten vom ganzen Haufen aus,

Und mit dem Fette seiner Nieren
Muſs Norádin den ganzen Leib beschmieren.
Da er dem Bocke nun an Stanke völlig gleicht,
Steigt sie auf einen Stuhl, und reicht
Ihm von der Wand ein Fell, genug ihm ganz zu fassen.
Mit dem beschuht er Fuſs und Hand;
Sie zwingt es noch durch Zwirn zum Passen.
Und so vermummt und eingespannt
Wirft er sich hin auf alle viere,
Und folgt ihr an des Stalles Thüre.
Der Oger kömmt, und hebt den Stein,
Und mit den Ziegen kriecht der falsche Bock hinein.
Uns zählt der Riese, nimmt zum Abendessen viere,
Und geht. Sogleich verläſst der Sultan seinen Rock,
Und inniglich umarmt die Gattinn ihren Bock;
Doch bald darauf, anstatt der Freude,
Die seine Gegenwart ihr bringen soll,
Zeigt sie ein Herz von neuem Leide,
Von doppelter Betrübniſs voll.
»Dir ist der Tod gewiſs, ich kann ihn nicht vermeiden.
(Noch glaubt sie dieses) Mir war es in meinem Leiden
Ein nicht geringer Trost, wenn mich das Unthier friſst,
Zu wissen, daſs du sicher bist.
Hart schien es mir, geliebter Gatte,
Solch einem Tode nah zu seyn;
Doch was ihn linderte, war dieſs, daſs ich allein
Mein Unglück zu beweinen hatte;

Nun aber wird mir deine Pein
Weit härter, als die eigne sein.
Die Hoffnung dir und den Gesellen
Die Freiheit wieder herzustellen,
(Spricht Noradin) führt mich herein.
Was mich hierher gebracht, kann mich zurücke bringen.
Durch gleiche List sollt ihr mit mir entfliehn;
Könnt ihr, wie ich, den Ekel nur bezwingen,
Den scheufslichen Geruch des Bockes anzuziehn. —
Von allen Männern, allen Frauen
Läfst niemand sich vor dem Gestanke grauen,
Und eifrig wird die ganze Nacht
Mit dem Geschäfte zugebracht.
So viel wir sind, so manche Böcke
(Die ältesten und schärfsten sonderlich)
Berauben wir des Fettes und der Röcke;
Man salbt, vermummt, und übet sich
Im Kriechen, Springen und Geblöke.
So bald sich durch Aurorens erstes Licht
Das graue Meer vom grauen Himmel bricht,
Ruft unser Polyphem mit dem gewohnten Schalle
Die muntern Ziegen aus dem Stalle.
Er stellt sich zu der Pforte hin,
Und hält die Tatze von der Erde
Nicht höher, als die Köpfe seiner Heerde,
Damit wir nicht, mit ihr vermischt, entfliehn.
Zwar manchen packt er an der Schwelle;

Doch fühlt er nur das Haar am Felle,
So läſst er ihn hinaus. Es glückt
Der schwere Durchgang bei dem Blinden
Uns allen, bis auf Zimbelinden,
Die sich am letzten niederbückt.
Allein es sei, daſs sie nicht bis zum vollen Grade
Den häſslichen Geruch empfing;
Daſs sie zu langsam, zu gerade
Für eine Ziege ging;
Daſs ihr der zottige Talar nicht paſste;
Daſs, als der Oger sie vielleicht beim Kreuze faſste,
Sie, von der Angst befallen, schrie:
Genug, er merkt und haschet sie.
Zwar jeder denkt allein an sich in seinem Falle,
Doch, auf ihr Schreien umgewandt,
Seh' ich die leere Haut schon in des Ogers Hand.
Er sperrt sie wieder in die Zelle.
Wir ziehn mit ihm an eine Quelle,
Die rings umher das hohe Gras erfrischt,
Und zum Gemurmel Kühle mischt.
Dort warten wir bis, da der Mittag glühet,
Der Oger in den Busch nach Schatten ziehet.
Er legt sich in den Klee, das Haupt auf einen Stein,
Und dreimal gähnend schläft er ein.
Dann laufen wir, der nach dem Strande,
Der in das Thal, der nach dem Hügel hin.
Noch steht das Schiff nicht weit vom Lande;

Der Sultan nur will nicht entfliehn,
Und schwört, so lange Zimbelinde
Auf dieser Insel sich befinde,
Die Bockshaut niemals abzuziehn.
Des Abends, da der Hirt sein Vieh zurücke leitet,
Und schon auf süfse Kost den Rüssel vorbereitet,
Tappt er im Stalle hin und her,
Und findet keinen der Gefangnen mehr.
Er knirscht vor Wut, und Zimbelinden
Will er durchaus an allem schuldig finden.
Sie hat die ganze List erdacht,
Um seinen Vorrath ihn gebracht;
Sie soll nun auch für alle büfsen:
In Ketten fest an Händen und an Füfsen
Setzt er auf einem hohen Stein
Sie jeden Tag dem Sonnenschein
Dem Wind' und Regen aus. Des Morgens, wenn der Riese
Sein Vieh zur Weide führt,
Des Abends, wenn er von der Wiese
Zurücke wandert, schleppt er, ungerührt
Von ihren Seufzern, die trostlose Schöne
Mit bitterm Vorwurf und Gehöhne
Gefesselt neben sich.
Den Böcken untermischt zieht täglich ihr Geliebter
Vor ihren Schritten aus, blickt jämmerlich
Auf die Betrübte hin, und macht sie noch betrübter.
Vergebens wiederholt sie oft

An ihn den Wink, die Bitte, zu entfliehen.
Auch selbst des Ogers Weib räth ihm, nicht zu verziehen:
Er aber widersteht und hofft.
Von seiner Zimbelinde scheiden
Hält er für härter, als den Zahn des Ogers leiden.
Es wächst in ihm Beständigkeit
Und Muth und Treue mit der Zeit.

Schon viermal hatten sich die Nonen und Kalenden
Und Iden abgelöst. Nicht weit vom Ufer lag
Noch immer unser Schiff, und jeder Tag
Wies uns den Oger, der mit unbarmherz'gen Händen
Die Fürstinn an den Felsen band,
Und den getreuen Bock, der ihr zur Seite stand.
Mit Lebensmitteln wurde täglich
Von einer Insel aus, das Schiff versehn.
Oft schickten wir das Both, so dicht, als möglich,
Ans Land, auf allen Fall dem Paare beizustehn,
Indem wir nun, am Anker unbeweglich,
Dem Ungefähr entgegen sehn:
Kömmt eines Tages durch die Wogen
Ein Fränkisch Segel hergeflogen.
Es steuert auf uns zu, und Roland ragt
Auf dem Verdeck hervor, und fragt,
Ob Naradin mit seiner Zimbelinde
Auf dieser Insel sich befinde;
Ob diefs der Sitz des Ogers sei.
Wir weisen ihm am Ufer alle drei.

Ich habe, fährt er fort, der Gatten Fall vernommen;
Sie zu befrein bin ich gekommen.
Schickt euer Both zu mir; denn dieser Strand
Ist ohne Zweifel euch bekannt.

Ihn hohlt das Both. Er nimmt zum Streite
Nicht Speer, nicht Schild, das Schwert an seiner Seite,
Den Helm, den Panzer nur. Die Rechte fafst ein Beil,
Die Linke schleppt ein tüchtig Seil:
So steigt er in den Kahn. Die hohen Ruder blinken,
Und klatschen laut, indem sie sinken:
Der Nachen fliegt zum Ufer hin.
Vom hohen Steine sehen ihn
Die Fürstinn und ihr Noradin,
Wie er schon in der Bucht am Felsen eingetroffen,
Sie sehen ihn
Mit heifsem Wunsche, schwachem Hoffen.
Von allen, die der Nachen fafst,
Springt Roland nur heraus und mindert seine Last.

Der Oger hört den Laut, erreicht in einem Satze
Die Bucht. Der Paladin giebt sich des Ogers Tatze,
Freiwillig hin. Der nähert ihn der Fratze,
Und schiebt ihn in das Maul. Doch der betrogne Zahn
Trifft nichts als hartes Eisen an.
Der Ritter sucht, dafs er die Arme frei behalte;
Im Rüssel steckt er quer, ersieht den Augenblick,
Zieht um des Ogers Hals den knotenreichen Strick,
Führt hoch das scharfe Beil zurück,

Ver-

Verdoppelt die schon lange Spalte
Des Rüssels, der gezwungen gähnt.
Und der entfallne Held, an seinen Strick gelehnt,
Klimmt zu der Achsel auf. Gleich einem Zimmermanne,
Der itzt ein altes Dach zusammen reißt,
Und Tanne von der Tanne
Mit lauten Schlägen lös't und sie zur Erde schmeißt,
Sitzt unser Paladin und zimmert an dem Riesen.
Bald fällt ein Theil des Schedels, bald ein Ohr,
Und reckt der Unbold seine Faust empor,
So wird sie blutig abgewiesen.
Den schnellen Hieben weicht nunmehr
Ein ganzer Arm. Er zappelt auf der Erde.
Der Oger heult und rennt umher:
Doch als auf einem tollen Pferde,
Sitzt Roland immer fest. Da Noradin
Den Kampf so günstig sieht, so streift er auf den Nacken
Die Larve, fodert von dem Paladin
Ein Werkzeug, um den Feind von unten umzuhacken.
Der Ritter zieht den Degen bloß,
Und läßt das Beil hinunter gleiten,
Der Sultan, der es faßt, geht auf die Pfoten los,
Und schwächt am Stamme nun den Baum von allen Seiten.
Schon wankt der Oger. Roland springt behend
Am Seile, hinterm Rücken, nieder.
Er hält des langen Strickes End',
Umwindet es dem Arm, und strengt die starken Glieder

Zum Zuge dreimal an. Beim dritten Satze biegt
Der Riese sich, und sinkt, und stürzt, und liegt.
Der Strand ertönt von seinem Falle,
Ihn wiederholt der Fels mit längerm Wiederhalle.
So bald die grasse Last das lange Feld bedeckt,
Säumt Roland nicht. Er trennt vom Rumpfe
Das ungeheure Haupt, das noch die Zähne bleckt,
Und watet tief im schwarzen Sumpfe,
Der weit umher das Gras befleckt.

Wo aber soll ich Worte finden,
Wer giebt mir Züg' und Farben an,
Mit welchen ich euch Zimbelinden
Und ihre Freude mahlen kann?
Die Sieger eilen froh hinan,
Sie von dem Felsen loszubinden.
Stumm ist der lange Kufs, der auf den Gatten fällt;
Nicht Worte reden hier, es reden Blick' und Zähren.
Beredter ist ihr Mund dem Ritter zu erklären,
Was ihr gerührtes Herz enthält.

Von beiden Schiffen kömmt indessen
Das frohe Volk in Kähnen an,
Und eilt den starren Rumpf zu messen.
Der nimmt ein Ohr, der einen Zahn,
Der haut die Klauen ab, damit er nach der Reise
Sie den erstaunten Seinen weise.

Zur freien Höhle wandert man
Hierauf zurück mit dem Berichte.

Ihn hört mit trockenem Gesichte,
Mit mäſs'ger Traurigkeit das Weib des Ogers an,
Und ehret Gottes Strafgerichte.
Der Sultan, eingedenk, wie oft ihr kluger Rath
Ihm in der Noth geholfen hat,
Schlägt ihr zum Danke vor, nach Damas mit zu reisen,
Ihr einen stillen Sitz und reichen Unterhalt
In seinen Staaten anzuweisen.
Sie aber schüchtern, krank und alt,
Will der gewohnten Luft genieſsen,
Und hier des Lebens Rest beschlieſsen.
Zwei Mädchen sind ihr längst mit Liebe zugethan,
Die bieten sich ihr zur Gesellschaft an.
Die andern bleiben nicht zurücke.
Sie gehen froh der Fürstinn Antrag ein,
Begleiterinnen ihr im Glücke,
Wie vormals in der Noth zu sein.
So bald sich Noradin die Glieder
Vom Felle frei gemacht, den Unrath abgespühlt,
Und im gefundnen Schmucke wieder
Sich Sultan von Damaskus fühlt,
Umarmt er mit dem wärmsten Triebe
Den Retter seines Lebens, seiner Liebe,
Und spricht, von zärtlicher Empfindung weich:
Ist von den Widerwärtigkeiten,
Die wider uns in diesem Leben streiten,
Vielleicht nicht eine der, die mich befallen, gleich,

Ist keine Liebe so geprüft zu finden,
Als meine Glut für Zimbelinden,
Ist endlich deiner Tapferkeit,
Die von dem Oger uns befreit,
Nur deine Grofsmuth zu vergleichen,
Die Unbekannten Hülfe beut:
So mufs an heifser Dankbarkeit
Auch meinem Herzen jedes weichen.
Womit, o Ritter, kann ich dich
Von dieser Wahrheit überzeugen?
Reizt dich ein Thron? ich freue mich
Mit dir den meinen zu besteigen.
Sinds Schätze? was ich hab' ist dein.
Ists Ruhm? in Gold und Marmorstein
Soll deine That gegraben sein.

Nein, spricht der Ritter. Unterdrückte schützen,
Der Welt mit unserm Blute nützen,
Und Kronen geben, nicht besitzen,
Diefs ist des Franken Rittérspflicht:
Mich reizen deine Gaben nicht.
Du weifst es, harte Kriege trennen
Die, welche sich zur Schrift, zum Koran sich bekennen;
Doch wo Gefahr und Unschuld ist,
Seh' ich den Menschen nur, ist jeder mir ein Christ.
Diefs ist die erste meiner Lehren,
Die fasse. Sei forthin dem Christen in Gefahr,
Was dir ein Christ auf dieser Insel war,
Und halte Ritterschaft in Ehren.

Er geht. Vor kurzem kamen wir
In Damas an. Zu seines Retters Ehre
Verordnet nun der Sultan das Turnier,
Und seinem Adel, wie er es versprach, zur Lehre.
Aus gleichem Grunde ladet er
Euch Franken auch zu diesem Feste.
Ihr aber, edle Gäste,
Errathet nun von selbst, woher
Auf jeden vierten Mond die Spiele wiederkehren:
Um uns die Dauer der Gefahr,
In welcher Noradin und seine Gattinn war,
Und der Befreiung Tag zu lehren.
So wird ein guter Theil der Nacht
Mit Fragen und Berichten zugebracht;
Und die erstaunten Gäste loben
Des Sultans edlen Sinn, und seiner Treue Proben.
Ein jeder findet drauf ein weiches Bett bereit,
Und ruht, bis das Getös der Lustbarkeit
Die Stille bricht, den Schlaf zerstreut.

ZWEITES BUCH.

Dem Menschen ist kein Gut beschert,
Das er nicht mifsbraucht und verkehrt.
Den kargen Acker zu beswingen,
Gab ihm das Eisen die Natur;
Er aber schmiedet es zu Lanzen und zu Klingen.
Zum leichtern Tausche sollten nur
Die seltenen Metalle dienen;
Doch welche Lasterbrut entspringet nicht aus ihnen?
Auch die Vernunft, auch den Verstand
Verwendet er auf eitle Hirngespinste,
Auf Schaden anderer, auf schändliche Gewinste.
Zuletzt der Tugend reinstes Band,
Den heil'gen Glauben, dessen Lehre
Uns allesammt zu Brüdern machen soll,
Braucht er, verkehrtes Eifers voll,
Zum Blutpanier ergrimmter Heere.
Und leider ach! der menschlichen Natur
Zur Schande, tobt die Pest des heil'gen Eifers nur
Bei uns, die wir so hell die Wahrheit unterscheiden.
Und schlief zur Zeit der blinden Heiden.
Wann waffneten sich Rom und Griechenland
Für Joven, oder für Apollen?
Und wir, die wir den Götzentand

Verdammen, klüger heifsen wollen,
Wir predigen dem West und Orient
Mit Feuer und mit Schwert das Testament,
Und wollen mit der Hölle Waffen
Dem Himmel Recht verschaffen.
Ja, was des Übels Gipfel ist,
(Dank sei's der Trommel toller Pfaffen)
Den Christen selbst verfolgt der Christ;
Der Bruder hält den Mord des Bruders für erlaubet;
Und, gleich als ob an Feinden Mangel sei,
Wir selber waffnen uns mit Stahl und Blei,
Das Wenige zu tödten, was noch glaubet.
Fürwahr! weit besser thäten wir,
Wir suchten allen Groll der Sekten aufzuheben,
Und brüderlich vermischt zu leben.
Dafs dieses möglich sei, weis't Noradins Turnier.

Schon tönt der Pauken Schlag, die Stimme der Trompeten,
Der Trab der Rosse der Athleten,
Des Volkes Lärm, das durch die Strafsen fliefst,
Und um die Schranken sich ergiefst:
Auch Gryphon steht bereits in blanken Stahl gekleidet.
Weifs ist sein Federbusch, sein Koller. Seinen Schild
Ziert eines weifsen Adlers Bild;
Weifs ist sein Gaul. Denn immer unterscheidet
Der weifse Gryphon sich vom schwarzen Aquilant,
Und bei der Farbe nur wird jeder oft genannt.
Bereit ist auch Martan zum edlen Kriege,

(Der Name, den Orillens Buhler trägt)
Und ob ihm gleich die Furcht im Herzen schlägt,
Spricht er doch groſs von manchem Siege.
Auf alles ist der edle Wirth bedacht,
Den Gästen, wird auf ihr Verlangen,
Ein Vorrath starker Segelstangen
Zu Lanzen dargebracht,
Und zum Gefolge wählt er einen Haufen
Verwandter Jugend aus. Mit ihnen reitet er,
Und theils zu Fuſse, theils zu Pferde, laufen
Die Knechte nach und neben her.

Sie reiten mit bescheidnem Schweigen,
Und unbegierig sich zu zeigen,
Auf den umpfählten Sand,
Und wählen seitwärts ihren Stand.
Sie sehn mit der erstaunten Menge
Den Zug der Ritter an, die mit Gepränge
Und nach der Quer und nach der Länge
Der Schranken innern Rand umziehn.
Die Pferde wiehern bei der Pauken Klange;
Mit kurzen Sätzen, niedrer Stange
Sprengt jeder stolz vor seiner Schönen hin,
Und jeder weis't in seinem Schilde
Mit einem Wahlspruch, einem Bilde,
Und in den Farben, die er führt,
Ob Amor über ihn sanft oder hart regiert.
Von den Gerüsten werden auf die Fechter

Be-

Beredte Blumen *) ausgestreut.
Den einen lobt das Volk; durch Ungeschicklichkeit
Reizt es der andre zum Gelächter.

Gieb, Muse! mir der Ritter Namen an,
Die sich beim ernsten Spiele finden.
Vor allen reitet Soliman;
Als Bruder küſst er Zimbelinden:
Doch heiſsre Küsse wird er bald
Der schon bestimmten Braut, der schönen Fatme rauben.
Roth ist sein Federbusch, erhaben die Gestalt;
Im Schilde schnäbeln sich zwei Tauben.

Ihm folget Morganor. Sein weiser Vater stützt
Des Sultans Thron mit tiefem Rathe;
Doch lieber mit dem Schwerte nützt,
Als mit dem Kiel, der Sohn dem Staate.
Sein Herz, so flüchtig als sein Geist,
Hat manche Schöne schon durch Unbestand betrübet.
Gelb ist die Farbe, die er liebet,
Ein Schmetterling das Bild, das er am Arme weis't.

Es kam vom väterlichen Nile
Der nahe Mansur zu dem Spiele;
Doch tiefern Anschlag deckt die Reise. Noradin
Beschlieſst Ägyptens Bund durch ihn.
Kein Syrisch Auge hat ihn noch von der entwöhnet,

*) Im Orient haben die Blumen jede ihre Bedeutung, so daſs der Liebende beim Empfange derselben, als aus einem Briefe sieht, was er zu hoffen oder zu fürchten habe.

Die sich nach seiner Rückkehr sehnet.
Des Helmes Zierde hat er blau gewählt,
Sein Sinnbild ist ein Herz, an dem die Hälfte fehlt.
Mit tiefen Augen, blassen Wangen
Kömmt nach ihm Issem. Ihm versehrt
Für Zulmen, die ihn nicht erhört,
Unüberwindliches Verlangen.
Er führt die Farbe, die das Blatt
Im Herbste hat:
Ein Zeichen des bedräuten Lebens.
Ein dürrer Baum, den eine Hand begiefst,
Füllt seinen Schild, und ihn umfliefst
Das einz'ge Wort: Vergebens.
Ist diefs nicht Kassim? Seine Hand
Führt bald die Lanze, bald die Leier.
Oft singt er seinen zarten Brand,
Und keine Schöne schmilzt bei seinem hohen Feuer.
Ich sehe wohl, im Oste sind
Sie launenvoll, wie allerwegen.
Noch nie vergab ein Syrisch Kind
Die stumpfe Nas' ihm seiner Lieder wegen.
Auch schwört er ihnen stäten Hafs.
Grün ist sein Kleid, wie das gesalzne Nafs,
Sein Bild, Apoll und Marsyas.
Der Grieche Hippodor folgt ihm in stolzem Trabe.
So schön, wie du, Narcifs! in sich verliebt, wie du.
Den blöden Geist ziert keine Gabe,

Und häufig fliegen ihm verliebte Blicke zu.
Mit einem Gegenwink erfreut er jede Schöne.
Doch so zerstreut, erschüttert ihn
Des Gaules schneller Sprung. Zum Ohre hin
Sinkt er, und wankt, und hält sich an der Mähne.
Der Hand entfällt der bunte Speer,
Die bunten Federn wehn verwirrt umher;
Den blinden Amor mit dem Pfeile
Im Schilde, schändet eine Beule.

Den Zug beschliefst ein zärtlich Paar.
Den Bruder mifst man nie an seines Bruders Seite;
Verbunden gehn sie stets zur Schönen, zu dem Streite.
Das Gift der Eifersucht sogar,
Da beide für Roxanen brennen,
Vermochte nie das feste Band zu trennen.
Die Farbe, die das Veilchen schmückt,
Trägt jeder, dieser gelb, und jener grün gestickt.
In Achmets Schilde läfst der Schlangenstab sich sehen;
Orbassans Schilde sind zwei Blumen aufgedrückt,
Die sich nach Einer Sonne drehen.

Erhaben steht der Thron des Noradin,
Mit Sammt und Gold umhängt, auf des Geländers Mitte.
Mit tiefem Grufse, sachtem Schritte,
Zieht dreimal unter ihm die Schaar der Kämpfer hin.
An einer hingepflanzten Säule
Wird drauf der Preis des Sieges aufgehenkt:
Ein Panzer, Helm und Schild, ein Schwert und eine Keule,

Auf denen goldnes Laub sich in einander schränkt.
Der Marschall weis't nach ihrem Range
Den Rittern ihre Stellen an.
Die Pauke meldet drauf mit lautem Klange
Dafs jeder nun die Lanze prüfen kann.
Am ersten ruft mit schiefem Blicke
Den schönen Griechen Kassim auf,
Und jeder Federbusch sinkt bei dem ersten Lauf
Bis an des Rosses Schweif zurücke.
Schon kommen sie, von edlem Zorn erhitzt,
Zum zweiten Stofse hergeflogen.
Doch, schöner Hippodor! du leerst des Sattels Bogen.
Erröthend sehn die Schönen itzt,
Wen sie dem Dichter vorgezogen.
Allein nicht lange währt sein Sieg.
Er unternimmt den nächsten Krieg
Mit Issem. Die gestreckten Lanzen
Begegnen sich. So tief hat Kassim hingezielt,
Dafs Issems Schenkel kaum der Lanze Streifen fühlt,
Ihn aber trifft der Stofs recht wo die Lunge spielt.
Zurücke biegt er sich und sieht die Sterne tanzen.
Nicht besser dient auch seiner Hand
Das Schwert, das er entblöfst, so bald er sich ermannt.
Wohin er zielt, fährt seinen Schlägen
Des Feindes schneller Schild entgegen.
Ihm aber raubt der erste Hieb
Das völlige Visier, und zeigt sein Antlitz offen.

Nun, Kassim! ist dir wohl die stumpfe Nase lieb;
Denn, länger, hätte sie das Eisen mitgetroffen.
Der zweite Streich, der auf den Scheitel fällt,
Tönt ihm im Ohre, wie der Sturz der Welt.
Der Dichter liegt gedehnt im Sande,
Und bitter freuen sich die Schönen seiner Schande.

Wer wagt sich nun mit Issam in den Streit?
Orbassan ists. Vom Stoſse biegen
Die Lanzen sich, und nicht die Ritter. Krachend fliegen
Die Splitter ihrer Eschen weit.
Wie Schmiedehämmer auf den Amboſs fallen,
Hört man die dichten Hiebe schallen.
Allein als Issam itzt den schweren Arm erhöht,
Und vorgelehnt im Bügel steht,
Weiſs sich Orbassan tief bis an das Pferd zu schmiegen,
Und jagt ihm da, wo sich des Panzers Schaalen fügen,
Das Schwert hinein; der ausgeholte Streich
Fällt abgeirrt und weich.
Der Ritter wankt, die Linke läſst den Zügel,
Von dem gebäumten Rosse gleitet er
Hinab. Noch hängt der rechte Fuſs im Bügel.
Ihn schleppt der led'ge Hengst umher.
Ein Schrei geschieht. Als von dem Hiebe
Mit ihm getroffen, sinkt die schöne Zulme hin;
Sie, sonst so hart, so grausam seiner Liebe,
Verzweifelt nun, und weint um ihn.
Doch, Zulme, sei getrost! noch ist er nicht gestorben,
Und lieb ist ihm der Preis, den ihm sein Fall erworben.

Orbassans stolzer Blick durchfliegt die Ritterschaar,
Bleibt auf Martanen stehn, und ruft ihn auf zum Streite.
Ein Gryphon schien er sich bisher an Gryphons Seite;
Itzt wird er plötzlich, was er immer war.
Geschreckt durch Isems tiefe Wunde,
Steht er und zaudert, wünscht zu fliehn;
Doch Gryphon mahnt und spornet ihn.
Er wagt sich endlich, gleich dem Hunde,
Der sich dem Wolfe nur auf zwanzig Schritte naht,
Dann steht und bellt. Sieht einst der Wolf zurücke,
Weis't ihm den scharfen Zahn, das Feuer seiner Blicke:
So sucht er in den Füſsen Rath.
Beim Rennen lenkt Martan den Zelter schlau zur Rechten,
Und läſst den Gegner mit dem Winde fechten.
Zwar stellt er sich, als ob das scheue Pferd
Dieſs thäte; doch das schlecht geführte Schwert
Entdeckt so klar des Ritters Werth,
Daſs sich Demosthenes umsonst den Kopf zerbräche,
Wenn er fur ihn vor einem Richter spräche.
Als deckt' ihn Wolle, nicht Metall,
So fürchtet er der Klinge Fall.
Ihm wird zuletzt das Feld zu enge,
Er stürzt hinaus und bringt Verwirrung in die Menge.
Wie der verjagte Fuchs den strauchreichen Wald,
Sucht er das Haus. Ein lautes Zischen schallt
Ihm nach. Theilnehmend fühlt der Ritter, sein Geselle,
Ob seinem Schimpfe tiefe Qual;

Er wünscht sich lieber tausendmal
Im Feuer, als auf dieser Stelle.
Was sonst vermuthet jeder nun
Von ihm, als gleiche Werke?
Und wirklich unsers Helden Stärke
Muſs dieſsmal, seinen Ruhm zu retten, Wunder thun;
Und läſst ers nur am kleinsten fehlen,
So wird man ihm den Zoll für eine Klafter zählen.

Er sprengt hervor. Verächtlich sieht auf ihn
Orbassan hin,
Dem Griechen Hippodor winkt er mit seiner Lanze,
Als stark genug zu diesem Tanze.
Den Schmerz verbeiſsend, drückt der junge Held den Speer
Zur Hüfte, zielt und jagt daher,
Der Grieche purzelt von dem Schimmel,
Und zeigt der Sohlen Paar dem Himmel.
Die Stange, die der Sieger ganz erhält,
Bricht er an Kassims Schilde, Kassim fällt
So hart, daſs seine Form der Sand behält.
Man stutzt, man stellt sich auf die Zehen,
Das Gegentheil von dem, was man gedacht, zu sehen.

Mit wichtigerm Begriffe von der Macht
Des Feindes, den er erst verlacht,
Treibt nun Orbassan mit geschärftem Sporne
Den Zelter an, und mit dem frischen Dorne
Des Schimpfes in der Brust, eilt Gryphon auf ihn lós,
Und sitzt, wie Babels Thurm, und sieht wie auf den Stoſs

Der Türke dreimal wankt, zu fallen dräuet,
Doch von der Scheide nun das blanke Schwert befreiet.
Auch seines zieht der Held. Nicht lange währt der Kampf,
Und ihn verbergen Staub und Dampf;
Die Streiche hört man nur, man sieht die Schwerter blinken,
Und endlich Orbassanen sinken.

Der Bruder eilt dem Bruder zu, vergifst,
Dafs er sein Nebenbuhler ist.
Doch mit der Lanze, mit dem Schwerte
Wird Achmet, nicht sein Rächer, sein Gefährte.
Roxane, die sich dopplen Ruhm versprach,
Fühlt nun, betrogen, dopple Schmach.

Nicht Morganor, nicht Mansur widerstehen.
Den letzten, dem der Speer die rechte Brust gefafst,
Drückt des mit ihm gestürzten Rosses Last.
Nun ists ihm Trost, entfernt und ungesehen
Von seiner Schönen, aufzustehen.
Der edle Morganor, ergrimmend dafs der Sieg
Des Spieles einem Fremden werde,
Springt nach dem eitlen Lanzenkrieg,
Auf neuen Streit bedacht, zur Erde.
Zwei Keulen fodert er. Man sieht die Kämpfer stehn,
Sich wenden, sich in Kreisen drehn,
Kein Streich des Türken fällt nach seinem Ziele,
So schnell weifs Gryphon jedem zu entfliehn.
Doch dieser schleudert nun der Keule Last auf ihn,
Als ob sie von dem Himmel fiele.

Der

Der Sarazene stürzt, und müſsig neben ihm
Steht Gryphon, läſst ihm Zeit sich wieder aufzuraffen.
Er, lange zwar betäubt, springt endlich ungestüm
Empor, und wirft die ungetreuen Waffen,
Den Schild, die Keule weg. Den kleinsten Vortheil hält
Der edle Ritter sich für Schande;
Auch seine Keule liegt mit seinem Schild' im Sande.
Nun stehn sie, Fuſs an Fuſs gestellt,
Hand hängt an Hand, und Blick an Blicke.
Sie schütteln, sie versuchen sich,
Und da bisher kein Arm, kein Fuſs dem andern wich,
So springen sie zu neuer List zurücke.
So wie der Epheu sich um eine Buche flicht,
Sieht man die Ringer sich umflechten.
Oft unterscheidet man der Beiden Füſse nicht,
Nur Eine Masse sind sie, die zur Rechten,
Zur Linken wankt. Itzt hebt den schweren Morganor
Des Franken schlauer Schwung empor,
Er dreht ihn, wirft ihn auf den Rücken,
Biegt schnell das Knie, der Brust es aufzudrücken,
Da jener, an der Erde fest,
Sich Helm und Sieg entreiſsen läſst.
Nur Soliman bleibt noch zurücke.
Ihn warnen Zimbelindens Blicke;
Noch ängstlicher sieht Fatme die Gefahr.
Er lacht der weichen Furcht, und stellt sich muthig dar.
Wie wenn auf ungebahnten Wogen,

Zwei Schiffe, durch die Nacht betrogen,
Der Ruder Stoſs zusammen treibt,
Die harten Seiten sich erschüttern,
Die Ruder splittern,
Und jedes wankt, doch unversunken bleibt:
So wanken beide bei dem harten Gruſse.
Des Sarazenen Lanze läſst
Ihr End' in Gryphons Schilde fest;
Ihm aber fährt von dem verirrten Fuſse
Der linke Bügel. Beider Hand
Hat schon den Stahl entblöſst. Es fallen auf den Sand
Gelös'te Nägel, Riemen, Eisensplitter.
Die Schläge rasseln gleich dem Ungewitter,
Und Löwen scheinen beide Ritter.
Du siehst nicht, Soliman! zu sehr im Streit erhitzt,
Daſs schon dein rechter Arm von Blute schwitzt.
Doch Fatme siehts, es sieht es Zimbelinde
Und Noradin. Er schickt vom Hofgesinde
Die hurtigsten zum Schwager hin,
Ihn schwerern Streichen zu entziehn.
Man führt ihn wider seinen Willen
Davon, sein Blut zu stillen.
Mit seinem Schwert in seiner Hand
Behauptet Gryphon nun den Sand.
Und jeder urtheilt, es gehöre
Dem weiſsen Held des Tages Ehre.

Kaum eine Stunde floſs bei dieser Schlacht vorbei.

Damit des Tages Rest nicht sonder Übung sei,
Ruft Noradin die jüngre Schaar herbei.
Zur Hälfte theilt er selbst die stolze Reiterei;
Zwei Felder macht er aus dem Waffenplane,
Und jedes hat sein Heer, und jedes seine Fahne.
Doch unneugierig, traurig, stumm,
Kehrt Gryphon nach der Wohnung um.
Die Schande, die Martan erlitten,
Quält ihn empfindlicher, als ihn der Ruhm erfreut,
Den er für sich erstritten.
Den Flüchtling findet er zu Hause, schon bereit
In Lügen und in kahlen Gründen
Entschuldigung und Recht zu finden.
Der Ritter giebt zum Scheine nach:
Doch räth er ihm, bei Zeiten und gemach
Davon zu ziehen,
Und neuem Zischen zu entfliehen.
Sie wählen die geheimsten Straßen aus,
Und schleichen sich zur Stadt hinaus.

Im ersten Hofe, den sie finden,
Kehrt Gryphon ein, befiehlt die Sattel loszubinden,
Gebiss und Halfter abzuziehn,
Und wirft den Helm, und wirft die Waffen hin.
Schon hat er einsam sich verschlossen
Und liegt den Federn eingegossen.
So bald er nur das Kissen drückt,
(Hart war der Tag) blinzt er, und gähnt, und nickt,

Und schnarcht, so tief in schweren Schlaf vergraben,
Dafs ihn auch Dächse leichter haben.
Im Garten legt indefs Martan
Den frechsten Handel mit Orillen an.

Mit Gryphons abgelegten Stücken,
Mit seinem Panzer, Helm und Schild
Soll sich der Ausgezischte schmücken,
Auf des bekannten Schimmels Rücken
Soll er, des Siegers Ebenbild,
Nach dem Turnier zurücke kehren,
Den Preis der Kämpfe zu begehren.
(Mit offnem Helme hat sich Gryphon nie gezeigt,
Und schnarchen wird er noch, wenn Lunens Wagen steigt.)
Gesagt, gethan. Mit Gryphons Beute,
Und mit Orillen an der Seite,
Kömmt der verkleidete Martan
Beim Ende des Turnieres an,
Als eben Noradin und das Gericht der Bahn
Mit lautem Zuruf alles Volks erkläret,
Dafs der gesammte Dank dem Ritter zugehöret,
Der auf dem weifsen Gaul in weifsen Waffen ficht;
Denn seinen Namen weifs man nicht.

So wie der Esel in des Löwen Felle
Erscheint Martan an der gerufnen Stelle,
Geht unverschämt zum Throne hin.
So bald er kömmt, erhebt sich Noradin,
Er setzt ihn sich zur linken Seite,

Lobt seinen Muth, und seine Kunst im Streite.
Die Pauke macht den Spruch bekannt.
Durch die Gerüste, durch den Haufen,
Hört man mit Ruhm des Feigen Namen laufen,
Der erst mit Schande fortgerannt.
Mit gleicher Achtung heifst Orillen,
Die Fürstinn einen Stuhl an ihrer Seite füllen,
Und nennt sie glücklich, dafs ein Held,
Wie dieser, ihr zu Füfsen fällt.
In stolzem Zuge nach dem Schlosse,
Trabt mit dem Sultan Rofs an Rosse
Der Überwinder. Vor ihm her
Trägt man den Preis, von Golde schwer,
Die reichsten Zimmer im Palaste,
Bestimmt man dem so tapfern Gaste;
Die nächsten nimmt die Freundinn ein,
Und edle Töchter, edle Knaben
Beneiden sich das Glück zu haben,
Zu ihrem Dienst ernannt zu sein.

Der gute Gryphon, der im Flaume
Nichts Arges ahnt, erwacht aus einem süfsen Traume,
Da gleich im West die Wolken glühn,
Verwundert sich, dafs schon der Abend grauet,
Eilt, seine Waffen anzuziehn,
Zur Kammer, der er sie vertrauet.
Fort sind sie. Doch an ihrer statt
Sieht er Martans Gerätschaft liegen.

Er lächelt, eingedenk mit was für schönen Siegen
Er sie vorhin bezeichnet hat.
Er ruft Martanen: nichts; die Knechte: tiefe Stille;
Den Wirth: er kömmt. — Wo ist Orille?
Wo ist Martan? — »Ie! Herr, vor einer Stunde schon
»Ritt mit der Dame, mit dem Trosse
»Und auf dem weifsen Rosse
»Der weifse Herr davon.
»Wenn sie sich anders nicht besonnen,
»So haben sie bereits die Stadt gewonnen.«
»Was? fort? Ich Thor! (so Gryphon itzt)
Der ich bisher der Wahrheit Spur vermifste,
Nicht merken wollte, wie verschmitzt
Die geile Kuppel sich vor meinen Augen küfste!
Der ich aus blödem Eigensinn
Dem treuen Wanderer nicht glauben wollte,
Leichtgläubiger der Lügnerinn,
Die ich schon lange kennen sollte!
Mich rächen konnt' ich oft, und wollt' es nie;
Itzt möcht' ich es, und fort ist sie. —
Noch völliger ihn zu beschämen,
Mufs er des Feigen Tracht und seine Rüstung nehmen.
Ihm wär' es besser, mutternackt
Zu Fufse nach der Stadt zu reisen,
Als in die so beschimpfte Tracht gepackt,
Auf diesem Rosse sich zu weisen.
Doch diefsmal herrscht mit gröfserer Macht

In ihm Verlangen, als Bedacht.
Er jagt davon. Der Bauch des Gauls ist Eine Wunde;
Und Gryphon nahet sich der Stadt,
Da ungefähr noch eine Stunde
Der Tag zu leben hat.

Dem Thore nah erhebt sich eine Warte,
Die sich dem Feinde hoch und fest entgegen stellt,
Und einen breiten Raum in freier Luft enthält.
Ein scharfer Blick entdeckt das ebne Feld
Auf Meilen weit umher durch jede Scharte.
Hier sitzt der Sultan mit der langen Zahl
Der Grofsen Syriens von beiderlei Geschlechte,
Und ihnen schmeckt das königliche Mahl
Nach langem Schauen und Gefechte.
Den Kommenden nimmt einer wahr,
Und lachend weis't er ihn der Schaar.

Martanen, der in hoher Gunst Genusse
Der Erste nach dem Ersten sitzt,
Und seine Buhlerinn, das Fell von gleichem Gusse,
Die Zimbelindens Seite stützt,
Fragt Noradin mit bitterm Spafse;
Wie sich der tapfre nennen lasse?
Nicht wenig, fährt er fort, Herr Ritter, wunderts mich,
Dafs nach dem schandevollen Tage
Er nun mit solcher Kühnheit sich
Mir weisen darf; noch mehr befremdets mich,
Dafs Ihr, ein Held vom ersten Schlage,

Die gröſste Memme zum Gefährten habt,
Die weit und breit in der Levante trabt.
Thut Ihrs vielleicht, damit man Eure Stärke
Bei seiner Feigheit mehr bemerke?
Dieſs aber schwör' ich Euch zu Gott:
Thät' ich es nicht in Rücksicht Eurer,
So wollt' ich diesen Abenteurer
Den öffentlichen Spott,
Den er verdient, in allen Straſsen,
Auf allen Plätzen fühlen lassen.
Martan, ein Ausbund aller Büberei,
Erwiedert: Hoher Herr! wer dieser Ritter sei,
Darüber kann ich Euch nicht mit Berichte dienen,
Ich ritt mit ihm von ungefähr
Den halben Weg von Salem her.
Allein sein innrer Werth ist mir erst heut erschienen.
Und wahrlich! selber jückten mir
Nach einem Backenstreich für ihn die beiden Fäuste,
Damit er künftig kein Turnier
Mehr zu beziehen sich erdreiste;
Doch hab' ich auf den Ort mehr, als auf mich gesehn,
Auf Eure Majestät mehr, als auf sein Vergehn.
Leid aber wäre mirs, dieſs muſs ich Euch gestehn,
Wenn diese Schonung ihm zu Gute käme,
Wenn sie mir einen Theil von Eurer Gunst benähme.
Vielmehr, je härtre Straf ihm wiederfährt,
Je minder halt' ich mich durch ihn entehrt.

Und

Und wünschte gar, daſs er, der Feigen-Brut zur Lehre
Und Warnung, schon gehangen wäre.

Bedeutend schielt er hier nach seiner Buhle hin.
Sie billigt. Nein! spricht Noradin,
Nur Schande steht auf dieſs Verschulden,
Und Schande soll er denn, mit Eurem Willen, dulden.
Er ruft. Ein Edler tritt hervor,
Dem raunt der Sultan den Befehl ins Ohr.

Mit einer Rotte wohlbewehrter Leute,
Geht er, besetzt das Thor von jeder Seite.
Der gute Gryphon kömmt. Ihn packt der Hinterhalt
Mit solcher Schlauheit und Gewalt,
Daſs er die Bande fühlt, eh er den Feind gesehen,
Und unter Spott und Hohn muſs er zum Kerker gehen.

Des nächsten Morgens hastet sich Martan,
Aus Furcht, es möchte nun der wahre Sieger sprechen,
Und sich an Joven und Alkmenen rächen,
Empfiehlt sich kurz, und tritt den Rückweg an,
Damit er nicht (dieſs ist der Vorwand seiner Reise)
Ein Zeuge der Bestrafung sei.
Der edle Noradin fügt dem (nicht seinem) Preise
Noch manche Gabe für Orillen bei.
Itzt lassen wir die beiden ziehen;
Sie sollen doch der Strafe nicht entfliehen.

In kurzem Wammes, waffenlos,
In Stricken fest, und Haupt und Füſse bloſs,
Muſs Gryphon durch Damaskus Straſsen

Sich auf dem Karren ziehen lassen.
Der Waffen Pack, verdammt zu gleicher Schmach,
Schleppt ihm ein Seil im Kothe nach.
Entehrte Vetteln, unverschämte Dirnen
Umfliessen höhnend ihn mit frechen Stirnen.
Vor einer Bühne stehn zuletzt
Die Räder stille. Von dem Wagen
Wird unser Held emporgetragen,
Auf einen niedern Stuhl gesetzt,
Und ein Trompeter sagt ihm unters Auge,
Daſs er ein Feiger sei, und nicht zum Ritter tauge.
In neuem Zuge führt man ihn
Vor alle Tempel, alle Buden hin;
Bis vor das Thor läſst man den Karren schleichen.
Das Volk, voll bittrer Fröhlichkeit,
Eilt mit hinaus, um ihn, auch schon befreit,
Gleich einem Hunde fortzuscheuchen.
Ihr Thoren wiſst nicht, was euch droht.
Kaum fühlt er sich mit freien Händen,
So zieht er seine Waffen aus dem Koth,
Legt seinen Panzer um die Lenden,
Und führt das Schwert zu Hieb und Stich,
Und tödtet vor und hinter sich.
Ihm widersteht kein Speer, kein Säbel:
Denn unbewaffnet kam mit ihm der tolle Pöbel.
Allein die Rache der erlittnen Schmach
Kennt kein Gesetz, giebt keiner Schwäche nach.

Er kämpft mit grimmiger Geberde,
Maht manchen Arm und manchen Hals.
Schon mancher Spötter beifst die Erde,
Nicht scheinend, dafs er eher, als
Am jüngsten Tage reden werde.
Den einen fafst der Ritter bei dem Bein
Zerschmettert ihn an einem Stein;
Den andern schleudert er, gleich einem Ballen,
So hoch, dafs er die Mauren überfliegt,
Und endlich auf dem Markte liegt.
Die Bürger sehen ihn erstaunt vom Himmel fallen.
Die Menge drängt sich durch das Thor,
Schiebt ihm die schweren Riegel vor.
Sie rennen durch die Stadt, als wäre Gryphons Klinge
Beständig hinter ihnen drein;
Sie sehn sich um, sie fürchten sich, er springe
Itzt über Wall und Thor herein.
Sie scheuen sich vor diesem Einen,
Als wäre schon die ganze Christenheit
In Waffen, und zum Sturm bereit.
Man hört die Weiber schrei'n, die Kinder weinen.
Es waffnet sich, wer Waffen hat;
Man rennt mit Trommeln durch die Stadt;
Verwirrung herrscht, und das Getümmel
Der Männer und der Weiber schlägt den Himmel.
Der Lärm erreicht des Fürsten Ohr.
Wie? dieser Feige? solche Thaten?

Mit seinen trefflichsten Soldaten
Rückt Noradin zum Thore selber vor.

Wenn ich ein Fürst geworden wäre,
(Zwar gern entsag' ich dieser Ehre,
Und wickle mich vergnügt in meine Demuth ein)
So nähm' ich mir zur ersten Lehre,
Zum Hören leicht, zum Glauben hart zu sein.
Abwesende durch scharfe Reden beifsen,
Diefs würde nie bei mir Empfehlung sein.
Mifstrauisch gegen mich und jede der Partei'n,
Würd' ich zum Urtheil langsam sein:
Denn öfters kann die Zeit allein
Den Schleier von der Wahrheit reifsen.
Auch Noradinen schien die Sache klar,
Und jeder würde, wie der Sultan, schliefsen,
Und doch betrog er sich, weil er zu sicher war,
Und seinen Irrthum mufs der arme Bürger büfsen.

Noch legte Gryphon des Martan
Beschimpfte Rüstung vollends an,
Als Noradin erschien. Ein Haus, mit Erz gehaubet,
Steht einem Graben nah. Den Übergang erlaubet
Ein schmahles Brücklein nur. Hier setzt sich Gryphon fest,
Versichert sich die Seiten und den Rücken,
Erwartet seinen Feind, und läfst
Verachtung und Gewifsheit von sich blicken.
Der Sultan theilt die Schaar. Mit gräfslichem Geschrei
Rennt die verwegnere herbei.

So wie, vom Jäger aufgefunden,
Und angebellt von seinen Hunden,
Die Bärinn sich vor ihre Höhle stellt,
Die die geliebte Brut enthält;
Oft stürzt sie sich mit vollem Grimme,
Dem Feind' entgegen; mitten in der Wut
Hört sie der Jungen bange Stimme,
Und kehrt zurück zu ihrer Hut:
So steht der Ritter auf der Brücke,
Verläſst sie oft, kehrt oft zurücke,
Und jeder Ausfall, den er thut,
Läſst hinter sich die Zeichen seiner Wut.
Erst wich das halbe Heer, itzt weichet schon das ganze.
Die Leichen wachsen ihm zur Schanze.
Ein Kokles steht er da, der Rom in sich enthält,
Und sich Etrurien allein entgegen stellt.
Schon sieht er eignes Blut aus mancher Wunde dringen.
Der Sultan, der ihm staunend zugesehn,
Will ihm die Seinen nicht zum Opfer alle bringen,
Und schämt sich dessen, was geschehn.
Er ruft, daſs sich sein Volk zurückeziehe:
Und es gehorcht ihm sonder Mühe.
Er reitet vor, er reckt die Hand
Entwaffnet aus, winkt Stillestand,
Und spricht: Ich, edler Held! muſs meine Schuld gestehen,
Und mein Miſsfallen am Vergehen,
Zu welchem übereilter Rath

Und Lüge mich verleitet hat.
Doch ich erkläre hier vor allen
Den manchen Zeugen dieser Schlacht,
Der Hohn, den ich dem Feigsten zugedacht,
Ist auf den Tapfersten gefallen,
Den je die Welt hervorgebracht.
So grossen Schimpf, aus Unbedacht,
So grosses Unrecht Ihr erlitten,
So gross, und grösser ist der Ruhm, den Ihr erstritten.
Zugleich erbiet' ich mich, nach aller meiner Macht,
Mit Land, mit Leuten oder Schätzen,
Was Euch am liebsten ist, den Fehler zu ersetzen.
Nicht dieses nur, mein halbes Reich,
Nicht dieses nur, mein Herz enthiet' ich Euch,
Und schwöre hier, Euch ewig hochzuschätzen.
Reicht mir indessen Eure Hand,
Als unsrer neuen Liebe Pfand.
Er steigt vom Gaule, läfst ihn seinen Knechten,
Und naht dem Ritter sich mit dargebotner Rechten;
Und dieser, da sich Noradin
So eifrig zeigt den Fehler zu verbessern,
Wirft seinen Zorn, und seine Waffen hin,
Und bückt sich, und umarmet ihn,
Als der Geringere den Grössern.
Der Sultan, der sein Blut bemerkt,
Will, dass man ihm ein Bett in dem Palast bereite,
Ruft einen Arzt, der ihn durch Balsam stärkt,
Und weicht nicht von des Kranken Seite.

Lieg', edler Held, (du liegst bequem)
Bis deine Wunden wieder heilen.
Itzt winkt mir aus Jerusalem
Dein Bruder, zu ihm hin zu eilen.
Den Schrecken, den sein Herz empfand,
Als Gryphon unversehns verschwand,
Vermehrte noch des Boten Schweigen,
Dem hoch verboten war, das, was geschehn,
Dem ältern Bruder anzuzeigen.
Er läfst, den Flüchtling auszuspäh'n,
Nach ihm in allen Kirchen sehn,
In allen Klöstern und Kapellen,
In allen Schlössern und Kastellen.
Er läfst den ersten Tag, den zweiten Tag vergehn.
Umsonst. Des Zweifels überdrüfsig,
Und zwischen mehrern Strafsen unentschlüssig,
Wählt er zuletzt, auf ein Gerathewohl,
Den Weg am Meere hin, nach Tarabol.
Vielleicht hat Gryphon dort ein Schiff bestiegen,
Um wieder nach Byzanz zu fliegen.
Den Bruder nicht, jedoch den treuen Bertolair
Aus Cypern kommend, trifft er in dem Hafen an.
Zum Theile nur kann der des Ritters Neugier stillen:
Er meldet ihm, was von Orillen
Der Bote jüngst dem Gryphon kund gethan;
Doch überdiefs kömmt gleich die Zeitung an,
Dafs in Damaskus beim Turniere

Ein Ritter sich hervorgethan,
Der einen weifsen Adler führe.
Diefs ist er, denken sie: und beide sitzen auf,
Und richten nach Damaskus ihren Lauf.

Auch das verlogne Paar, um sichrer zu entfliehen,
Und einen neuen Weg zu ziehen,
Auf welchem Gryphon sie nicht suchen soll,
Kömmt von Damaskus aus indefs nach Tarabol,
Die See zu suchen, hergewandelt.
Ihr Thoren! den Gelindern fliehet ihr,
Ein Anderer ertappt euch hier,
Der euch gewifs so glimpflich nicht behandelt.

Kaum hat von weitem Aquilant
Des Bruders Helm und Schild erkannt,
So rennt er vor in vollem Sprunge,
Und mit dem Oh schon auf der Zunge,
Das man in schneller Freude spricht,
Kömmt er, und stockt, und macht ein lang Gesicht,
Und denkt: Das ist mein Bruder nicht,
Erstaunt, dafs er in Gryphons Hülle
Ein fremdes Aug' und fremde Züge sieht,
Vermuthet er, dafs ihm vielleicht Orille
Den Bruder umgebracht, und mit dem Mörder flieht.
Sag' an! spricht er mit gräfslicher Geberde,
Meineidiger, Verräther, Schelm!
Wie hast du Gryphons Schild und Helm
Und Schwert, und trabst auf seinem Pferde?

Wo

Wo ist er? lebt er noch? ist er erblafst?
Bekenne, wie und wo du ihn bestohlen hast.

Orille flieht geschreckt nach einem nahen Hügel;
Doch Bertolan erreicht sie, fafst des Rosses Zügel,
Und kehrt zurück. Martan, der gleich der Aspe bebt,
Als über ihm des Ritters Klinge schwebt,
Verheifst getreuen Mund, und spricht: Lafst Euch bedeuten
Von mir, der ich Orillens Bruder bin.
Sie stammt von ehrlichen, rechtschaffnen Leuten,
Und lebte keusch und fromm dahin,
Bis Euer Bruder sie durch Reiz und Bitten rührte,
Und auf den Pfad des Lasters führte.
Ich, überdrüfsig dieser Schmach,
Allein zu schwach
Sie einem Gryphon abzujagen,
Nahm meine Zuflucht zu der List,
Und da sie selbst begierig ist
Den Weg der Tugend wieder einzuschlagen,
Versprach sie mir, von ihm zu fliehn.
In Damas liegt er. Wir verliefsen ihn
Noch schlafend. Auf dem Weg' uns Achtung zu verschaffen,
Nahm ich sein Rofs und seine Waffen.
Hier habt Ihr alles. Lafst uns unsrer Wege ziehn.

Kein wahres Wörtchen fliefst von deiner Lippe:
Erwiedert ihm der treue Bertolan.
Dich traf ich in Byzanz mit eben dieser Rippe
Nicht brüderlich verbunden an.

Ich bitte, laſst durch seine Lügen
Euch, edler Meister, nicht betriegen!
Raubt ihm das Leben auf mein Wort;
Wo nicht, so führt ihn mit nach Damas fort.
Der letzte Rath wird gut geheiſsen,
Und Aquilant, im Zorne klug,
Läſst den Martan vom Schimmel, der ihn trug,
Die Waffen ihm vom Leibe reiſsen.
Zum Rücken führt ein tücht'ger Strick
Die Hände des Gefangenen zurück.
Orillen bindet man desgleichen.
Geräth und Troſs, und was der beiden war,
Wird mit geführt. Mit öftern Streichen
Treibt man zur Schau das schuld'ge Paar
Durch alle Dörfer hin, bis sie die Stadt erreichen.
    In Damas findet Aquilant
Des Bruders Namen laut genannt.
Schon weiſs man, wie der Ritter ihn betrogen,
Der vom Turniere sich so schimpflich weggezogen.
Kaum sieht das Volk den schändlichen Martan,
(Dieſs zeigen ihm die weiſsen Waffen an,
Die vor ihm her des Schimmels Rücken
Nebst dem geraubten Preise drücken)
So weis't auf ihn
Die ganze Stadt mit Fingern hin.
Dieſs, ruft man, ist der Dieb, der Feige, der Betrieger,
Der fremder Tugend Lob erschleicht,

Und auf den Schimmer wahrer Sieger
Den Unflath seiner Schande streicht.
Da geht das Leder ihm zur Seite,
Das Schelmen hilft, zum Schaden tapfrer Leute.
Seht doch das gleichgefleckte Paar,
Wie schön sie sich zusammen schicken!
Noch besser werden sie fürwahr!
Den Pranger oder Galgen schmücken.
Mit solchen Reden, solcher Schmach
Läuft ihnen durch die Stadt der Pöbel vor und nach.

Als wär' ein neues Reich ihm zugefallen,
So herzlich freut sich Noradin
Der Ankunft Aquilants. Von Wächtern und Vasallen
Umringt, empfängt und küfst er ihn,
Und heifst zuerst, nach seinem Willen,
Das schuld'ge Paar ein Loch in einem Thurme füllen.

Da Gryphon seinen Bruder sieht,
Fährt ihm ein schamhaft Roth auf die noch blassen Wangen.
Von Kummer, nicht von Freude, glüht
Sein Aug', als er vernimmt, was vorgegangen.
Gelassen unterwirft er sich
Des Bruders billigem Verweise.
Zwar dieser lindert seinen Stich,
Berührt die Wunde nur ganz leise:
Doch Gryphon, strenger wider sich,
Nennt jeden Vorwurf zu gelinde,
Vergröfsert selber seine Sünde,

Geht keinen Schluſs, der ihn vertheidigt, ein;
Allein will er der Strafe würdig sein.
So bald im Gegentheil auf die Verbrecher
Die Rede fällt, und jeder ihr Vergehn
Erhöht, um auch die Strafe zu erhöhn,
Mahlt Gryphon jeden Umstand schwächer,
Empfiehlt der Menschlichkeit, der Gnade Pflicht.
(Für sie allein zu reden, traut er nicht.)
Erst fodert er nur Beider Leben;
Dann räth er Beiden zu vergeben.
Nach langem Widerspruche wird zuletzt
Die Strafe für Martanen festgesetzt:
Bis an den Gürtel bloſs soll er die Stadt durchschleichen,
Der Büttel ihn mit Ruthen streichen.
Mitleidig sieht die Königinn
(Denn Weiber lesen tief im Herzen)
Des Kranken Mitleid, Angst und Schmerzen
Für die noch nicht verhaſste Buhlerinn;
Und mit der feinen Art, die edlen Frauen eigen,
Spricht sie zum Noradin: Gestatte mir, allein
Orillens Richterinn zu sein,
Jedoch mein Urtheil zu verschweigen,
Bis diese Ritter von uns gehn;
Kein öffentlicher Schimpf soll ihr geschehn,
Und Gryphon nie sie wieder sehn.
Ihr Bitten kömmt erhört zurücke,
Und Gryphon dankt ihr mit geheimem Blicke.

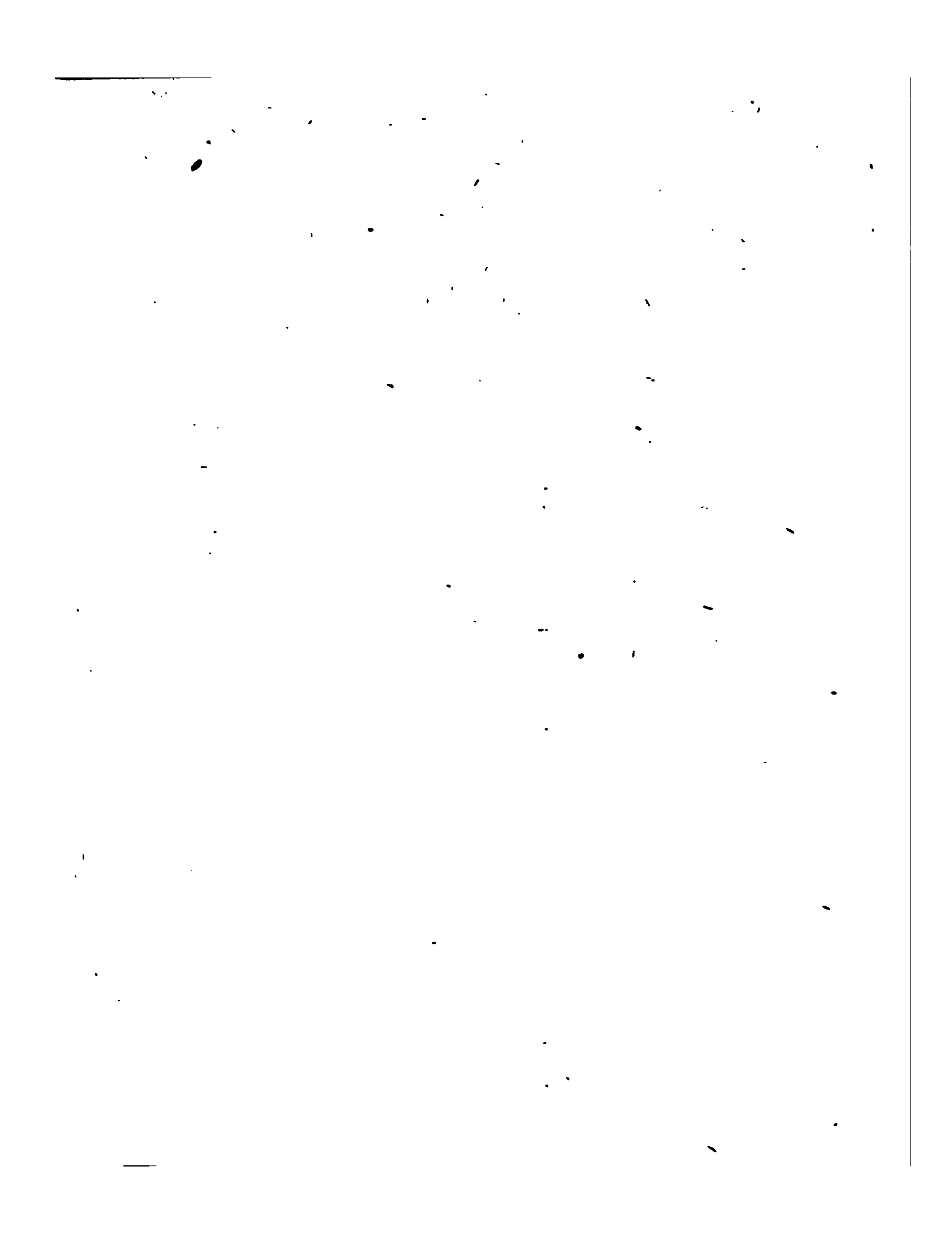
Den guten Sultan foltert noch
Des eigenen Vergehens Reue,
Und täglich sinnt er, wie er doch
Von diesem Wurme sich befreie.
Von seinen Wunden hergestellt
Sehnt Gryphon sich schon wieder in das Feld.
Am grofsen Tage, zu der Reise
Bestimmt, erscheint die Stadt auf gleiche Weise
Geschmückt, als da sie neulich ihn empfing,
Und ihres Sultans Fest beging.
Doch damals sah er die Belustigungen
Als Zeuge nur, und unbekannt;
Itzt ist er selbst der Freude Gegenstand.
Sein Name schallt von allen Zungen.
Von beiden Seiten schliefsen sich an ihn
Hier Aquilant, dort Noradin;
So reiten sie, verfolgt von froher Menge,
Und unter stattlichem Gepränge
Bis nach den Schranken hin.
Zum Throne steigen sie, auf dem sie Zimbelinden
Mit dem zurückgenommnen Preise finden.
Gereinigt durch die schöne Hand
Erhält ihn nun der Held, der wirklich ihn erstand.
Die Bahn erfüllt ein Haufe reicher Knappen,
Mit edlen Schimmeln, Füchsen, Rappen:
Geschenke, die der Fürst dem Preise zugesetzt,
Und dennoch seiner Schuld sich nicht entbunden schätzt.

Die Ritter des Turniers besteigen drauf die Bühne,
Und freuen sich mit biedrer Miene,
Dafs nun ihr wahrer Meister offenbar,
Von dem besiegt zu sein nicht schimpflich war.
Es hatte Kassim sich, seit ihm der Streit misslungen,
Vom Zelter auf den Pegasus geschwungen,
Und in der kurzen Zwischenzeit
Ein langes Heldenlied von Gryphons Schlacht gesungen:
Er reicht es ihm mit stolzer Ehrbarkeit.
Doch er, ein Mann von kriegerischem Wesen,
Empfangt es kalt, und läfst es ungelesen.
Ein herrlich Mahl beschliefst das Fest,
Nach welchem Noradin, nicht ohne Zähre,
Und überhäuft mit Lob und Ehre,
Die Ritter endlich scheiden lafst.

Nicht leicht hat wohl in grauen Zeiten
Solch einen schönen Tag ein Ritter noch erlebt.
Und doch, so sehr er sich vergnügt zu stellen strebt,
Bleibt Gryphon ungerührt bei allen Fröhlichkeiten.
Er reitet mit dem Bruder fort,
In sich vertieft und ohne Wort.
Zuweilen läfst er unterm Schweigen
Aus der beklemmten Brust gebrochne Seufzer steigen.
Doch lafs ihn seufzen, Aquilant!
Du bist ein weiser Mann, dir ist ja wohl bekannt:
Mit Gründen läfst es sich nicht eilen.
Zeit und Entfernung wird ihn heilen.

NEUE FABELN.

Freund? diese Fabeln hier sind beides, neu und alt:
Alt ist der Stoff, neu die Gestalt.



I.

DIE RAUPE UND DER SCHMETTERLING.

Steif wird mein Leib, und schrumpfet ein,
Mir sonst so fräfsigen, mir ekelt vor der Speise,
Im selbst gesponnenen Gehäuse
Schliefs' ich mich melancholisch ein;
Nacht legt sich um mich her. Was mag diefs Fühlen sein?
Gewifs der Tod, zu dem wir alle gehen.
O hartes Schicksal unsrer Art!
Gehab dich wohl, o Welt! auf ewig ists geschehen.
Die Raupe sagte diefs, als sie zur Dattel *) ward.
  Leicht und glänzend in der Sonne,
  Voller Leben, voller Wonne,
  Flog ein Schmetterling herbei,
  Und vernahm ihr Angstgeschrei.
  Lächelnd sprach er: In dem Grabe,
  Das du fürchtest, blödes Thier!
  Lag auch ich; da wuchsen mir
  Diese Flügel, die ich habe.

*) Die Raupe, in ihrem zweiten Zustande, wird ihrer Figur wegen in einigen Gegenden *Dattel* genannt; sonst heifst sie Puppe und Nymphe.

II.

ÄSOP UND DIE ZWEI BILDHAUER.

Zwei Bildner lebten in Athen;
Der Eine schnitzte schlecht, der Andre schnitzte schön.
Äsop, von diesem Unterscheide
Schon unterrichtet, stand in einem Magazin
Der Parier: da kamen beide,
Um Marmor einzukaufen, hin.
Zwei Blöcke, völlig gleich an Art, Gewicht, und Weiſse,
Erstanden sie zu gleichem Preise.
Vertraulich fängt Äsop zum Ersten an:
Ach Freund! ein schlechter Kauf, den du gethan.
Dem Andern lächelt er: Glück zu dem schönen Steine!
Sie lachen. »Blinder! ist der meine
»Nicht jenem völlig gleich?« Äsop: verzeihet mir!
Dem Scheine nach urtheilet ihr;
Ich aber sehe schon tief in dem einen Steine
Ein schönes Bildniſs des Apoll,
Das diesem sich entwickeln soll.
Ein schlechtes Bild Merkurs seh' ich in jenem stecken,
Das wird dem Andern sich entdecken.
Wo ist die Gleichheit in den Blöcken?

III.

DIE WANDERER UND DAS BEIL.

Zwei Wandrer sahen mit Vergnügen
Ein hingeworfnes Beil hart an der Straſse liegen.
Der Flinkere läuft vor, ergreift es: Sieh doch an,
Was ich für einen Fund gethan! —
»*Ich*, sagst du? Sprich denn doch von beiden.
»*Wir* sahen es zugleich.« — Nun ja, wir sahn! wir sahn!
Was hilft das Sehn? aufs Nehmen kömmt es an,
Das Eigenthum der Sache zu entscheiden. —
Noch streiten sie, so sprengt des Beiles Herr daher:
Mein Beil zurück, ihr Diebe! rufet er.
Warum lieſst ihr es nicht auf seiner Stelle liegen?
Euch soll mein Stock die Rücken pflügen!
Erschrocken wirft der erste Wanderer
Es hin: Verschont uns, lieber Herr!
Wir sahn es, als verworfen, liegen.
Der Zweite: Wie? jetzt mengst du mich
Hinein? Was? *wir* und *uns?* jetzt sage *mein* und *ich*.

IV.

DER EDELMANN UND DER BAUER.

Beim Junker meldet man Hans Klasen. — Laſst ihn ein. —
»Ihr Gnaden wollen mir verzeihn,
»Ich komme so, gehorsamst anzusagen,
»Mein Eber und der gnäd'ge Hund,
»Die rauften sich gewaltig, und
»Da hat er ihn, halt, todt geschlagen.»
Was? meinen Perl? das schöne Thier?
Zwölf Thaler zahle gleich dafür,
Und deinen Eber liefre mir
Auf meinen Hof, ihn abzustechen,
Zum wohl verdienten Lohn, zur Warnung andern Frechen. —
Der Bauer lacht: Ihr Gnaden, nein!
Sie haben mich nicht recht gehöret:
Den Eber schlug der Hund, und nicht den Hund das Schwein.
Ich bin es, der Ersatz begehret.
»Ja so! — Ei nu! Vermuthlich hat das Schwein
»Den guten Hund geneckt. Oft hab' ich zugesehen,
»Wie toll der Eber war. Es ist ihm recht geschehen.
»Du lieſsest ihn ja immer ledig gehen.
»Auch dieſs ist Frevel. Sei nur froh,
»Daſs ich die Strafe dir erlassen will.» — Ja so!

V.

DER EINÄUGIGE HIRSCH.

Ein alter Hirsch, behutsam von Natur,
Auf einem Auge blind, das ihm ein Pfeil durchfuhr,
Ging immer nur am Meeresstrande,
Und drehte das gesunde Licht
Beständig nach dem festen Lande:
»Hier ist Gefahr, vom Wasser nicht.«
In einem Nachen schwebt ein Schütze,
Legt an und trifft. Das arme Thier
Fällt nieder, schreiend: Wehe mir!
Wozu ist denn die Klugheit nütze?
Thor! wenn ein Auge dir gebricht,
So ists der Klugheit Fehler nicht.

VI.

DIE MÜCKE.

In eines leeren Fasses Schlunde
Wuchs aus den Hefen auf dem Grunde
Ein kleines Völklein auf. In diesen Raum gebannt,
Durchkroch, durchwühlt' es nur der Hefen feuchte Masse
So viel ihm nöthig war, damit es Nahrung fand.
Kurz, ein Geschlecht starb hin, und ein Geschlecht entstand,
Und Niemand fiel es ein, daſs auſser diesem Fasse
Ein andrer Raum sich denken lasse.
Ein einzig Mücklein zeigte früh
Ein philosophisches Genie,
Erforschte die Natur der Tonne, die Distanzen,
Die Höhen, die Gestalt des Ganzen,
Errieth, bewies, sein Faſs, die Erde sei
Ein vorn und hinten plattes Ei.
Einst, als es, stets erpicht auf Lehre,
Des Fasses Vordergrund durchkroch,
Gerieth es an ein kleines Loch,
Den Eingang einer engen Röhre.
Es drängt sich durch den offnen Hahn,
Und kömmt an seiner Mündung an.
O welch ein Schauspiel für die Mücke!
Der Welten mehr als hundert Stücke,

In welcher schönen Symmetrie!
Wie reine Luft umfliefset sie!
Was für ein Glanz strömt von dem prächt'gen Sterne!
(Des Kellers schmutziger Laterne)
Das ganze Weltall seh' ich hier.
Gesegnet seist du, Wifsbegier!
Du führtest mich, du zeigst mir alles heller. —
Im Fasse steckt das Volk, der Philosoph im Keller.

VII.

DER BAUER UND DER FUCHS.

Ein hart gejagter Fuchs kam einst zu einer Hütte,
Vor welcher gleich ein Bauer stand,
Der Lagerholz in Büschel band.
»Gewähre mir aus Mitleid eine Bitte:
»Verbirg mich, bis die Hunde sich zerstreun,
»In deinem Haus'!« — Ihn läſst der Bauer ein. —
»Auch schwöre mir, auf alle Fragen
»Der Jäger, nicht ein Wort von mir zu sagen.«
Er schwört. Sie kommen. »Freund, kam nicht ein Fuchs hier-her?
»Ein Trinkgeld, wenn du weiſst, wohin er sich geschlagen!« —
Er schweigt. Wer wird den Meineid wagen?
Doch statt der Worte, weiset er
Mit Fingern und mit Blicken auf die Hütte.
Die Jäger merken nicht darauf,
Und setzen den gehemmten Lauf
Im Walde fort. Kaum sind sie hundert Schritte
Davon, so kriecht mein Fuchs heraus.
Zieht aus, und schweigt. — Infames Thier! mein Haus
Gestatt' ich dir, ich rette dir das Leben,
Und du, so bricht der Bauer aus,
Du fliehest, ohne mir nur einen Dank zu geben.

Der

Der Fuchs zu ihm sich wendend spricht:
Wahr ist's, die Zunge schwieg; doch was die Jäger nicht
Gesehen, sah doch ich. Dir möcht' ich, falscher Wicht!
Die Augen aus dem Kopfe reissen,
Die Finger von den Händen beissen:
Denn bessern Dank verdienst du nicht.

VIII.

DER AFFE.

Ein Affe kam zum ersten Mahl
In einen reich geschmückten Saal
Voll Spiegel und gemahlter Stücke.
Ein schöner Kopf, mit einer Staatsperücke,
Das Bild von einem General,
Dem Vetter seines Herrn, fällt ihm ins Aug'. Er stutzet:
»So war ich neulich aufgeputzet,
»Mein Bildniss, ganz gewiss!« Sein zweiter Blick
Trifft einen Spiegel. »Welche Fratze!
»Was für ein Höcker! welche Tatze!
»Das ist wohl ein Familjenstück.«

IX.

DER HIRTENJUNGE.

Ein Hirtenjunge sass, und sah die Schafe weiden.
»Sieh doch, das liebe, sanfte Vieh!
»Ein wenig Gras, so leben sie.
»Von ihnen hat kein Thier zu leiden,
»Wie von der Wölfe tollen Brut,
»Den Wütrichen; die brauchen Lämmerblut.
»War es so nöthig, dass die Erde
»Der Ungeheuer Rotte trug?
»Warum wies ihnen Gott nicht so, wie meiner Heerde,
»Auch Gras zur Nahrung an? für beide wächst genug.
So denkt er. Plötzlich steht mit höhnischer Geberde
Ein Genius vor ihm, berührt ihm Aug' und Ohr.
Als ob von jenem sich ein Flor,
Ein dichtes Fell von diesem zöge,
So scheint's ihm. Schärfer sieht und hört er, als zuvor.
Den kleinsten Halm sieht er von tausend Thierchen rege,
Und ihr Gewinsel steigt nunmehr zu ihm empor:
»Flieht, Kinder, flieht! die Lämmer kommen.
»Zu Millionen schlinget euch
»Ihr mörderischer Schlund. O! wären sie dem frommen,
»Dem sanft gesinnten Wolfe gleich!
»Der schadet niemals unserm Stamme.
»Ihr Götter! rächt durch ihn uns an dem grassen Lamme!

X.

DIE ÄHREN.

Bei einer hohen, schlanken Ähre
Stand mit gesenktem Haupt der reifen Schwestern Schaar.
Den steifen Wuchs hält jene sich zu Ehre.
Ein herrliches Verdienst, fürwahr!
Erwiedert die gebückte Schaar.
Dein Hochmuth kömmt von deiner Leere,
Bescheidenheit von unsrer Schwere.

XI.

DAS SAHRCHEN UND DER CHAMÄLEON.

Das Sahrchen, der Chamäleon,
Zwei Freunde, sprachen von den Launen.
Gott sei's gedankt, ich weiſs fast nichts davon,
Ich bin mir immer gleich, sprach der Chamäleon:
»Dir immer gleich? Nun das ist zum Erstaunen.
»Wie? wirklich glaubst du das von dir?
»Und dennoch giebts, verzeih es mir!
»Kein so veränderliches Thier,
»Als du.« — Die allgemeine Sage
Schreibt mir den Fehler zu, spricht jener; doch die Frage
Ist nur, geschieht's mit Recht? Zwar weiſs ich wohl, es scheint
Als spräng' ich stets vom Grauen zu dem Braunen,
Zum Gelben, und so fort. Sind dieses meine Launen?
Kömmt es von mir? Mit nichten, Freund!
Das kömmt von auſsen her, das kömmt von tausend Fällen.
Laſs alles um mich her von gleicher Farbe stellen,
Laſs mir stets gleiche Luft, und gleiche Wärme zu,
So bin ich stets der nehmliche, wie du.
»Mag sein! doch was nun auch für Dinge mich umgeben,
»Ich bleibe grau durchs ganze Leben.«

---

*) Sahrchen, oder kleine Sahrbache, schwarzes Pappelbäumchen.

XII.

JUPITER, APOLLO, MOMUS.

Apollo sang bei einem Götterfeste,
Sang wunderschön. Ihm klatschten alle Gäste.
Er (wie nun Sänger sind) fängt sich zu rühmen an:
In dem Olymp, diefs müfst ihr alle sagen,
Hat keiner noch es mir zuvor gethan.
Vom Götterwein erhitzt fängt drauf Kronion an:
Wahr ists, das Gurgeln, Trillerschlagen
Hab' ich noch nie versucht. Für Joven zu gering
Schien mir die leere Kunst. Jedoch ein leichtes Ding
Wär' es vermuthlich mir, dem Gott der Götter,
Dem Allgewaltigen. Beim Worte nimmt Apoll
Ihn gleich, und Momus ists, der beide richten soll.
Zevs räuspert sich, fängt an, brüllt wie ein Donnerwetter.
Die Damen halten sich die Ohren ängstlich zu;
Er lacht, und brüllet fort. Nein, Zevs! ruft ihm der Spötter,
Lafs diesen singen, donnre du!

XIII.

DER LÖWE UND DER FUCHS.

Zum Redner war der Fuchs bestellt,
Auf seinem Zuge durch die Welt
Des Löwen Majestät in Wälschland zu begrüßsen.
Herr Reineke, halb Schranze, halb Pedant,
Mit dem Geschmack der Mächtigen bekannt,
Liefs Lob und Preis in vollen Strömen fliefsen.
Er übertrieb so sehr die alte Rednerart,
Die Tugenden ein wenig zu erhöhen,
Die Fehler selbst zu Tugenden zu drehen,
Dafs sein Panegyrik fast zur Satire ward.
Die Lippen beifsend steht die Menge
Und den empörten Blick der Erde zugekehrt.
Der Löwe selbst, zuerst nur in der Enge,
Ergrimmet nach und nach, springt endlich auf, und stört
Die Rede so: Dank sag' ich dir, Geselle!
Wenn alles Wahrheit ist. Doch streust du Lügen ein,
Dann .... (Jeder fürchtet schon, er pack' ihn bei dem Felle)
Dann .... ja! dann mag dirs Gott verzeih'n!

So sehr man auch die Lobgier unterdrücket,
So hört man immer doch den Schmeichler nachsichtsvoll.
Diefs ist der Fleck, wo es uns alle jücket,
Und wer ihn kratzt, der thut uns wohl.

XIV.

DER SPECHT UND DER AUERHAHN.

Der Unerfahrne hält für Sicherheit
Gerade das, was ihm am nächsten dräut.
Wie ruhig bleibst du hier auf deinem Aste sitzen!
So sprach der Specht zum jungen Auerhahn.
Sieh dort den schlecht versteckten Schützen.
Dir ist sein Pfeil bestimmt, er setzt den Bogen an.
»Wie thöricht! Weit gefehlt, dafs dieser gute Mann
»Sein Eisen mir entgegen schicke,
»Sieh hin, er zieht es ja zurücke.« —
Die Saite klingt, der Pfeil durchjagt den Auerhahn.

XV.

DER JUNGE HUND.

Der Morgen graut, der Jäger stößt
Ins krumme Horn, und aufgelös't
Zerstreuen sich die waidgerechten Hunde,
Und schnüffeln stumm in dem bethauten Grunde.
Ein junger Hund, der itzt zum ersten Mahle nur
Mit ihnen läuft, ahmt ihre Rolle
Geschäftig nach, beriechet jede Scholle.
Umsonst; man findet keine Spur.
Der Lehrling, müde mehr zu schweigen, giebt das Zeichen
Des Fundes, und mit Keichen
Läuft alles hin, und sucht, und findet nichts,
Und lacht des plauderhaften Wichts.
Doch er beharrt im eitlen Bellen.
Der Jäger kömmt, packt den Gesellen,
Und gerbt ihn wacker durch, und spricht:
Da! merke dir: wenn zu erfahrnen Alten
Ein junger Tölpel kömmt, so ist es seine Pflicht
Zum wenigsten das Maul zu halten.

XVI.

XVI.

DER BAUER UND DER ESEL.

Mit seinem schwer beladnen Esel kam
Ein Bauer aus der Stadt, und nahm
Den Weg zurück nach seiner Hütte.
Bei langer Weile, sachtem Schritte,
Sann er der kleinen Wirthschaft nach,
Was er nunmehr gekauft und was ihm noch gebrach.
»Mein alter Schornstein stehet schräge,
»Ich brauche Ziegel ihn zu bau'n;
»Auch Holz mufs ich mir morgen hau'n.» —
Von ungefähr erblickt er hart am Wege,
Wo sonst ein kleines Höfchen stand,
Nun einen leeren Raum. Das Haus war abgebrannt.
Im Schutte sieht er noch berauchte Ziegel liegen.
»Ha! Niemand will sie mehr? Noch taugen sie für mich.
»Ein Dutzend Ziegel lassen sich
»Noch wohl zur Last des Esels fügen.»
Nach beiden Seiten gleich vertheilt er sie.
Der Zuwachs biegt des Esels Knie;
Doch seine Kräfte rafft das gute Vieh
Zusammen, stellt sich fest, versuchts, und trippelt weiter.
Verschiedne hingestreute Scheiter
Erblickt nun Hans im gehn, die kurz zuvor

Von seinem Wagen Holz ein andrer Hans verlor.
»Ha! noch ein guter Fund! So weniger zu hauen!« —
Auch diese wirft er auf den Grauen,
Der jedesmal, wenn er ein neues Scheit empfängt,
Erzittert, knickt, den Kopf noch tiefer senkt.
Kaum kriecht er, kaum genügen Bein' und Rücken
Der Überlast. Gleich stand die Sonne hoch.
Hans zieht den Kittel aus: »Auch diesen trage noch!
»Der wird dich nicht danieder drücken.« —
Gefehlt! Der Esel kann nicht mehr,
Er fällt. Der Bauer faſst den Knittel ihn zu schlagen:
»Wie, Fauler! Holz und Steine kannst du tragen,
»Und findest nun den Rock zu schwer?« —
Wie ungerecht! versetzt das Thier. Bedenke, Lieber!
Ein volles Faſs läuft auch durch Einen Tropfen über.

XVII.

DIE EULE.

Den Adler hatte kaum der Götter Gott ernannt
Mit seinen Blitzen ihn zu tragen,
So wurden Juno's stolzem Wagen
Gleich ein Paar Pfaue vorgespannt,
So lernten unter Venus Hand
Zwei Täubchen die Geschirre tragen.
Nur Pallas säumte lange Zeit
(Was sind ihr Mode, Stolz und Neid?)
Sich einen Vogel auszuwählen,
Bis sie, nach öfteren Befehlen
Des Vaters, ihre Schaar mit kaltem Blick durchlief,
Und nun die Eule zu sich rief.
　　Wie? fand sie keinen Vogel schöner?
Diefs nicht: allein die Eule war
Das Kriegeszeichen der Athener,
Des Volkes, das ihr immerdar
Ergeben, stets ihr Liebling war.
Noch mehr: auch Mitleid trieb die Tochter des Kroniden
Hierzu. Der Vögel tolle Schaar
Liefs nie das arme Thier in Frieden.
Die Göttinn endigte die Qual
Der Dulderinn durch ihre Wahl.
Doch kaum wird sie bekannt, so fragt man mit Erstaunen:
Wie? diese Mifsgeburt zieht uns Minerva vor?

Den allgemein gehafsten Braunen,
Recht uns zum Trotz? Hat selbst die Weisheit solche Launen?
So läuft der Spott von Ohr zu Ohr.

Nichts desto weniger verfügen ganze Chöre
Sich zum Olymp. Man wünscht der neuen Excellenz
Mit einem tiefen Reverenz
Zu ihrer Stelle Glück, versichert ihr auf Ehre,
Man habe sie im Herzen stets verehrt,
Und schätze sich nunmehr auch ihrer Gnade werth.
Die Eule, mit der Staatsperücke
Und der gebognen Nase, schielt
Sie majestätisch an, und spielt
Die Günstlingsrolle mit Geschicke,
Übt Freundlichkeit und Würde sonder Zwang;
Kurz, sie behauptet ihren Rang
Mehr als zwei tausend Jahre lang.

Doch Zeit und Neuerer und Spötter
Verjagen endlich selbst die Götter
Von dem Olymp. Kein Mars, Merkur, noch Jupiter,
Noch Juno, noch Minerva gelten mehr.
Mit ihnen fällt der heil'gen Vögel Ehre.
Sie nehmen in dem Federheere
Die alten Stellen wieder ein.
Doch auch der alte Hafs entbrennt in diesen wieder:
Vom Habicht bis zum Zeisiglein
Stürzt alles auf die Eule nieder,
Und zaus't sie hier, und rupft sie dort,
Und treibt bis heute noch das Spiel beständig fort.

XVIII.

L I P S.

Vom Knecht erhob sich Lips, der Schustersohn,
Durch Glück und Kniffe zum Baron.
Jetzt bläht er sich im reichen Kabinette,
Und windet sich im seidnen Bette,
Übt Strenge, wie man sie einst gegen ihn geübt,
Freigebigkeit nur dann, wann sie zu reden giebt.
Aus Mode hielt er auch Mätressen.
Einst, als er gleich beim Spiel verlor,
Ward des Verspruches Zeit vergessen.
Doch itzt besinnt er sich, fährt von dem Stuhl empor,
Und ruft: Geschwind! fahrt mit dem Wagen vor!
Man läfst es sich nicht zweimal sagen.
Er eilt zerstreut hinab. Schon jagt in vollem Lauf
Der Schimmel Zug daher; man öffnet ihm den Wagen,
Und der Baron — steigt hinten auf.

XIX.

DER PALAST.

Seit tausend Jahren stand ein Gothischer Palast,
Und war den Mäusen und den Ratzen
Seit tausend Jahren her verhasst:
»Welch eine plumpe Marmorlast!
»Nicht ein bequemes Loch! ein Aufenthalt der Katzen!
»Was hat der Menschen Brut gedacht,
»Als sie das dumme Ding (doch wohl für uns) gemacht?
»Sie, die noch oben drein des lieben Gottes Gaben,
»Getreid und Speck, vor uns verriegelt haben.«
Das Völklein hatte stets mit unermüdetem Zahn
Seit tausend Jahren her die Mauern untergraben,
Und was sein Eifer nicht gethan,
Thut nun die Zeit: das Haus fängt sich zu senken an;
Ein schneller Erdenstofs erschüttert
Es vollends; Alles fällt, zersplittert:
Geräth, Gemäuer und Getreid
Liegt nun vermischt, zertrümmert und zerstreut:
Ein Klumpen ohne Form. Aus seinen Löchern schlüpfet
Das graue Volk hervor, durchrennet und durchhüpfet
Den Schutt, hält einen Rath: »Ja, das ist nun ein Haus,
»Wie sichs gehört. Schickt Boten aus,
»Die Völker alle zu belehren,
»Sie sollen jeden Bau der alten Art zerstören,
»Und einen Plan von uns begehren!«

XX.

DIE ZWEI BÄCHE.

Zwei Bäche, Kinder Einer Quelle,
Nachdem sie lange brüderlich
Fast Hand in Hand geflossen, theilten sich,
Und wählten jeder seine Stelle.
Der Ältre sprach: Das Thal dort unten reizet mich.
Mit langer Mühe drängt er sich
Hindurch. Bald muſs er Wurzeln unterwühlen,
Bald Kiesel aus dem Wege spühlen.
Beharrlichkeit siegt endlich, und er flieſst
In seinem, rauhen zwar, doch ganz bequemen Bette,
In welchem ihn der frohe Bauer grüſst.
Der Äcker und der Wiesen lange Kette
Beschleimet er, der Bäume Zucht
Treibt er empor, verdoppelt ihre Frucht,
Stöſst hier der Mühle Rad, wird dort zum Fischerteiche,
Schafft Überfluſs umher, im ganzen kleinen Reiche.
Ein stolzer Garten nimmt den jüngern Bruder auf.
Der Herr begegnet ihm mit fröhlichem Empfange:
»Solch einen Gast wünscht' ich mir lange.« —
Kanäle nach der Schnur und in gemeſsnem Hange
Gräbt man für ihn. Zwar kurze Zeit
Muſs er in engen Röhren flieſsen;

Doch um zuletzt mit gröſsrer Herrlichkeit
Aus einem Marmorberg' empor zu schieſsen.
Von seiner Höhe blickt er einst voll Übermuth
Hinab ins Thal: Sieh! was aus mir geworden!
O Bruder! hörest du das Rauschen meiner Flut?
Nur Höflinge mit Schlüsseln und mit Orden
Läſst man zu mir. Auch diese bleiben stehn,
Mich mit Bewundrung anzusehn.
O! glaube nicht, daſs ich dich drum beneide,
Spricht jener. Zwang und Pracht ergetzen dich,
Natur und Freiheit bringt mir gröſsre Freude.
Dich staunt der Höfling an, der Landmann segnet mich.

XXI.

XXI.

DIE ALMOSEN.

Zwei Britten wollten einst im Stillen
Ein Christliches Gelübd' erfüllen,
Das sie in einem Sturm gethan.
Sie wollten jeder zwanzig Pfunde
Dem Armuth weih'n. Sie setzen Tag und Stunde
Zum Liebeswerk und zur Berechnung an.
Der Eine nimmt die zwanzig Pfunde
In Golde zu sich; dem gefällt
Zu seinem Zwecke kleinres Geld.

Sie gehen aus nach Armen, Kranken, Krüppeln.
(So sieht man selten in der Welt
Die Leute durch die Strassen trippeln.)
Der Abend kömmt, und beide stellen sich
In einem Gasthof ein. — »Nun, mein Geschäft hab' ich
»Geendigt. Hier ist mein Register:
»Drei Kronen gab ich an den Küster
»Der Pfarre zum Vertheilen, dort
»Drei Schillinge, hier sieben, und so fort.
»Summa Summarum: zwanzig Pfunde.» —

Der Andre hört ihn ernsthaft an.
Ich, spricht er, habe nichts gethan,
Und trage noch zu dieser Stunde

Die Summe ganz bei mir. Nach einem andern Grunde
Verfuhr ich. Einem nur allein
Wollt' ich durch eine tücht'ge Gabe
Auf lange Zeit behülflich sein; —
Doch einem Würd'gen, den ich nicht gefunden habe.

Für einen Dienst von solcher Wichtigkeit,
Erwiedert ihm sein Freund, zeigt die Gelegenheit
Sich selten nur. Laſs uns für mindre Gaben
Stets kleines Geld im Beutel haben!

Die Regel paſst nicht auf das Geld allein.
Durch eine groſse That sich würdig zu erheben,
Ist seltnes Glück; im Kleinen gut zu sein,
Kann täglich sich der Fall begeben.

XXII.

DIE WÜNSCHE DES ESELS.

Ein junger Esel sollte nun
Bei einem Gärtner Dienste thun.
Es war im Mai. Der frühen Blumen Heerde
Packt man, in Töpfen, mit der Erde,
Ihm täglich auf, und treibet ihn,
Damit zum nahen Städtchen hin.
»Das schwere Zeug! Wer mag doch Lenz und Blumen lieben!
»O Sommer, komme bald!« — Er kömmt, die Ruhe nicht.
Man giebt dem Grauen Kohl, Salat und Rüben
Zu schleppen: schwerer, da die Sonne heifser sticht.
»Geduld! der Herbst macht dieser Qual ein Ende.« —
Ihr Knechte! ruft im Herbst der Gärtner, regt die Hände!
Das Obst den Bäumen abgepflückt,
Und tücht'ge Lasten nach der Stadt geschickt!
»Ein neues Kreuz! doch in den Wintertagen
»Giebt mir gewifs die Erde nichts zu tragen.
»O Winter, eil' herbei!« — Der Winter schleicht heran:
Dem Knechte wird nun anbefohlen
Zweimal im Tage Mist zu holen.
»Nun Mist? und zweimal gar? O Lenz, komm bald heran!«
Der Knabe wünschet sich zum Jüngling, der zum Mann;
Der Alte finge gern beim Knaben wieder an.

XXIII.

DER RIESE UND DER ZWERG.

Auf seinen Schultern trug ein Riese
Ein Zwerglein. Dieses sprach: Am Rande jener Wiese
Siehst du das Thürmchen? — Nein, erwiedert ihm der Riese.
Das glaub' ich, denkt der Zwerg. Ich, der ich höher bin,
Ich sehe freilich weiter hin.

So reiten wir die lieben Alten,
Sie, gegen die wir uns für groſse Geister halten.

XXIV.

DER EICHHASE UND DER HUND.

Aus seinem Wald' in einen Bauer
Verpflanzet, ward an einer Küchenmauer
Ein Eichhas' aufgehenkt, der sein beweglich Rad
Den ganzen langen Tag bald vor- bald rückwärts trat.
Ein müder Hühnerhund schleicht einst sich in die Küche;
Er bettet sich beim Rest der Glut,
Er dehnt sich aus, er ründet sich, und ruht.
Der Tagedieb! wenn ich ihm gliche,
Wer triebe dann die Walze hier?
Ruft jener aus. Sieh her, und folge mir! —
Warum sollt' ich der Ruhe nicht genieſsen?
Versetzt der Hund. Auch sie hat ihre Zeit,
So wie der Fleiſs: und den laſs ich mich nicht verdrieſsen,
So bald er nützen kann. Sechs Hühner bracht' ich heut;
Doch du mit deinen hurt'gen Füſsen
Treibst müſsige Geschäftigkeit.

XXV.

DIE ZWEI FRÖSCHE.

Zwei Bürger einer Pfütze,
Zwei Frösche, durch die Hitze
Aus ihrem trocknen Sumpf verbannt,
Durchhüpften Wald und Land,
Und suchten neue Sitze.
Der Eine kam an eines Brunnens Rand,
Und sah das Nafs im Grunde.
O der beglückten Stunde!
Rief er. Wie kühl und rein
Mag dieses Wasser sein!
Komm, Lieber, springe mit hinein!
Thor! sagte sein Gefährte,
Halt ein! Bedenke doch:
Wenn nun die Sonne noch
Auch diese Flut verzehrte,
Wie kämst du wieder aus dem Loch?

XXVI.

DIE ZWEI DROSSELN.

Es war ein Miſswachs in den Feigen.
Zwei Drosseln fühlten sich durch Hungersnoth
Die Eine fast gelähmt, die Andre kaum nicht todt.
O Schwester! willst du mir den letzten Dienst erzeigen?
So spricht die Sterbende: nimm deine Kräfte doch
Zusammen, irgends findst du noch
Vielleicht ein paar verborgne Feigen;
Nur einen Schnabel voll. Wer weiſs,
Es rettet mich. Doch, Schwester, nur geschwinde! —
Die Schwester macht sich auf, verspricht ihr allen Fleiſs.
Und wenn ich auch nur Eine finde,
Dein soll sie sein. Miſslinget mir
Der Flug, so kehr' ich um und sterbe neben dir.
Sie strengt die Flügel an, schwebt wankend hin und wieder,
Und läſst sich nun in einem Garten nieder.
Das Treibhaus stehet aufgedeckt;
Ein Baum, der voller Feigen steckt,
Fällt ihr so gleich ins Auge. Glück zum Funde!
Hier ist genug für Kranke, für Gesunde.
Sie flieget hin und pickt und pickt,
Bis sie vor Fülle fast erstickt.
Zur Schwester nun! — Doch schwer bin ich. Die Abendstunde

ist da. Wer flieget gern bei Nacht?
Ich bleibe hier, so kann ich morgen
Mich für den Tag mit Speise gleich versorgen,
Und bring' ihr, ehe sie erwacht,
Ein reiches Mahl hin, eine Göttertracht.
Sie schläft auf dem bequemsten Zweige
Mit vollem Bauch den tiefsten, längsten Schlaf,
Und wacht nicht eher auf, als bis das laute Schaf
Schon auf der Wiese blökt. Gechwind noch eine Feige
Für mich, und diese dann dem Schwesterchen. Sie fliegt
Nun rascher: doch die Schwester liegt
Schon rücklings mit gekrümmter Klaue,
Und schickt den kleinen Geist ins Blaue.
So ists! am meisten zaudert man,
Wenn man am schnellsten helfen kann.

XXVII.

DER KARAVANSERA.

Ein junger Derwisch ging auf Reisen aus. Er kam
Nach Balk, und fand sogleich, zu seiner grossen Freude,
Ein langes, stattliches Gebäude,
Das er für den Karavansera nahm.
Er kehret ein, fasst seinen Posten
In einem leeren Saal. – Was doch die Königsstadt
Für gute Pilgerhöfe hat,
Verglichen mit den übrigen im Osten!
Zum Teppich wird der Mantel hingestreut,
Er lös't den Bündel auf, bereit
Sein mitgebrachtes Mahl zu kosten,
Als plötzlich ein Getös' ihn stört.
Die Thüren fahren auf, er hört
Gewehre klingen, hört die häuf'gen Tritte
Der Gehenden. Es kömmt in der Trabanten Mitte
Ein Mann, vor allen reich geschmückt,
Und dem ein Diadem die schwarzen Haare drückt.
Ein Wächter, der den jungen Mönch erblickt,
Tritt aus dem Gliede, streckt dem Gaste
Die Pike dar: Verwegner, fort mit dir!
Beträgt man sich so dreist im fürstlichen Palaste? —
»Diess, der Palast? Verzeihet mir,

»Ich wufst' es nicht. Ich dachte hier
»In einem Pilgerhof zu liegen.» —
Der König hört den Lärm, sieht hin, bleibt stehen, fragt,
Vernimmt den Vorfall, lacht und sagt:
Der Narr! wie kann man sich auch so betriegen?
Beschämt, gereizt durch Weisheit sich
Zu rächen, spricht der Mönch: Darf ich,
O Herr! nur wenig Worte wagen?
Wer wohnte hier in ältern Tagen
Mein Vater. — Und vor ihm? — Sein Vater. — Jetzund? —
Ich. —
Nach dir? — Mein Sohn. — Ie nun! Ich denke,
Ein Haus, das seinen Herrn so oft geändert hat,
So oft noch ändern wird, ist in der That
Nichts mehr, als eine Pilgerschenke.

XXVIII.

APOLLO UND MERKUR.

Apoll und Majens Sohn, aus dem Olymp verjagt,
Vom Hunger und vom Durst geplagt,
Mit leerer Hand, und doch dem Bauerkittel,
Der Schaufel gram, ersannen sich ein Mittel
Zum Unterhalt das nöth'ge Geld
Mit leichtrer Mühe zu verdienen.
In einem Städtchen wird ein Schauplatz aufgestellt.
Auf der Trompete Ruf versammelt sich vor ihnen
Ein dichter Schwarm. Ihr Herren! ruft Apoll,
Nach Art der Wälschen Bänkelsänger,
Seht ihr diefs Elixier? Ein Fläschchen voll,
Wer Gold dagegen wägt, der kauft es nicht zu theuer.
Heut geb' ich es für einen Dreier.
Fragt einer nun, was denn des Wassers Tugend ist?
Antwort: Nach Stands Gebühr geehrte Herren, wifst,
Wenn jemand noch so dumm, so albern ist,
Und ich vor ihm das Fläschchen nur entpfropfe,
So fliegt der Witz ihm nach dem Kopfe,
So wird er ein Poet, ein Staatsmann, ein Sophist,
Was ihm alsdann am liebsten ist.

Apollo steht und harrt mit seiner Flasche.
Kein Bürger greifet nach der Tasche,

Kein Tüchlein fliegt herbei. Nun tritt Merkur hervor,
Und spricht: Vergebt! mein Kamerad, der Thor,
Mifskannte ganz die Köpfe dieses Landes.
Bedarf wohl jemand hier Verstandes?
Er läuft euch auf den Strafsen nach.
Doch hier, mein Pülverchen wird euch viel besser nützen.
Personen, welche Geist besitzen,
Sind meistens am Gedächtnifs schwach:
Das Pulver stärket euch die Nerven
Des Hirnes. Eine Priese kann
Das stumpfeste Gedächtnifs wieder schärfen.
Die Dose schlag' ich nur zu einem Groschen an.
Jetzt fliegen Tücher her, und Geld von allen Enden;
Man reifset sich die Büchschen aus den Händen.
Merkur schiebt sich die Taschen voll,
Und seiner Gnade lebt Apoll.

XXIX.

DIE DREI WANDERER.

Aus einem dicken Walde fanden
Drei Wandrer keinen Weg. Sie standen
Und hielten Rath. — Zur rechten müssen wir
Uns drehn. — Zur linken, sag' ich dir. —
Nicht doch, ihr Herrn! da kommet ihr
Gott weiſs wohin. Nach allen Seiten
Laſst uns versuchen. Eine muſs
Uns endlich doch an einen Fluſs,
Auf einen Weg, zu einem Weiser leiten. —
Doch, wie es meistentheils in solchen Fällen geht,
Des Andern Rath verwirſt ein jeder, und besteht
Auf seinem. In verschiedner Richtung geht
Das erste Paar davon: doch jeder, seinen Gründen
Getreu, verfolgt den Weg gerade fort. Zuletzt
Gelingt es beiden, sich dem Walde zu entwinden.
Der Dritte, der sich klüger schätzt,
Läuft hin und her, nach allen Winden,
Bald vorwärts, bald zurück. Geduld! ich finde doch
Zuletzt den rechten Weg. Er sucht, und suchet noch.

Du zweifelst zwischen zwei Methoden? halt an Eine
Dich fest; sie führet dich stets sicherer als Keine.

XXX.

DER FUCHS UND DAS STACHELSCHWEIN.

Einst rühmte sich der Fuchs beim Stachelschwein:
Erfinderisch bin ich, und weiſs gleich hundert Wege
Mich von den Feinden zu befrei'n;
Du aber scheinest mir an Geiste stumpf und träge.
Zum Schutze brauchest du den Stachel stets allein!
Hier hören sie den Laut der Hunde.
Der Fuchs entläuft. Das Stachelschwein
Ballt sich, bewaffnet sich, liegt ruhig auf dem Grunde.
Puſs billt es an, läſst ab, und rennt dem Fuchse nach.
Den sieht der Igel itzt durch Feld und Büsche fliegen,
Durch Schläge die Verfolger triegen.
Allein zuletzt, erschöpft und schwach,
Fällt er. Der Jäger Schaar eilt auf ihn zu mit Knitteln.
Was hast du nun von deinen hundert Mitteln?
Ruft jener. Sie verrathen dich.
Mein einziges, doch sichres rettet mich.

XXXI.

DER KREUZER UND DER DUBLON.

Einst trafen sich ein Kreuzer, ein Dublon
Von ungefähr in einem Beutel.
Der goldne Ritter, blank und eitel,
Sprach dem unreinen Bürger Hohn.
»Wie kamst denn du hierher zu stecken?
»Mit was für Leuten man doch öfters leben muſs!
»Willst du des Grafen Hand beflecken?
»Was bringst du ihm für Ehre, für Genuſs?» —
Der Kreuzer schweigt. Im Augenblicke
Ergreift der Graf die beiden Stücke, —
Und theilt sie aus. Ein Armer kriegt
Den Kreuzer. Dank und Segen fliegt
Dem Geber zu. Das Gold empfängt ein Kind der Freude,
Und giebt dafür ihm ein Geschmeide,
An dem er noch danieder liegt.

XXXII.

DER PHILOSOPH UND DER BAUER.

Von einem schrecklichen Orkan
Ward ein beschädigt Schiff am Ende gar zerschlagen;
Doch kamen von dem Mast getragen,
Ein Philosoph, ein Bauersmann,
Des Volkes ganzer Rest, auf einer Insel an.
Nichts hatten sie, kein Geld und keine Speise,
Nur seine Wissenschaft der Weise,
Der Bauersmann sein Beil. Sie hielten unter sich
Gemeinschaftlichen Rath. »Der Hunger tödtet mich,
»Macht mich verzweiflen.« — Wie, Kleinmüth'ger! drücket dich
Ein augenblicklich Übel nieder?
(Der Weise wars, der dieses sprach)
Mir ahnt im Gegentheil, hier find' ich tausendfach
Das Wenige, was ich verloren, wieder.
Siehst du die Mauern jener Stadt?
Ich setze nun, dafs sie zehn tausend Bürger hat,
Die keinen Weisen je gesehen, noch gehöret,
Und jetzt kömmt einer an, der sie
Moral, Physik, Astronomie,
Und hundert andre Künste lehret,
Sie aufklärt, besser macht, sich Liebe, Ruhm erwirbt,
Glaubst du, dafs solch ein Mann bei ihnen Hungers stirbt?

»Mag

»Mag sein! Allein diefs zielt ins Weite;
»Wir, Herr, wir brauchen Brot auf heute.
»Hilf uns durch Wissenschaft aus gegenwärt'ger Noth,
»Sonst sind wir morgen beide todt.» —
Der Weise sinnt, und sinnt vergebens.
Der Weisheit ganzer Schatz weis't ihm kein Mittel an,
Das ihm zur Fristung seines Lebens
Nur einen Heller schaffen kann.
Der Bauer lächelt: »Nun mit allem deinem Wissen,
»Wird doch mein dummes Beil uns beide retten müssen.» —
Er geht in den nicht fernen Wald,
Fällt Holz und bindet es zu Wellen *),
Schleppt sie zur Stadt, verkauft sie bald,
Und sättigt sich und den Gesellen.

---

*) Eine Welle, ein Bündel Reisholz, im gemeinen Leben, so wohl Ober- als Niederdeutschlandes, ein Reisbundel; im Festungs- und Wasserbaue, eine Faschine. Adelung im Wörterbuche

---

XXXIII.

DER CHAMÄLEON.

Zwei Wandrer zogen einst, mich dünkt, durch Afrika;
Theils um die Welt zu sehn, theils um mit Wohlbehagen
In ihrer Heimath einst zu sagen:
Ihr Herren! glaubt, was ich mit meinen Augen sah.
Die beiden Wandrer nun besprachen sich im Gehen
Von dem und dem, was sie gesehen,
Zuletzt auch vom Chamäleon.
Ein wundersames Ding! ich hörte viel davon,
Spricht Einer. Doch gehört ist lange nicht gesehen.
Wie sonderbar, wie mahlerisch!
Ein Eidexleib, dem Kopfe nach ein Fisch,
Ein langer Schwanz, vier Füsse mit drei Zehen,
Die Äuglein gelb wie Gold, und bei dem Wunderbau
Am ganzen Körper himmelblau. —
»Grün, willst du sagen, Freund! Aufmerksam und mit Musse
»Sah ich ihn heut im Gras' an einer Zeder Fusse.
»In allem andern ganz genau
»Nach deiner Schilderung, nur grün, nicht himmelblau.« —
Was? grün? Ich sah mit eignen Augen
Ihn heute noch in freier Luft
Mit offnem Munde Nahrung saugen,
Gebläht von reinem Morgenduft,

Und himmelblau. Grün hat er dir geschienen
Im Grase. — »Nicht doch, Bruder, nein!
»Grün war er. — Narr, mit deinem Grünen! —
»Narr magst du mir mit deinem Blauen sein! —
Ein Dritter geht vorbei. Man ruft ihn: Kommt und richtet!
Ist der Chamäleon grün oder himmelblau? —
»Ihr Herren, beides ist erdichtet« —
Wie so? was ist er? — »Dunkelgrau.« —
Hör, Bruder, hör! das ist zum Lachen!
Der will ihn gar zur Ratze machen.
Blau, guter Mann! — Grün, sag' ich dir. —
Der Richter murrt: »Nun, wenn ihr mir
»Nicht glauben wollt, so glaubt ihm selber. Seht ihn hier!
»In einem Felsen hab' ich ihn gefunden,
»Und in diess Schweisstuch eingebunden.«
Vom Gürtel lös't er es, er wickelt's auf. Der Kreis
Gafft hin, und stutzt: Das Thier ist hagelweiss.
Urtheile nie mit Selbstvertrauen.
Chamäleon ist was wir schauen.

XXXIV.

ÄSOP UND DER DICHTER.

Ein Dichter trat zum Phrygier;
Aus seinem epischen Gedichte
Las er ihm kleine Stellen her,
Und wollte, daſs er gleich vom Werth des Ganzen richte.
Wohl! spricht Äsop. Zuvor erlaube mir
Nur noch ein Wort. Im Hauptquartier
Der Stadt hab' ich ein Häuschen stehn, mein eigen;
Verkaufen möcht' ich es. Zwei Ziegel hab' ich hier,
Um sie als Proben dir zu zeigen.

XXXV.

DIE GEBURT DER MINERVA.

Gott Jupiter saſs einst mit hochgeschwollner Stirne,
Und klagte laut, und ächzte sehr:
Es tobt und hämmert mir abscheulich in dem Hirne.
Ruft mir einmahl Vulkanen her!
(Im Himmel war damals kein andrer Arzt als Er,
Der Grobschmied.) Hinkend, doch in Eile
Schleppt er sein Schmiedezeug herbei.
Er untersucht des Vaters Beule,

Und mit des Hammers scharfem Theile
Zielt er, holt aus, und schlägt ihm knacks! die Stirn entzwei.
O Wunder! Aus dem offnen Hirne
Springt, ganz gepanzert, eine Dirne
Mit Helm und Schild und Speer. Vulkans erfahrne Hand
Sucht nun durch Balsam, durch Verband
Die Wunde schleunig zuzuschliefsen,
Und unverzüglich strömt der Götter Schaar daher,
Theils den entbundnen Jupiter,
Theils seine Tochter zu begrüfsen.
Sie stehen da, und sehn entzückt
Die neue Göttinn an. Welch eine sanfte Stille,
Welch keuscher Ernst, welch eine Weisheitsfülle
Aus dem bescheidnen Auge blickt!
Wie schön sich diese Tracht zu dem Charakter schickt!
Nur Juno bricht in lautes Lachen
Bei der Bemerkung aus: »Ja! ganze Richter sind
»Die Männer in dergleichen Sachen!
»Welch eine Tracht für Jovens Kind?
»Was sollen Helm und Speer und Panzer einem Weibe?
»Ich will sie kleiden. Komm, Minerva, komm mit mir!« —
In ihrem Zimmer reifst sie ihr
Den Helm vom Haar, den Panzer von dem Leibe.
Ein Diadem, ein goldgesticktes Kleid,
Ein Zepter und ein reich Geschmeid'
Ist nun ihr Putz. So führt die Göttinn sie zurücke.
Die Götter lächeln: Nein, diefs läfst ihr unbequem,

Weit besser schickte sich zu dem bescheidnen Blicke
Der tiefe Helm, als dieses Diadem.

Ihr Herren! ruft die listige Dione,
Ich kenn' euch schon. Ich weiſs welch einen Anzug ihr
Vor allen andern liebt. Minerva, folge mir!
Sie reiſst ihr die gezackte Krone
Vom aufgelös'ten Haar, den Demant von dem Ohr;
Statt des Gewands umflieſst ein dünner Flor
Den halb verrathnen Leib, die zauberische Zone
Erhebt die junge Brust. Miſsmüthig und beschämt
Kehrt Pallas in den Saal zurücke.
Die Götter loben zwar den Wuchs mit feuchtem Blicke;
Doch, heiſst es, diese Tracht erfordert Scherz und Tücke.
Die Arme steht ja da durch Blödheit ganz gelähmt.
Nein, keines muſs sie sein, nicht nackt und nicht verbrämt.

Auch von Dianen, von Cybellen
Kömmt nun ein neuer Kleidungsplan.
Minerva sieht die Stücke traurig an.

Hört auf, das arme Ding so zu verstellen!
Spricht endlich Jupiter. Was soll der Tändelkram?
Laſst mir mein Kind, wie es aus meinem Hirne kam!

Miſsbrauche nicht, vermeſsner Dichter!
Dieſs Beispiel wider kluge Richter.
Nur wenn es eine Pallas ist,
Von welcher du entbunden bist,
Dann mag sie bleiben, wie sie ist.

XXXVI.

DIE MÜCKE.

In freier Luft sich wiegend, sprach
Die kleine, zart gebaute Mücke:
Hier stellt mir stets die Schwalbe nach.
Sie schlingt in einem Augenblicke
Der Unsern mehr als hundert Stücke.
Weit sichrer ist des Bauren Dach.
Sie fliegt hinein. Doch Spinneweben
Sieht sie an jedem Balken kleben,
Wo dürre Mückenkörper schweben.
»So schützt ihr Bauren euren Gast?
»Fort! nach des Edelmanns Palast!«
Schon summt sie in dem offnen Saale:
Der schöne Sitz! wo meiner Sicherheit
Nicht Progne, nicht Arachne dräut.
Der Abend kömmt. Zum angestellten Mahle
Wird schon die Tafel aufgedeckt,
Der grofse Leuchter angesteckt.
»Wie reizt mich dieser Glanz!« — Sie flieget hin, versenget
Die Flügelchen, und ruft, als sie am Wachse hänget:
In freier Luft, im Hüttchen dräuten mir
Nur äufsre Feinde mich zu morden:
Ich unbesonnene, bin hier
Im Schoofse dieser Pracht mein eigner Feind geworden.

XXXVII.

DAS GUTE LAND.

Ein Timon unsrer Zeit, ein Welt- und Menschenhasser,
Weil er in beiden Unbestand
Und häuf'ges Übel bei dem seltnen Guten fand,
Begab sich endlich auf das Wasser,
Und suchte sich ein neues Land.
Er kömmt an einer Insel Strand.
Hier, sagt man ihm, wohnt tief im Land
Ein Völklein von unschuld'ger Sitte.
»Wohl! setzt mich aus! In ihrer Mitte
»Find' ich vielleicht, was ich sonst nirgends fand.«
Recht hat er. Das ist ein vortrefflich Land!
Der Lenz, der lieblichste der Götter,
Verläſst den Thron des Himmels nie;
Es stören weder Wind noch Wetter
Der Elemente Harmonie;
Der immer grüne Schooſs der Erde
Trägt Früchte durch das ganze Jahr,
Der Bienenstock, die sichre Heerde,
Beut allen Milch und Honig dar.
Die Stille der Natur herrscht auch in allen Herzen.
Hier ist kein Heer, kein Zoll, und kein Gericht;
Hier weiſs man nichts von Mühe, nichts von Schmerzen;
Man braucht (so rein sind alle Herzen)

Man

Man braucht sogar der Tugend nicht;
Kein Unglück fürchtet man, und strebet
Nach nichts, und stirbt, wie man gelebet.
Der Angekommne sieht entzückt
An diesem so verborgnen Orte
Den langen Wunsch erfüllt. Er lernt des Landes Worte,
Und sucht nun eines für *beglückt,*
Um sein Gefühl an Tag zu geben.
Allein diefs Wort hat diese Sprache nicht.
Er leget aus, umschreibt. Man sieht sich an, und spricht:
Was meint er wohl? vielleicht das Leben?

XXXVIII.
DIE ZEDER UND DER STRAUCH.

Weit herrschend, einsam, stand auf einem offnen Raum
Ein schön gewachsner Zedernbaum,
Von keinem Blitz gesengt, durch keinen Sturm gebogen,
Des alten Berges ältster Sohn,
Und über dessen Scheitel schon
Jahrhunderte dahin geflogen.
Mifsgünstig stand nicht weit davon
Ein niedrer Strauch, und sprach: Zu welcher Höhe
Der Stolse sich erhebt! und wie verschmäht ich stehe!
Warum hat die Natur mich klein und krumm gemacht,

Und ihn so schlank? So sehr ich mich auch wende,
Gelang' ich dennoch nie zu solcher Pracht,
Zu solcher zirkelmäss'gen Ründe;
Und bin doch Holz, so gut als er.
Doch was Natur! das kömmt von seinem Neide her.
Er fürchtet meinen Wuchs, raubt mir die holden Blicke
Der Sonne, sucht nur, wie er mich ersticke.
Der Zeder flucht der Strauch, vernimmt zugleich
Des Beiles wiederholten Streich.
Er lauscht. Ein Meister kam, den edlen Stamm zu fällen,
Und ihn als Mastbaum aufzustellen.
Das Zwerglein sieht mit bittrer Fröhlichkeit
Des Wipfels Zittern, Wanken, Neigen.
»Ha! endlich kömmt auch meine Zeit!
»Nun kann ich ungehindert steigen.
»Mich ehrt man nun, mich liebt man auch.«
Die Zeder knackt und fällt, und sie zerdrückt den Strauch.

XXXIX.

DER HUND UND SEIN HERR.

Ein Hund war seinem Herrn entloffen,
Und wurde bald darauf an einem dritten Ort
Von diesem wieder angetroffen.
Warum (so fragt der Herr) liefst du vom Hofe fort?
Ich liebte dich so sehr, ich füllte dir den Magen
Mit Leber. Ach! fällt ihm der Hund ins Wort,
Nicht über deinen Zorn hatt' ich, o Herr, zu klagen;
Doch unbarmherzig ward ich immerfort
Von deiner Dienerschaft geschlagen.
Taub war dein Ohr; du wehrtest ihnen nie,
So sehr ich auch um Hülfe schrie.
Nun sprich: ob du mich selber schlugest,
Ob du die tolle Tirannei
Der Untergebenen vertrugest,
War es für mich nicht einerlei?

XL.

DAS PFERD UND DAS FÜLLEN.

Ein Füllen, das den ganzen Tag
Auf fetter Weide müſsig lag,
Beschnaubte nur den Klee mit stolzer Nase,
Fand Ekel an dem besten Grase.
Zu einem ältern Pferd, das mit zur Weide ging,
Sprach es: Weiſst du nicht eine Wiese,
Die beſsre Kräuter hat, als diese? —
»Ja wohl! doch weit ist sie.« — Die Sonne hing
Schon tief. Sie brechen auf. Durch dicke Wälder,
Durch schroffe Felsen, offne Felder
Läuft unser Mentor vor, und unser Telemach
Hüpft ihm erschöpft und keichend nach. —
»Kömmt nun die Wiese bald?« — Man langet
Als schon der Mond am Himmel hanget,
Auf einem Anger an. Und dieser Anger war
Gerade der, von welchem unser Paar
Vor wenig Stunden ausgezogen.
Das Füllen, durch die Nacht betrogen,
Erkennt die Stelle nicht. Das alte Pferd
Beginnt: Nun! hab' ich dir gelogen?
Nicht wahr, ein herrlich Gras, und wohl der Reise werth? —
»Ja wohl!« versetzt das Füllen wieder,

Wie Rosmarin und Thymian!
Es frifst, so viel sein Magen fassen kann,
Und legt sich, satt, zur Ruhe nieder.
Der junge Tag beginnt den Lauf,
Und fröhlich wacht das leckre Füllen auf,
Sieht um sich her, erkennt die alte Wiese. —
„Wie? kamen wir im Traum zurück? Wo ist das Gras,
„Das ich mit solcher Wollust frafs?"
Kein andres Gras und keine Wiese,
Erwiedert ihm das Pferd, hast du gesehn, als diese.
Durch einen Umweg nur hab' ich bei blinder Nacht
Dich auf den alten Fleck gebracht.
Allein, mein Sohn, du trabtest hart und lange:
Diefs hat das Gras so süfs gemacht.
Dein Ekel kam vom Müfsiggange.

XLI.

DAS SCHWEIN UND DER GAUL.

Sich wälzend in dem scharfen Miste,
Im Schoofs der Trägheit und der Lüste,
Sah einst das Schwein den edlen Gaul,
Von seinem tapfern Herrn bestiegen,
Und gleiches Muthes voll, mit ihm ins Lager fliegen.
Nach Ehre wässert dir das Maul?
O Thor! so spricht das Schwein. Vielleicht in wenig Stunden
Kehrst du zurück, bedeckt mit Wunden,
Wenn du nicht gar den Tod gefunden.
Nein! sichre Ruhe lob' ich mir.
Man nenne mich ein träges Thier:
Nicht einen Tag von meinem Leben
Wollt' ich für tausend Siege geben.
Die Schlacht beginnt. Das edle Rofs
Trägt seinen Herrn durch Spiefse, durch Geschofs.
Er streuet Tod und Schrecken in dem Heere
Des Feinds umher, umstrahlt von Muth und Ehre.
Mit seltnen Wunden leicht bestreift
Kehrt unter ihm sein Gaul zurück. Ein Bote läuft
Voraus, die Wiederkunft des Helden
Den frohen Seinigen zu melden.
Jetzt sprengt er auf den Hof. Mit stolzem Wiehern blickt

Der Gaul umher, und sieht den Schlächter, der die Klinge
Dem Schweine durch die Gurgel drückt,
Damit er es zum Braten bringe.
Nun, spricht der Schimmel, sieh mich hier!
Noch bin ich frisch, gesund, gelobt im ganzen Lande.
Erkenne nun: unsichrer ist die Schande,
Die Feigheit, als der Muth, die Ruhmbegier.

XLII.

DIE ERZIEHUNG EINES PRINZEN.

Nach Voltairen.

Erzogen als ein Thor, von seiner Gröſse trunken,
In grobe Sinnlichkeit versunken,
Saſs auf dem herzoglichen Thron
Von Benevent der Weichling Alamon,
Verachtet und gehaſst, und wuſste nichts davon.
Sein Rath und sein Kaplan, die Leiter seiner Jugend,
Regierten, plünderten indeſs das kleine Land,
Und schwuren ihm, ein Herr von seinem Stand
Sei von Natur mit jeder Tugend
Begabt. Ein Fürst von Benevent,
So bald er nur zu vollen Jahren
Gelange, sei vom West zum Orient
Das Augenmerk der Völkerschaaren,
Ein angebeteter, ein mächtiger Regent;
Er könne, wenn es ihn gelüste,
Den Arno, Tiber und den Po
Bezwingen, und der Schatz der herzoglichen Kiste
Sei gröſser, als der Schatz des Königs Salomo.
Mit dumpfem Glauben und Gefühle
Zog er, der Alberne, den Dampf der Lügen ein,
Und dachte, wenn er schmause, schlaf und spiele,

So

So müsse Benevent vollkommen glücklich sein.
Ein wackrer Hauptmann seiner Wache,
Noch aus des alten Herzogs Zeit,
Ein Mann von kleinem Sold' und desto reinrer Sprache,
War noch der Einzige, der ihm mit Dreistigkeit
Geheime Lehren gab, ihm Unglück prophezeite.
Die Schelme kamen bald dem Biedern auf die Spur,
Und schafften, ohne dafs der Herzog es erfuhr,
Den Unbequemen auf die Seite.
Auf seinen Meierhof verbannt
Safs Aimon, weihte sich mit weiser Musse
Nun seinen Freunden, seinem Gute,
Und seufzte flüchtig nur um Herrn und Vaterland.

Der tolle Jüngling fuhr indefs mit Wohlbehagen
In seinem Taumel fort, der Rath und der Kaplan
Im Rauben. Häufig fing das Volk zu murren an;
Doch nie vernahm der Herzog seine Klagen.
Der Laut, von weitem dumpf, verlor
Sich nach und nach im Lauf, und starb an seinem Ohr.

Der liebe Gott erbarmte sich am Ende
Des Thoren, nahm sich ihn zu bessern vor,
Und gab sein Herz in eines Mädchens Hände:
Lianen sah der Prinz, und fing zu leben an.
Jung war er, und ein schöner Mann,
Und Fürst: wie konnt' es ihm an Glück im Lieben fehlen?
Zwar sucht' er Lieb' und Glück den Wächtern zu verhehlen:
Doch der verschlagene Kaplan

Errieth ihm, sah den Fall für misslich an,
Und sprach: erkennt er sich, so kann er uns erkennen.
Von der Geliebten ihn zu trennen,
Greift er ihn beim Gewissen an,
Macht ihm die Hölle heifs und droht ihm mit dem Teufel.
Der Prinz, je alberner, je mehr zu Angst und Zweifel
Geneigt, ergiebt sich demuthsvoll
In seines Priesters Hand, bereut die schwere Sünde,
Zehrt sich durch Fasten ab, kehrt von dem schönen Kinde
Die feuchten Blicke weg, das jetzt verblühen soll.

Doch welch ein Lärm hallt von den Strafsen wieder?
Hier: Allah! Mahomed! dort: Christus! Alamon!
Haut zu! — Steht fest! — Dringt vor! — Davon! —
Der bange Pöbel strömt die Gassen auf und nieder.
Ein frecher Muselmann, den Turban auf dem Haar,
Den Säbel in der Faust, mit seiner tollen Schaar,
Bahnt sich den Weg auf Leichen, dringt mit Flammen
Und Spiefsen in das Schlofs. Die Männer tödtet er,
Das Weibervolk stellt er zusammen.
Von Kuma kam der Manne her;
Auf tönenden, auf schwarzen Flügeln
Flog vor ihm aus der Tod. Auf ihren sieben Hügeln
Erblafsten Paul und Peter schon.
Das träge Kabinett des trägen Alamon
Schlief ruhig, hatte nicht den leichtsten Wind davon.

Nachdem man itzt so viel der Christen abgeschlachtet,
Als man für Allahs Zorn und Ehre nöthig achtet,

Läfst man die Schwerter ruh'n, und fängt zu plündern an?
Ein Werk, das schnell von statten gehet.
Ganz Benevent, in einem Winke, stehet
Im Stand der Unschuld da. Zusammen schleppet man
Reliquien, Geräth und Vieh und Leute.
Drei Loose werden aus der Beute.
Abdullen fällt der Herzog zu:
So hiefs der General. Du bist in deiner Blüthe,
Spricht Abdul: wohl! der Mäuler warte du.
Der Prinz erschrickt, gehorcht, und danket seiner Güte.
Doch seht! er nimmt am Leib' und am Gemüthe
Im neuen Amt allmählig zu.
Die durch die Weichlichkeit bisher entnervten Glieder
Gedeihen, angestrengt, zu neuer Stärke wieder.
Sein Muth, durch Üppigkeit erschlafft,
Erwacht zugleich. Was ist der Muth auch ohne Kraft?
Nur eine Plage mehr. Der Musulmann hingegen
Sinnt auf Genufs. Er säuft der Überwundnen Wein,
Und läfst den Koran Koran seyn.
Ihn auch mit Küssen zu verpflegen,
Führt jede Nacht ihm sein verschnittner Mohr
Vom Hofe, von der Stadt die schönsten Mädchen vor,
Die an den neuen Brauch sich bald gewöhnen,
Sich nach des Tuches Ehre sehnen.
Einst als, den Striegel in der Hand,
Nebst anderm Stallgesind', erst seinen Unterthanen,
Die Durchlaucht bei den Mäulern stand,

Sah er den Mohren, der Lianen
Nun, ihrer Reihe nach, den Küssen seines Herrn
Entgegenführte. Ha! rief er, der Undankbaren!
Auch diesen Schimpf muſs ich erfahren?
Den bittersten? O Tod, sei mir nicht fern!
Der Mohr verstand zum gröſsten Glücke
Die Rede nicht. Doch sie, mit einem einz'gen Blicke,
Der mehr als tausend Worte faſst,
Spricht: Lebe, dulde, bald soll Hülfe kommen.
Bedenke wer du bist, was du verloren hast,
Treu bin ich dir, und handle dir zum Frommen.

Sie geht. Ihr Reiz und ihr Verstand
Bezaubern plötzlich den Korsaren.
Er schwört: Genuſs hab' ich gekannt,
Was Liebe sei, hab' ich erst itzt erfahren.
Durch Weigerung erhitzt sie den Korsaren,
(Der Weiber Meisterkniff) O Sieger aller Schaaren
Und aller Herzen in der Welt,
Dem alles in den Arm und vor die Füſse fällt!
So spricht sie: doppelt, Herr, hast du auch mich gefangen.
Doch fügst du Feinheit zum Verlangen,
O so beweis' es mir! Gieb meiner Blödigkeit
Drei Tage zum Erholen Zeit,
Und schwöre mir, ein doppeltes Begehren
(Bescheiden soll es sein) indeſs mir zu gewähren. —
Mein Herz versagt dir nichts, erwiedert der Korsar. —

»Fürs erste denn: ein Schelmenpaar,

» Das immer mir gehäſsig war,
» Liegt hier in Benevent. Laſs mir die Schurken holen,
» Und jedem zähle gleich ein starker Janitschar
» Drei hundert tüchtig auf die Solen.
» Zum Zweiten, Herr, gestatte mir dabei
» Zwei Mäuler, die mich in den Zwischentagen
» Zum Zeitvertreib in einer Sänfte tragen,
» Und daſs des Treibers Wahl mir überlassen sei. » —
Nur dieſs? von Herzen gern. — Zur allgemeinen Freude
Des ganzen Volkes werden beide,
Der Rath und der Kaplan auf einen Markt geführt,
Und nach der Vorschrift abgeschmiert;
Voll Wonne dient zugleich der trefflichsten der Weiber
Prinz Alamon zum Eseltreiber.

Zu ihm beginnt sie nun: Dieſs ist noch nicht genug.
Geboren bist du zum Befehlen;
Thron oder Tod, jetzt muſst du wählen.
Fühlst du den Muth dazu? Getreu und klug
Ist Aimon: such' ihn auf, bitt' ihn dir zu vergeben;
Denn Unrecht hattest du. Sein Schwert, sein Leben
Weiht er dir gleich. Drei Tage hast du Zeit,
Am dritten komm zurück. Durch mein Bestreben
Ist alles dann auch hier bereit.
Vergiſs es nicht: drei Tage hab' ich Zeit,
Nach diesem muſs ich mich dem Muselmann ergeben.
Im Krieg' und in der Zärtlichkeit
Ist nichts so kostbar, als die Zeit. —

Er geht, und Aimon, durch Lianen
Von allem schon belehrt, vergiſst den alten Hohn
Den Weinenden küſst weinend Alamon.
Schon hat der Greis in kleine Fahnen
Der Freunde Schaar vertheilt. Die ausgesuchte Macht
Bricht auf, zieht an bei stiller Nacht.
Auch in der Stadt ward bei den Unterthanen
Trotz ihrer Ketten, von Lianen
Der Ehre Funken aufgefacht.
An Aimons Hand, an der Getreuen Spitze
Wird plötzlich Alamon ein Held.
Er kämpft, er siegt, und überfällt
Hinwieder nun im Herzoglichen Sitze
Den weichlichen, entnervten Musulmann,
Der, unbesorgt um das, was um ihn her geschiehet,
Auf seinen geilen Schooſs gleich itzt Lianen ziehet.
Der Sieger dringet ein. Nach seinen Armen fliehet
Die Schöne. Der Korsar, gestört in seinem Plan,
Erstaunt und weicht. Im Schloſs und in dem Staate
Maſst seiner Rechte sich der Herzog wieder an;
Unmittelbar darauf kömmt der Kaplan,
Begleitet vom geheimen Rathe,
Geschäftig, stolz und laut aus seinem Kerker an.
Dieſs alles, rufen sie, dieſs haben wir gethan!
Die vorige Gewalt will jeder wieder zeigen.
Der Priester (grausam sind die Feigen)
Ruft wütend: Packt den General.

Und spiefst ihn auf den ersten Pfahl!
Elender, spricht nunmehr mit herrischer Geberde
Der umgeschaffne Fürst: Elender! denk' an dich!
Verdienet jemand hier, daſs er gespieſset werde,
So ists der Rath und du. In Wollust habt ihr mich
Ersäuft, zum Gecken auferzogen,
Mein Land bestohlen, mich belogen.
Aus meinem Irrthum haben mich
Zwei Lehrer, Lieb' und Noth gezogen.
Zieh, braver Abdul, frei zurück in dein Land.
Dir dank' ich es, daſs sich mein Herz und mein Verstand
Entwickelten. Dein Unterricht war bieder
Und deutlich; aber komm nicht wieder!
Und strafet je der Himmel dich
Und deinen Staat mit einem tollen Priester
Mit einem schelmischen Minister,
So säume nicht, und rufe mich.

XLIII.

DAS LAMM UND DIE FRÖSCHE.

In einer Pfütze lag ein Lamm
Durch einen Fall von einem Steine.
Die Pflanzen und der zähe Schlamm
Umstrickten, hielten ihm die Beine.
Es stampft und schlägt, sich zu befrei'n,
Und stört die träge Flut der Pfütze.
Was für ein Lärm in unserm Sitze?
Hört es die Brut der Frösche schrei'n.
Ihr Herren wollet mir verzeih'n;
Erwiedert es: von freien Stücken,
Das glaubt mir, kam ich nicht herein,
Und hoff' in wenig Augenblicken
Des eklen Loches los zu sein.
» Das ekle Loch? ein Weiher, wo Personen
» So fein als du von Nase wohnen?
» Hat dich dein Stern hierher geschickt,
» So lebe friedsam und beglückt,
» Wie wir, in diesen edlen Fluten:
» Ein Paradies, mit jedem Guten
» Und jedem Schönen ausgeschmückt. »
An mir ist all sein Reiz verloren,
Versetzt das Lamm: ich bin nicht hier geboren.

XLIV.

DIE CISTERNE UND DER BACH.

Auf einen kleinen Bach, der in geringer Ferne
Von einer marmornen Cisterne
Sich mühsam durch die Tiefe drang,
Sah diese mit dem hämischen Erbarmen,
Mit welchem Reichthum, Stolz und Müfsiggang
Den thätigen und blöden Armen
Zu messen pflegt: Der magre Wicht!
Mich wundert sein Geseufze nicht.
Aus einer kleinen, dunkeln Quelle
Entsprossen, wälzt er Tag und Nacht
Durch Stein und Sand die müde Welle,
Und wenn er den unnützen Lauf vollbracht,
Frifst ihn der gröfsre Fluſs. Mir, prächtig eingeschlossen,
Und unbemüht, und sorgenlos,
Kömmt aller Orten her in meinen tiefen Schoofs
Der Zoll der Fluten zugeflossen.
Die ganze grofse Stadt, die mir zu Füfsen liegt,
Versorg' ich täglich mit Getränke,
Und bleibe doch stets unversiegt,
So grofse Summen ich verschenke.
Der Bach vernahm das stolze Wort.
Dein Wesen widerspricht, so fing er an, o Träge!

Dem Rufe der Natur. Auf dem bestimmten Wege
Lauf' ich, der Pflicht getreu nicht unter Seufzern fort;
Ich lisple fröhlich, und errege
In jeder Brust, an jedem Ort
Ein gleiches Mitgefuhl. Mir nicket auf dem Wege
Die Blume duftend zu; mich überdeckt
Der frohe Baum mit süſsem Schatten;
Mir schmücken sich begraste Matten.
Oft seh' ich neben mir tiefdenkend hingestreckt
Den Dichter, dem erhabene Gestalten
Durch meine Hülfe sich entfalten.
(Dich sucht er nicht) An meinem Rande schlägt
Die Nachtigall, und füllt den Sohn der Musen
Mit Harmonien an, die er aus vollem Busen
In seine Lieder überträgt.
Zuletzt, Hoffärtige, sieh her! die rege Welle
Des armen Bächleins läſst dich durch krystallne Helle
Des Grundes ebnen Sand und reine Kiesel sehn;
Allein, wenn auch nur bis zur halben Tiefe
Das lautre Wasser dir entliefe,
So bliebest du voll Schlamm und Unrath stehn.

XLV.

DAS SCHAF, DER HUND, DAS KANINCHEN.

Ein Schaf, ein Hund, und ein Kaninchen kamen
Zugleich auf eine Trift. Sie unternahmen
Ergetzungen verschiedener Natur:
Der Hund mit Rennen und mit Spielen,
Das Schaf am fetten Klee der Flur,
Und das Kaninchen suchte nur
Den ganzen Rasen umzuwühlen.

Ein Fabelbuch ist eine Flur.
Ihr Leser! seid ihr auch von dreierlei Natur?

Ende des vierten Theils.

R. 4:
LD

